Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

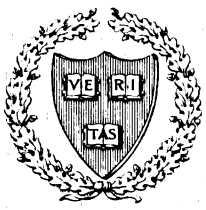
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

PGerm
274
4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Zehnter Jahrgang 1916

Vierter Band

(Oktober bis Dezember)

März-Verlag

G. m. b. H.

Berlin-München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1940

Digitized by Google

Inhalt des Vierten Bandes 1916

Hauptteil

Seite

Baguſche, Hermann: Die Northcliff-Preſſe 27
Barthel, Max: Befreiung 17
Sprüche der Liebe 169
Bonus, Arthur: Ein neuer Moralfeldzug 141
Buß, J. P.: Englands politiſches Vermächtnis 181
Charmatz, Richard: Das tſchechiſche Volk 41
Kaiſer Karl 223
Corbach, Otto: Städtiſche Kriegsfürſorge 207
Eidlitz, Walter, Nacht 90
Fiſcher, Max: Der Tod Heinrich von Kleiſts 252
Fritſch, Karl Wilhelm: Lehrer Vielgut 149
Gmelin, Julius: Die Slawen und der Weltkrieg 185
Goldſchmid, Dr. Alfons: Kriegswirtſchaftsgloſſen 21
Goeſer, Karl: Der Urlauber 53
Gothein, Georg, M. d. R., Der neue polniſche Staat 121
Gottſchalk, Hermann: Wenn wir vernünftig wären 145
Graedner, Hermann: Gedenken 254
Hanſen, Dr. R.: Frankreichs Ruf nach dem Kuli 65
Hatvani, Paul: Die Theaterſtücke Knut Hamſuns 113
Haußmann, Conrad M. d. R.: Neutrale Friedensregungen . . 161
Der 12. 12. 16 221
Heberlin, Eliſabeth: Legende 228
Heſſe, Hermann: Vom Tode 193
Heuß, Theodor: Am Niederrhein 13
Bruck 61
Wanderungen im Fränkiſchen 107
Eſſaibücher 235
Krieg und Verfaſſung 241
Hoeber, Dr. Fritz: Grundformen der Kunſtanſchauung 92
Hoeflich, Eugen: Doſtojewski, die Perſönlichkeit und das heute . 34
Hutter, Heinrich: Europas Allerſeelen 1916 117
Johſt, Hans: Karl Hauptmann 214
Jungnickel, Max: Im Oktober 88
Keſſer, Hermann: Schweiz 1
Huber und Cox 173

Digitized by Google

Seite

Klische, Josef: Kasernengeist nach dem Kriege 105
Kubsch, Arnold: Manch einer 215
Luebeck, Julius: Amerikas chemische Industrie und der Krieg . 126
Lüdecke, Winfried: Die Sprache des Poilu 48
Maus, Alfred: Der Philosoph 130
Mayer, Dr. August: Bruno Walter in München 70
Mayer, Theodor: Die Armen 254
Pernerstorfer, Engelbert: Galizien und Oesterreich . . . 201
Raphael, Max: Kriegsweihnachten 235
Reinacher, Eduard: Der Tod und die schlanke junge Frau . . 167
Wachtstube 255
Reuting, F.: Die Stillen im Land 120
Sack, Gustav: Der stille Gast 210
Saenger, Alwin: Zur Kanzlerrede 165
Schäfer, Othmar: Soldat und Dichter 195
Schäf, Heinrich: Allein sein 68
Schücking, Levin L.: Englische Zeitungen 101
Siegfried, Walter: Sarah die Unausbleibliche 170
Siemers, Kurt: Fahrt auf Urlaub 190
Steinicke, Otto: An der Somme 154
Stern, Edgar: Peints par eux-mêmes 8
Tömörkény, Stefan: Eines alten Mannes abendliches Dämmern 30
Trott-Helge, E.: Italiens wirtschaftliche Sorgen 5
Weer, Reinhard: Befreiung 77
Brüssel, eine Erinnerung aus Urlaubstagen . 248
Wendel, Hermann, M. d. R.: Kohle und Eisen als französisches Kriegsziel 81
Wentscher, Erich: Der junge Reiter 37
Wiedmer, Emil: Abend im Herbst 136

Digitized by Google

Glossen

Seite

Achelis, Thomas Otto: Von türkischen Frauen 158
Ein Kriegsbuch 240
Baguſche, Hermann: Zwiſchen Tag und Abend 100
Exotiſche Novellen 220
Berberich, Siegfried: Im Schlaraffenland 19
Braun, Felix: Heimwärts 18
Von der Seele des Soldaten im Felde 37
Corbach, Otto: „Das Weſen der Geſchlechtlichkeit“ 58
Fiſcher, Max: Die drei Sprünge des Wang-lun 155
Fleiſcher, Max: Der Brunnen 180
Fontana, Oskar Maurus: Abſchied von Palmſtröm . . . 218
Friedenthal, Dr. Joachim: Ludwig Thomas „Kritik“ . . . 158
Goldſchmit, Rudolf Karl: Dichter und Literat 80
Graetzer, Franz: Bachs Ueberſetzer 177
Haußmann, Conrad: Der Tirpitzbriefwechſel 18
Heſſe, Hermann: Das grüne Geſicht 239
Heuß, Theodor: Ueber Fiſchers „Auch Einer“ 58
Bismarcks Friedensſchlüſſe 98
Die Kriegsgedichte der Iſolde Kurz 199
Kalenderbücher 260
Keſſer, Hermann: Benkal, der Frauentröſter 39
Korn, W. A.: Schlachtflotte und Küſtenſchutz 216
Mayer, Alfred: Joachim Benn † 157
Die Hirth-Auktion 219
Mayer, Hermann Leopold: Fritz Boehle † 96
Neiſſer, Arthur: Zu Richard Strauß' Ariadne auf Naxos . . . 79
Gußeiſenkunſt 255
Nikolaus, Paul: Die Firma Abergſon 200
Abendteurer 259
Nowotny, Dr. E.: Demoſthenes und der Weltkrieg 137
Pernerſtorfer, E.: Malwida von Meyſenbug 77
Heidelberg 139
Rieß, Richard: Die Narrenkaroſſe 19
S. H.: Theaterrenaiſſance 118
v. S.: Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn 95
Zukunftspolen 176

Digitized by Google

Seite

Thoma, Ludwig: Kritik 119
Wangart, Stefan: Das badische Buch 156
Weik, Hermann: Ein Spiel im Wind 20
Die Kunst des Reisens 60
Wendel, Hermann, M. d. R.: Die Dame in der Wildnis . . . 179
Briefe einer Deutsch-Französin . 257

Digitized by Google

Schweiz

Von Hermann Kesser (Zürich)

Im ersten Kriegsjahr war es, als sollte, mehr auf Grund von zufälligen als von typischen Ereignissen, auch die Schweiz in einem Teil der Presse dem deutschfeindlichen Verband einverleibt werden. Seither ist das Bild heller geworden. Heute befinden sich in diesem Land Tausende von deutschen Soldaten, schwerverwundete und erholungsbedürftige Austauschgefangene. Die angefochtene und bezweifelte Neutralität der Schweizer offenbart sich in einer Segenstat, die vom Gefühl jener deutschen Soldaten, ihrer Angehörigen und Landsleute so unmittelbar wie kaum eine andere schweizerische Hilfsleistung, sicherlich viel leichter als die wirtschaftliche und international-politische Lage der Eidgenossenschaft — erfaßt werden kann. Dieses Gefühl wird, politisch erweitert, nachwirken; es wird in dem einsetzenden Zeitabschnitt besonnenen politischen Denkens, wird in einer Zukunft mit gemilderter nationaler Erregung der Schweiz noch mehr zugute kommen. Die deutschen Sympathien der politischen Freunde und Kenner dieses Landes sind im übrigen niemals überrannt worden; auch dann nicht, als vereinzelte schweizerische Aeußerungen, die bestimmten feindlichen Kulturkriegs-Thesen verwandt schienen, vor allem in Süddeutschland erregt und mißtrauisch erörtert wurden. Nach allen Zeichen ist man im Begriff schon während des Krieges in einen Zustand zu treten, der überreizte und getrübte Ansichten durch eine klare und ruhige politische Gesamtauffassung ersetzen will. Man sucht Fehlerquellen zu entdecken. Was die Schweiz betrifft, so ist eine der Fehlerquellen, daß sie von einer großen (unpolitischen) Mehrheit zu einseitig als schöne Landschaft, als

Digitized by Google

Heimat von Dichtern und Künſtlern, die man in Deutſchland liebt, oder als Stätte einer ſchwärmeriſchen Freiheit und eines romantiſchen Internationalismus empfunden wurde. Zu einer zutreffenden politiſchen Begriffsbildung konnten dieſe genrehaft-literariſch-touriſtiſchen Prägungen, ſo ſtereotyp ſie immer wieder auftauchten, nicht beitragen. Anderes iſt für die Betrachtung der Schweiz vorauszuſetzen: Einige Kenntnis von den ſtaatlichen Leitſätzen der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft und von dem Sinn der germaniſchen Schweiz, deren ſprachliche und kulturelle Gemeinſchaft mit dem ſtammverwandten Nachbarvolk trotz der politiſchen Geſchiedenheit als ein Unzerſtörbares zu betrachten iſt.

Dieſe unbeſtrittene Kulturgemeinſchaft hat die deutſche Schweiz, als ſie zu Beginn des Krieges verſchiedentlich aufgefordert wurde, nicht veranlaßt, ſich dem deutſchen Denken und Handeln anzuſchließen. Es wurde ſchmerzlich empfunden. Mit der Sehnſucht des Einſamen blickte man damals nach dem Nordhang der Alpen; der Blick wurde nicht erwidert. Mit Deutſchfeindlichkeit iſt der Vorgang nicht zu deuten. Die deutſche Schweiz empfand es als Pflicht, in dieſem Krieg mit der letzten Folgerichtigkeit im Sinne ihres beſondern politiſchen Daſeins zu verfahren; nicht mehr und nicht weniger zu tun, als ſich ſelbſt zu beſtätigen, entgegen dieſer Zeit zu beweiſen. Alle politiſch Einſichtigen mußten darauf vorbereitet ſein. Und dies ſei dazugeſetzt: Auch das Verhalten der übrigen Schweiz entſprach und entſpricht den Vorſtellungen, die ein politiſch Kundiger aus den Verhältniſſen in den einzelnen Landesgebieten haben mußte. Selbſt mit den Exaltados in der franzöſiſchen Schweiz, die — gelinde geſagt — das ſchweizeriſche Weſen in einer nur ſchwer erkennbaren Abſchattung gezeigt haben und immer wieder zeigen, mußten die Unterrichteten innerhalb und außerhalb der Schweiz nach Erfahrungen vor dem Kriege einigermaßen rechnen. Das ſchweizeriſche Staatengebilde aber vermögen auch die bedrohlichen Strömungen, die ſich in der Weſtſchweiz geltend machen, nicht zu erſchüttern. Es bleibt aufrecht.

Digitized by Google

Was gegenwärtig fast unbegreiflich erscheint, ist diesem Staat beschieden, um den kriegführende germanische und romanische Völker den Kampfring geschlossen haben: Angehörige französischer, italienischer und deutscher Zunge politisch zu vereinen. Und die Möglichkeit, diese aus selbständigen (kleinen und kleinsten) politischen Gemeinwesen zusammengesetzten Vereinigung, ungelockert durch die Anlehnung an ungleich größere Kulturbezirke deutscher und romanischer Nachbarschaft, in ihrer schweizerischen Getragenheit zu erhalten, ist Gegenwart und Zukunft der Schweiz. Den Außenstehenden wird dadurch klar: Jedes unzentralistische, das heißt nichtschweizerische politische Sondergefühl — ob es deutsch, französisch oder italienisch ist — gefährdet den Staatsgedanken. Dieser Staatsgedanke aber ist den in der übrigen Welt allgewaltigen nationalistischen und imperialistischen Strömungen so bewußt und rationalistisch wie nirgends entgegengesetzt. Wie in keinem andern „Nationalitätenstaat" versucht man zwischen Chur und Genf, Romanshorn und Chiasso ein Nebeneinander verschiedenster Rassenmischungen bei größtmöglichster Selbständigkeit in einem Verband zusammenzuhalten, der seine formende Kraft aus sich selbst schöpft und nicht zum Nutzen irgend einer herrschenden Mehrheit oder einer überlegenen und mächtigeren Minderheit aufgebaut ist. Das demokratische Grundsystem der Schweiz ist also auf die Lösung nationalistischer Probleme angewandt; ein Schulfall von Staatsformung, der zu betrachten und keinesfalls in Abrede zu stellen ist.

Dabei besitzt eine von den in der Schweiz vertretenen Rassen sogar ein bedeutendes zahlenmäßiges Uebergewicht und ist unleugbar dasjenige Volk, von dem die Gründung und Erweiterung der Eidgenossenschaft ausging. Nochmehr: Die Deutschschweizer — von ihnen ist natürlich die Rede — sind, so gewiß auch die romanische Schweiz Träger und Verfechter der ausgesprochenen eidgenössischen Tendenz im Laufe der Zeit aufgewiesen hat, unbedingt das staatschaffende Kernvolk der Schweiz geblieben. Sie verkörpern das nationale

Digitized by Google

Verantwortlichkeitsgefühl in der reinſten Form, in der unabhängigſten Art. Und dies nicht nur aus dem ideenhaften Empfinden für den Schweizer Staatsgedanken, auch eine (in der Schweiz nicht betonte) politiſch-zweckmäßige Erkenntnis hilft mit: Daß hauptſächlich der in der Mehrheit befindlichen Raſſe die Aufgabe zufällt, in dem ſchweizeriſchen Nationalitätenſtaat Gleichgewicht herzuſtellen, und den romaniſchen Minderheits-Stämmen das (vom franzöſiſchen und italieniſchen Ausland gepflegte) Gefühl der Beeinträchtigung zu nehmen. Aus dieſen Verhältniſſen läßt ſich rechtmäßiger, als es ſonſt zu geſchehen pflegt, die vielerörterte Stellung der deutſchen Schweizer zu dem kriegführenden deutſchen Nachbarreich erklären. Ihre Neutralität erſcheint als ein Gebot der Staatsvernunft, die zu bewahren ihnen vor allem obliegt, wenn auch das gute Beiſpiel in den romaniſchen Kantonen nicht mit derſelben Peinlichkeit nachgeahmt wird.

So ſtellt ſich die Funktion der deutſchen Schweiz im eidgenöſſiſchen Staatenbund dar, und ſie hätte ſich und ihre Vergangenheit verleugnet, wenn ſie unter Ueberbietung unſchweizeriſchen Verhaltens, wie es ſich in der franzöſiſchen Schweiz ereignet, Partei ergriffen hätte. Falſch wäre es, ſolche politiſche Zucht als eine ſeeliſche Lauheit in der Schickſalsſtunde der großen deutſchen Stämme zu betrachten. Mag es ſolche Deutſchſchweizer geben: Weder ſieht man dem Kampf empfindungslos zu, noch verkennt, wer irgendwie erkennend in Betracht kommt, den Weltwert des deutſchen Volkes; dafür iſt in der deutſchen Schweiz zu viel politiſch und wirtſchaftlich erzogenes Verſtändnis für die deutſche Nachbarraſſe, zu viel offener und unverwirrbarer Wirklichkeitsſinn. Die Schweiz, dieſer kleine, im Herzen Mitteleuropas gelegene, bodenarme und von allen Meeresſtraßen entfernte Bundesſtaat, hat ſich wie nur irgend ein Land ihr Daſein im vergangenen Jahrhundert durch unromantiſche Arbeit erkaufen müſſen. Durch ihre nationale Völkermiſchung und ihre geographiſche Lage berufen, hat ſie für das neuzeitliche Europa internationaler Sendungen übernommen, poſitive Leiſtungen zugunſten

Digitized by Google

der internationalen Verkehrsgemeinschaft ausgeführt; sich als vermittelnde Brücke geboten; in der Ueberzeugung, sich als produktives Glied in der Reihe der ungleich größeren Staaten befestigen zu müssen. Ein Volk, das so entschlossen gegen die Ungunst der natürlichen Verhältnisse gestanden und sein Dasein immer auf Erworbenes, auf Schaffenswerte gestellt hat, ist gar nicht fähig, das deutsche Schicksal gleichgültig und ohne innerste Beziehung zu seiner tiefsten Bedeutung hinzunehmen. Und wundern wir uns nicht, wenn die verstürmte Zeit diese Gesinnung auf der Zeitungsoberfläche nur in einer Verkürzung offenbart.

Allen Völkern leuchtet heute der hohe Vorteil der unberührten schweizerischen Friedensinsel ein; sie steht wie eine Reservation inmitten von Blut und Haß, und muß dem deutschen Empfinden noch näher sein, wenn man weiß, daß die Hauptaufgabe für den Zusammenhalt dieses Staatskörpers einem stammverwandten alemannischen Volk der eigenen Zunge zugefallen ist. Es sollte dieser Gedanke stark genug sein, um eine unpolitische Enttäuschung zu überwinden und um das Verständnis für eine deutsche Rasse zu befestigen, mit der man künftig bei rechtmäßiger Rücksicht auf die Eigenart und die politischen Daseinsbedingungen der Schweiz geistig und wirtschaftlich nicht weniger als bisher verknüpft sein wird.

Italiens wirtschaftliche Sorgen

Von E. Trott-Helge

Mit dem Eintritt in den Krieg im Frühjahr 1915 begann für Italien auch die Zeit unvorhergesehener Wirtschaftskrisen, die sich von Monat zu Monat verschärfen. Seine Geldnöte, seine Kohlensorgen, sie werden immer größer. Der Getreidemangel läßt sich nicht beheben, sodaß die italienische Regierung im Sommer dazu schritt, auch über die nicht requirierten Schiffe — die deutschen — zu verfügen, damit sie Rohstoffe, auch für private Rechnung, einführen können. Damals hatte der Preis für englische Steinkohle die ungeahnte

Digitized by Google

Höhe von 250 Fr. gegen 30 Fr. in normalen Zeiten erreicht; verlangte für den Transport vom Tyne nach Genua 5 Pfd. Sterling gegen 5 Schilling in Friedenszeiten, also das Zwanzigfache. Volkswirtschaftler haben ausgerechnet, daß Italien für die überteuren, vom Auslande eingeführten Lebensmittel und Kohlen jährlich $2^1/_2$ Milliarde mehr ausgeben müsse als einst. Denn mit Getreide liegen die Preisverhältnisse ähnlich; England wuchert Italien in schier unglaublicher Weise aus.

Kann es da Wunder nehmen, wenn Italien andauernd Versuche unternimmt, seinem wirtschaftlichen Leben auf die Beine zu helfen? Wenn es bald hier, bald dort Anknüpfungen versucht, die allerdings, wie von vornherein festgestellt werden mag, fast immer zu seinem Nachteile ausgefallen sind. Es mag sein, daß die schiefe Stellung, die Italien schon bei Ausbruch des Weltkrieges einnahm, es auch später im Rate der Entente nicht für voll gelten ließ. Wie konnte man dem treulosen einstigen Mitgliede des Dreibundes auch rückhaltlos vertrauen? Vor allem England läßt es sich angelegen sein, Italien dieses Mißtrauen fühlen zu lassen. Nicht mit Worten, bewahre! Die Briten sind viel zu gute Kaufleute, um nicht in dem abgefallenen Freunde der Mittelmächte den fetten Bissen zu wittern, den sie verspeisen konnten. Auf schwachen wirtschaftlichen Füßen stehend, wie Italien nun einmal ist, war es bei Kriegsausbruch auf finanzielle Stützung durch eine Macht oder Mächtegruppe angewiesen. Die Stützung hätte ihm durch Deutschland zuteil werden können, durch das Land, das infolge der lebhaften Handelsbeziehungen, infolge der günstigen Verträge, infolge der guten Verkehrswege in erster Linie dazu bestimmt war.

Nicht auf einen Schlag, nicht mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien sind auch die wirtschaftlichen Beziehungen beider Länder gelöst worden. Sie bestanden weiter, wenn auch in beschränktem Umfange, als die ersten Kämpfe am Isonzo hin und herwogten, sie bestanden noch, als nach monatelangem, blutigem Ringen der Kampf am Görzer Brückenkopfe und im Trentino unentschieden blieb. Verbindungen wirtschaftlicher Art von so ungeheurer Bedeutung, wie die beider Länder, lassen sich nicht mit einem Streiche zerstören. Denn man vergegenwärtige sich, daß im Jahre 1913 Italiens Ausfuhr nach Deutschland 343 Millionen, seine Einfuhr 613 Millionen Lire betragen haben. Mit diesen Zahlen stand Deutschland an erster Stelle aller mit Italien handeltreibenden Staaten. Einen solchen Lieferanten und Abnehmer konnte Italien von heute auf morgen nicht verlieren, viel langsamer noch aber kann es ihn von anderer Seite wieder gewinnen. Nicht in Jahresfrist, nicht in Jahrzehnten ist das möglich.

England wollte an Deutschlands Stelle treten, es wollte in die Bresche springen und für italienische Produkte und Erzeugnisse ein großer Abnehmer

Digitized by Google

werden. Es wollte Italien außerdem mit allen den Rohstoffen versehen, die ihm für seine Industrie nottaten. Italien hatte vordem deutsche Kohlen in Massen bezogen. Die Preise waren niedrig, die Zufuhren erfolgten regelmäßig. Deutsche Schiffe brachten den Weizen aus Südamerika, den Reis aus Indien, allerhand andere nötige Rohstoffe aus allen Weltteilen an Italiens Küsten. Als die deutsche Flagge von den Weltmeeren verschwand, begann Italien bereits Mangel zu leiden. Es hätte bedenklich werden müssen! Aber was der nüchtern rechnende Romane niemals zugesagt hätte, das bewilligte der impulsive Romane nur allzugern. Italien warf sich England in die Arme und trat schließlich dem Londoner Abkommen bei, das einen Sonderfrieden einer einzelnen kriegführenden Macht ausschließt. Auch den wirtschaftlichen Verhandlungen im März und April d. J. in Paris wohnten italienische Vertreter bei. Allerdings, sie kamen nicht, um sich an den allgemeinen Redensarten über die Einmütigkeit der Ententemächte zu beteiligen. Sie kamen, um bittere Klagen darüber zu führen, daß man sie so schlecht behandle, daß man das italienische Volk darben ließ.

Asquith und Runciman sind in Italien gewesen, haben billige Kohlen, überreichlich Brotgetreide, Aufträge Englands an Italiens Industrie versprochen. Aber als die Kohlen schließlich kamen, in homöopathischen Dosen fast, da waren sie derartig teuer, daß die Industrie ihre Rechnung nicht finden konnte. Die Ladungen waren aber auch so unzureichend, daß zahlreiche Fabriken, viele Privatbahnen die Betriebe einstellen mußten. Mit Getreide ging es ähnlich. Es kamen zwar größere Zufuhren, aber durch die hohen Frachtraten derartig verteuert, daß die Menge des Volkes völlig unbefriedigt blieb. Die versprochenen Aufträge an die italienische Industrie schließlich, sie blieben gleich Null. Die Anleihen, die Italien herausgebracht hatte, waren nicht viel weniger als Fehlschläge gewesen. Schon die Siegesanleihe mit einem Ergebnis von wenig mehr als einer Milliarde Lire brachte eine Enttäuschung. Als aber dann die Ereignisse auf dem montenegrinischen Schauplatze sich zuspitzten, als erst der Lowtschen und dann Durazzo fielen und als fast gleichzeitig Italien die „Sieges- und Friedensanleihe" auflegen mußte, da kam es dem Schatzminister Carcano, einem der wenigen, die im Kabinett Boselli verblieben sind, zum Bewußtsein, daß eine baldige Auflegung einer neuen Kriegsanleihe nicht ratsam sei. Denn trotz aller Reklame, trotzdem man die Zeichnungsfristen verlängert hatte, trotzdem die Banken selbst große Zeichnungen machten und ältere Staatsanleihen in Zahlung genommen wurden, war das Ergebnis der Sieges- und Friedensanleihe doch nur gerade so, daß die Kriegskosten bis zum Tage des Zeichnungsschlusses gedeckt waren. Bei aller Anstrengung waren kaum 2 Milliarden Lire aufgebracht worden. Wollte Italien weiter Krieg führen, so mußte es bei der Entente Hilfe suchen.

Digitized by Google

Nun, England hatte den Wunsch, Italien an der Seite der Entente zu halten. Es wurde Italiens Bankier. Damit aber raubte es dem Lande die Selbstbestimmung. Heute geht Sonnino, der Minister des Aeußeren, vollständig an Englands Zügel. Man heißt ihn den Halbengländer. Er ist Englands Vertrauensmann, der Pfeiler englandsfreundlicher Politik in der italienischen Diplomatie. Darum mußte er im Amte bleiben. England verlangte kategorisch, daß er sein Portefeuille behielt.

Mögen die italienischen Sozialisten mit ihrem wachsenden Anhange noch so erbittert gegen Sonnino protestieren, mögen sie ihn als denjenigen bezeichnen, der Italiens wirtschaftlichen Zusammenbruch beschleunigt, durch dessen Politik Kohle und Brot verteuert wird, die Arbeitslosigkeit sich mehrt, die Industrie verarmt. Sonninos Politik hat durch das neue Kabinett Unterstützung gefunden, die Regierungspartei ist stärker geworden. Nur so konnte es auch gelingen, Italien auf der dritten Pariser Konferenz für den Wirtschaftskrieg n a c h dem Kriege zu gewinnen. Vorausgesetzt, daß die Meldungen sich bestätigen, die da sagen, der Wirtschaftskampf gegen Deutschland müsse laut Verständigung der Ententemächte noch mehrere Jahre nach Friedensschluß geführt werden und könne erst durch einen gemeinsamen Beschluß beendet werden.

„Peints par eux-mêmes”

Akten in Sachen Entente contra Entente gesammelt von Edgar Stern.

Obwohl es ziemlich offenkundig ist, daß der Völkerbund, der gegen uns im Felde steht, nichts weniger als ein homogener oder durch irgendwelche Gemeinsamkeit der Kultur, der Rasse, oder auch nur organisch verwachsener Interessen geeinter ist, ist die Aufgabe nicht ohne Reiz, die Stellungnahme dieser Verbündeten zu einander auf Grund historischer Dokumente zu untersuchen. Wir brauchen dabei keineswegs bis in Zeiten zurückzugehen, wo sich die jetzt Verbrüderten als grimme Feinde gegenüberstanden, weil die Bedürfnisse der Zeit die Gegensätze noch nicht abgeschliffen hatten, die man heute durch künstliche Schlagworte gänzlich zu über-

Digitized by Google

brücken und zu einer widernatürlichen Gemeinschaft zusammenzuschweißen sucht. Wir können auch auf die nackten Tatsachen verzichten, die uns die heute so „brüderlich“ Vereinten in kriegerischen Fehden mit einander zeigen: lediglich die mehr objektiven Urteile ihrer geistigen Führer sollen hier in einer Gegenüberstellung, die keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, zeigen, was sie von einander halten.

Wir wollen nicht bis auf Diderot zurückgehen, der da schreibt: „Rußland ist verfault, bevor es reif ist“ (pourrie avant d'être mûre.) Wir brauchen auch das alte französische Wort von dem „Albion perfide“, das schon weidlich ausgebeutet ist, nicht nochmals anzuführen. Aber hören wir, was Kipling, der große britische Imperialist in seiner Novelle „The man who was“ den russischen Kulturkämpfern nachsagt:

„Seien wir uns klar darüber, daß der Russe ein vortreffliches Geschöpf ist, solange er sich nicht als Mitglied der Gesellschaft aufspielt (till he tucks his shirt in). Als Orientale ist er reizend. Und nur sobald er darauf besteht, als das orientalischste der Westvölker, anstatt als das westlichste der Orientalen behandelt zu werden, zeigt er sich als eine Rassen-Anomalie, mit der ungeheuer schwierig umzugehen ist. Sein Wirt kann nie wissen, welche Seite seines Wesens nun wieder zum Durchbruch kommen wird.“

Und nun hören wir an, was der geistreiche Stendhal in „Le Rouge et le Noir“ seinen Julien Sorel über die Engländer sagen läßt:

„primo: der weiseste Engländer ist noch eine Stunde täglich verrückt; er hat Besuch vom Dämon des Selbstmordes, der der Gott seines Landes ist,

secundo: Geist und Genie verlieren 25% ihres Wertes bei der Ausschiffung in England.“

Wenn sich heute die Entente auf Tolstoi als einen ihrer klassischen Kronzeugen beruft, so dürfen wir vielleicht auf das verweisen, was er in „Christentum und Vaterlandsliebe“ 1894 über diese Entente gesagt hat:

„Lüge ist die plötzlich erwachte ausschließliche Liebe der Russen zu den Franzosen und der Franzosen zu den Russen. Und Lüge unser dadurch nebenher

Digitized by Google

ausgedrückter Widerwille gegen die Deutschen und das Mißtrauen gegen sie. Aber die größte Lüge ist, daß das Ziel all dieser unanständigen, sinnlosen Orgien die Erhaltung des europäischen Friedens sei. Wir alle wissen, daß wir für die Franzosen durchaus keine besondere Liebe weder früher empfanden, noch jetzt empfinden. Und ebenso wissen wir auch, daß wir gegen die Deutschen durchaus keine Feindseligkeit empfanden, noch jetzt empfinden.“

Daß Tolstoi dieser Meinung sein Lebenlang treugeblieben war, geht auch aus seinen Memoiren hervor, in denen er in der Person seines verhaßten Lehrers St. Jérôme den er in Gegensatz zu dem harmlos-sympathischen deutschen Hauslehrer Karl Iwanowitsch bringt, dem ganzen Haß gegen das Franzosentum, der von 1812 bis Kronstadt in den gebildeten Russen latent war, zum Ausdruck kommen läßt. Das deckt sich auch mit dem Standpunkt Turgenjew's, der 1870 einem Deutschen schrieb:

„Ich bin mit ganzer Seele auf Seiten der Deutschen. Es ist in der Tat ein Kampf der Zivilisation mit der Barbarei.“ Man vergleiche damit die heutige Auffassung von der „Kulturmission“ der Entente, z. B. in Stürmer's pseudogelehrter Antrittsrede.

Wird so das russisch-französische Bündnis von einem großen Russen auf seine wahre Bedeutung zurückgeführt, so höre man auch eine französische Stimme zu dem italienisch-französischen Verschwisterungstummel. Vor kaum einem Jahrzehnt hat ihm der französische Romancier Maurice Montégut folgende begeisterten Verse gewidmet:

Die lateinischen Schwestern

Wer wagt es zu sagen, wir seien Lateiner,
Wir, die Gallier, aus Galliens Stamm,

Wir mit den lilienfarbigen Zügen,
Und mit den Ahnen in blondem Gelock?

Als er gleich Pyramiden erstellte
Gegen den rosigen Osten gewandt,

Hohe Menhirs zu Ehren der Sonne,
War er Lateiner, unser Druid?

Digitized by Google

Oder die Franken mit blauen Augen,
Jagend auf sattellosem Roß:

Waren's Lateiner? Und die Normannen,
Die da brüllten in rotem Bart,

Sänge an Odin, Thor und die Götter,
Rauhen Nordens, hammerbewehrt?

Sind uns Lateiner aus Tyr gekommen,
Oder aus Phocien oder Karthago?

All' die des Landes Zauber gefesselt,
Himmel und Sprache nahmen von uns?

Eines Tages kam Rom, kam Cäsar,
Cäsar, der Feldherr, Cäsar, der Herr;

Band den Gallier an seinen Wagen,
Schleppte den Sklaven in fernes Land.

Lang war der Kampf; und wahrlich damals
Hat unser Blut sich zusammen gemischt.

Aber vermischt nur in furchtbarem Ringen,
Widerstrebend, auf gleichem Gefild.

So nur seid ihr lateinische Schwestern,
Blutverschwistert: in feindlichem Blut,

Frankreich, Italien, Schwestern voll Grausen,
Und als Nachbarn erfüllt von Haß!

Dreimal, heißt's, lüge er, lüge dreimal,
Der italienische Bettelmann,

Und er soll sterben am Judaskusse,
Frankreich, wenn du des jemals vergißt!

Wenn den Italienern diese Verschwisterungsode eines französischen Dichters nicht recht zusagt, so gefällt ihnen vielleicht besser, wie V. Jeanroy-Félix, ein namhafter Literarhistoriker, ihren nationalen Barden, d'Annunzio beurteilt. Nachdem er ihn einen Miniaturhomer, einen Tasso aus Sieneser Thon, einen

Digitized by Google

kindischen Nachahmer genannt und in der Kritik seines Werkes so weit gegangen ist, von Wahnsinn zu sprechen, „welchen die Grundregeln des Anstands nicht wiederzugeben gestatten“ (insanité, que la plus élémentaires convenances ne nous permettent pas de reproduire) weist er ihm Plagiate und grobe Fehler in der Anwendung der von ihm so geliebten lateinischen Sprache nach, und erwartet schließlich, daß wir ihn „im Fieber des Paradoxen, unter der Halluzination der Gier nach Erfolg das ausschweifendste Laster verherrlichen sehen werden“ (le verrons-nous enfièvré de paradoxe, halluciné par le désir de la réussite quand même, procéder à l'apothéose du vice le plus dévergondé?)

Man könnte diese Aktensammlung, die aus der Feder ernsthafter, berufener Männer die Wertschätzung erkennen läßt, welche die Ententevölker einander entgegenbringen, unendlich erweitern. Liebhaber werden z. B. in Carlyle's „French Revolution“ eine wahre Fundgrube freundnachbarlicher Urteile entdecken.

Wir aber wollen unsere Zusammenstellung durch eine Charakteristik abschließen, die der vortreffliche englische Humorist Jerome K. Jerome vor wenigen Jahren in „Three men on the bummel“ Kap. X seinen Landsleuten über uns selbst gibt:

„Ein gutherzigeres Volk als die Deutschen braucht es nicht zu geben. Grausamkeit gegen Tier und Kind ist ein Ding, das hierzulande unbekannt ist. Die Peitsche dient ihnen als Musikinstrument; ihr Knallen ertönt von früh bis spät, aber ein italienischer Kutscher, den ich sie einst in den Straßen von Dresden anwenden sah, wurde von der empörten Menge bei einem Haar gelyncht. Deutschland ist das einzige Land in Europa, wo der Fahrgast sich behaglich in seine Mietkutsche setzen kann, überzeugt, daß sein braver, pflichttreuer Freund zwischen den Deichseln weder überanstrengt, noch grausam behandelt werden wird.“ Kap. XII. „.... Was dann geschehen wird, bin ich neugierig. Denn die deutsche Materie ist noch jung und ihre Reife ist von Bedeutung für die Welt. Es ist ein gutes Volk, ein liebenswertes Volk, das viel dazu beitragen dürfte, die Welt zu bessern.“

Digitized by Google

Am Niederrhein

Von Theodor Heuß

Vorbei an einem gotischen Backsteinhaus, dessen Fassade fast zierlich in lauter Fenster gelöst ist, betraten wir mit der plötzlichen Wendung der Straße den großen und länglichen Marktplatz, an dessen Rändern wir eine Woche lang nichts anderes als uns ausruhen wollten. Ein Sonntag abend nach einem grauen Tag; die Feldwebel von Wesel machten sich eben zum letzten Zug fertig und schlenkerten etwas martialisch über das laute Pflaster. Das war Xanten. Ueber das Gedränge kleiner Häuser hob sich die große Silhouette des Viktordomes einfach und kräftig.

Das ist seltsam genug, wenn man aus dem schwäbischen Wein- und Hügelland, weg von Holzfachwerk und bunt gestreifter Gemengelage der Fluren, in diese Niederung fährt, die zwischen den unteren Rhein und die holländische Grenze geklemmt ist. Eine andere Welt, die man sich neu entdeckt: das weite Gebreite der Wiesen, auf denen die Rinderherden weiden, der unbegrenzte Horizont, in den herrliche alte Alleen hineinwandern, die Gassen mit kleinen, verkalkten Häusern, die in ihrer Sauberkeit etwas Verschlossenes haben. Eine Windmühle steht keck auf den Resten der alten Umwallung, die Holzschuhe klappern über das Pflaster, die Seminaristinnen ziehen in brav geordneten Gliedern zur bestimmten Stunde in die Kirche und die Kirche steckt voll der köstlichsten Kunst.

Warum kennt man diese Gegend so wenig? Sie ist behäbig und nahrhaft; die Reize der Landschaft preisen sich nicht in einer deutlichen Mannigfaltigkeit an, aber wie schön sind diese Baumgruppen am Altrhein, diese Bauernhöfe und Schlösser, um die sich das große Viereck des Grabens mit dunkelglattem Wasser zieht, dieses locker gewellte Gelände, Geldern zu, in dem Wald-

Digitized by Google

stück und Kornfeld sich zusammenschieben. Und überall hat die Geschichte ihre ernsten und schönen Zeugen aufgestellt.

Man sollte außer dem Dehio auch den Tacitus mit hierher nehmen. Denn auf dem Hügel südlich von Xanten stand einmal das nördlichste Römerlager, Birten zu, die Castra vetera; Civilis hat es im Bataverkrieg erstürmt und zerstört. Jetzt ist dort Wald und Feld; aber man hat viel an Krügen, Münzen, Steinen und einige Waffen und Plastiken aus dem Boden herausgescharrt. Jetzt noch sieht man in deutlicher Abgrenzung die Anlage des alten Amphitheaters, eine von herrlichen Bäumen überschattete Mulde. Das steile Holzkreuz in seiner Mitte erinnert daran, daß nach der Ueberlieferung hier die „thebäische Legion" des heiligen Viktor den Märtyrertod erlitt.

In der Namensgeschichte der Stadt verbirgt sich seltsam ihre Vergangenheit. Aus der Colonia Trajana, der Bürgerstadt, die nördlich von dem heutigen Xanten sich ausbreitete, war „Klein-Troja" geworden, so daß ein Herzog von Cleve, der die Stadt besaß, sich noch mit dem stolzen Beiwort schmückte, „Fürst der Trojer"; später wuchs die christliche Legende über die römische Einnerung, der Dom, in dem die Gebeine jener Märtyrer gesammelt sind, wird das starke Zeugnis der Bedeutung des Ortes: ad sanctos martyros, und so ist in dem Xanten von heute die lateinische Heiligengeschichte hängen geblieben. Wie groß der alte Ruhm war, erzählt die Sage, die hierher Siegfrieds Heimat und Herrensitz legte: in einer richen bürge, witen wol bekant, nidene bi dem Rine, diu was ze Santen genant.

Diese Anekdoten einer versunkenen Geschichte begleiten uns im halben Bewußsein bei den Wegen durch die Stadt — sie ist jetzt friedlich, ein wenig schlafend, ganz von Gärten eingeschlossen, in die sich da oder dort ein Turm der alten Befestigung lehnt oder der Reiz einer barocken Linie spielt, von dem Pavillon irgend eines beschaulichen Kanonikers. Alle Schritte aber finden sich je und je in das ganz eingeschlossene und verträumte Häusergehege, zwischen dem aus Bäumen hervor der Dom sich empor-

Digitized by Google

reckt: die „Immunität", der Platz der kirchlichen Gerichtsbarkeit, umstanden von den ehemaligen Wohnungen der Kleriker, die hier im reichen Kollegialstift ein beschauliches, gebildetes und auf ihre Rechte gegenüber der Stadt eifersüchtiges Leben führten.

Dieser Kirche, in ihrem Westteil romanisch, in Chor und Langhaus gotisch abgewandelt, wie dies hier unten nicht ganz selten, läßt sich wenig bei uns vergleichen, was den unversehrten Reichtum der ianeren Ausstattung anlangt. Die Gründung ist alt, war immer reich und geehrt: der Domschatz bewahrt köstliche Stücke byzantinischer und frühromanischer Arbeit, Elfenbein, Email, getriebenes Silber, Niello; ungewöhnlich schöne und wohlerhaltene Wandteppiche, die z. Zt. im Chor aufgehängt sind, geben eine festliche Wärme; über zwanzig Altäre, unter denen wohl kaum ein schlechter (ausgenommen ein kürzlich restaurierter), aber viele ganz vortrefflich, lehnen sich an die Pfeiler und es ist ebenso reizvoll, ihre gepflegten Einzelformen zu betrachten als sich an dem farbigen Lichterspiel zu erfreuen, in dem sie sich mit wechselnden Tönen in der hellen Perspektive ordnen.

Die Mehrzahl der Arbeiten gehört der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; zu ihnen kamen dann noch, nach 1650, eine Reihe maßvoll ruhiger Barockaltäre. Es kreuzt sich hier der Einfluß der kölner und der antwerpener Kunst; am köstlichsten aber sind die Werke der engeren Heimat. Dem begegnet man ja sonst auch manchmal, daß irgendwo, aus einem sonst unbedeutenden Städtchen, scheinbar unvermittelt, eine Kunstblüte erwächst, in einer Familie durch ein paar Generationen gepflegt: so hat etwa das fränkische Kocherstädtchen Forchtenberg seine Kerns, so hat hier Calcar seine Douvermanus; will man einen größeren Rahmen, so denkt man an die Fruchtbarkeit der Gröninger und tom Ring im Münsterischen. Dieses Calcar ist eine Ackerbürgeridylle, zwei Wegstunden von Xanten, die sich durch ein pathetisches Denkmal auf dem weiten gotischen Marktplatz berühmt, Seydlitzens Geburtsort zu sein. Hier bildeten von 1480 bis etwa 1550 viele fleißige, vorsichtige und kecke Hände

Digitized by Google

jene lebendigen und malerischen Schnitzaltäre, die recht eigentlich den kunstgeschichtlichen Eigenbesitz und Ruhm des Niederrheins ausmachen, denen man von Xanten bis Cleve begegnet. Gewiß waren die gleichzeitigen gotischen Bildner in Schwaben und Franken zwingender und geistiger im Ausdruck, eingebunden in eine bewegtere Tradition — was hier in einem entzückt und verblüfft, ist eine seltene handwerkliche Geschicklichkeit, das sinnvolle Spiel mit dem Stoff, das die Rankenphantastik gotischer Miniaturen im Holz neu bildet und das Holz zur Linie entmaterialisiert, das zugleich die Tiefe sucht und so im Hin und Her des Lichts und Schattens den größten malerischen Reiz aufweckt. Eine Laune, die anmutig bleibt, eine Fülle, die doch nie aus dem Maß des Schulkönnens hinausflieht und eine kühne Bewußtheit des Formverstandes, die das höchste Maß der gotischen Lebendigkeit in schier natürlicher und graziöser Weise mit der neuen, schwereren und saftigeren Ornamentik der Renaissance zu verbinden weiß. —

Ueber den Kirchen und Straßen von Xanten und Calcar wachte ein guter Geist, der sie fast unverdorben ließ — die anderen Städte da unten mußten sich ohne diesen Schutz durchfinden und haben ihre Reinheit verloren. In Cleve etwa spürt man noch da und dort die Anlage eines fürstlichen Willens, findet etwa auf der Schwanenburg romanische Einzeldinge von höchster Güte — aber der Stadtcharakter ist merkwürdig ins Unklare verwirrt. In den Kirchen von Goch und Kevelaer aber erlebt man schauderhafte Anekdoten des Bemühens, zeitgemäß zu sein: etwa einen Ritter Georg, der unter dem Schutz eines päpstlichen Wortes gegen das vielköpfige Tier-Ungetüm der Entente anreitet, und in der großen Stadtkirche zu Kevelaer sieht man nicht nur bereits einen Unterseebootsangriff auf einen Kreuzer gemalt, sondern eine schwere Haubitze, die, nun was, — die Kathedrale von Reims beschießt. Was sich der Verfasser dieser aktuellen Wallfahrtsfrömmigkeit bei dieser Stoffwahl gedacht hat, ist uns nicht befriedigend klar geworden — eindeutig ist nur die Schlechtigkeit seiner Malerei.

Digitized by Google

Doch soll man vor solchen Abenteuern des üblen Geschmacks keine Angst haben. Fahrt und Wanderung durch das weite Land von Geldern sind schön und dankbar — auf den gepflegtesten Straßen, im Schatten der breiten Bäume schlendert man zwischen der Fruchtbarkeit einer gedehnten Ebene, eine saubere Stadt, ein stattliches Schloß als freundliche Berührungen des Weges.

Am hellen Abend aber grüßen die spitzen Turmhelme des Xantener Domes weit ins Land: hier ist sein Kleinod und sein gesammelter Reichtum. Viele hundert Jahre Geschichte ruhen in seinem Schatten und berühren die empfängliche Seele; der muntere Uhrenschlag aber grüßt und begleitet das Tagwerk eines freundlich behaglichen Volkes, dem der Krieg so ferne schien, wenn er auch hier nicht täglich aus den dunklen Rändern der Zeitung schaute.

Befreiung

Noch zucken im Fieber die schwingenden Nerven,
Die sich aus dem Wirbel der dampfigen Schlacht
Wie endlose Schienen aufglühend werfen.
Nun kühlt ihr Brennen die mondhelle Nacht.
Sind wir der wütigen Hölle entronnen?
Sind wir entfesselt und endlich frei? — —
— Immer noch donnerts in den Argonnen . . .
Der Wald stöhnt im dunkeln, dumpfen Geschrei.
Das Blut ist müde und stumpf wie bei Tieren —
Unser Leib ist ein wogender, wolkiger Rauch.
Wir brennen auch . . .
— — Aber die dunkle Kanonade läßt uns wieder frieren.

Max Barthel, Musketier

Digitized by Google

Der Tirpitz-Briefwechsel

Die Indiskretion, der sich Professor Coßmann rühmt, hat der Oeffentlichkeit den Brief des Herrn v. Tirpitz an den Reichskanzler und dessen Antwort unterbreitet. Der Inhalt, der eine Richtigstellung bezweckt und erzielt, tritt zurück hinter den Umständen und dem Ton. In kochenden Worten legt der bisherige Chef des Reichsmarineamts Zeugnis ab von der Gereiztheit, die er dem Leiter der Reichspolitik entgegenbringt und er läßt direkt oder durch Freunde eine Abschrift des Briefes und der Antwort an einen Redakteur gelangen. Dieser Redakteur übergibt diesen Brief sofort der Oeffentlichkeit mit dem Schutzvorbringen, daß er keine Erlaubnis zu der Veröffentlichung habe.

Damit ist die Erregtheit und Gereiztheit in die Bevölkerung getragen, die mitten in den Erregungen des Weltkrieges sich befindet. Auf die Männer an der Front wirken solche Publikationen und der sich anschließende Zeitungskampf, der sich an dieselben anschloß, wie der Schein von Flugfeuer.

Die Zensur hat harmlose Dinge unterdrückt, weil sie die Stimmung schädlich beeinflussen könnten. Sie scheint solche Auslassungen und den Kommentar des Herrn Professor Coßmann für nicht schädlich zu halten und sie kann von diesem Standpunkt ihre Tätigkeit überhaupt einstellen.

Wenn man dereinst die Geschichte der politischen Stimmungen und Verstimmungen der deutschen Bevölkerung schreiben wird, dann wird nicht Herr Coßmann, aber Herr Tirpitz sehr nachdrücklich erwähnt werden. Dann wird man die Zurückhaltung, die man sich heute aufzuerlegen hat, nicht mehr üben müssen. Heute wird hoffentlich der Reichstag seine Anschauung über die unerhörten Unzweckmäßigkeiten in einem klaren und klärenden Wort zum Ausdruck bringen.

Conrad Haussmann

Heimwärts

Ist es noch möglich, durch eine Dichtung anders, besser zu werden? Wir dürfen nicht ablassen, es zu glauben, obschon uns die Wahrscheinlichkeit eine recht geringe dünken will; aber wer die Novelle „Heimwärts" des dänischen Dichters Laurids Bruun gelesen hat — sie steht an der Spitze eines kleinen, nach ihr genannten Geschichtenbuchs der Fischer'schen Romanbibliothek —, sollte der mit seinem Leben nicht auch bald heimwärts wenden müssen? Ist diese Erzählung von dem Rechtsanwalt, der nach dem Zusammenbruch seiner unredlichen Geschäfte aus der Hauptstadt fliehen muß und auf dieser Flucht, mehr gegen als mit seinem Willen in die Natur — das ist aber: zu sich selber — kommt, ist dieses Schicksal nicht für uns aufgeschrieben worden, damit wir lernen, unser innerstes Ich, unser „Sternen-Ich" endlich auch zu finden? Wie schön hat uns der Dichter diese Verwandlung eines äußerlichen, in Geschäften und Zerstreuungen, um Geld und Ehren tätigen Mannes in einem wahrhaft lebendigen Menschen gezeigt, einen verlorenen Sohn der Natur, der heimkehrt in sie und sich, in Kindheit, in alte Tiefen der Güte, der Frömmigkeit, der Liebe. Schon einmal, in dem unvergeßlichen Roman: „Van Zantens glückliche Zeit," haben wir ihn das Heimkehrwort sprechen hören; hier nun, da er auch in der Heimat bleibt, unter dem grauen Himmel Dänemarks, überzeugt er uns ganz. — Von den übrigen sieben Geschichten, deren Wert allerdings ungleich ist, seien zwei herausgehoben: „Die Aus-

Digitized by Google

erwählten" und „Das Meer des Glücks", denen dasselbe Wort zu Grunde liegt: feierlich und erhaben in der Erzählung von den Irren, die im Schein des Brandes ihres Hauses über das Kirchendach geradewegs in den Himmel wandeln; groß und bedeutungsvoll im Anblick des mittelländischen Meeres, dessen süße Bläue das Verderben seiner Tiefen und Ufer doch verrät, dessen lockende Fremdnis uns nicht vergessen machen soll, wo einzig unsre Heimat liegt.

Felix Braun

Im Schlaraffenland*)

Wie der Untertitel sagt, soll hier von „feinen Leuten" die Rede sein, d. h. von Leuten, die man in Anführungszeichen setzt. Da nun aber diese feinen Leute einen Teil unserer Gesellschaft ausmachen, wie sie vor dem Kriege war und nach dem Kriege wohl noch — hoffentlich nicht noch mehr — sein wird; und da diese „feinen Leute" hier sehr scharf gesehen und gezeichnet sind, so scharf, daß alle sich irgendwie und — wo Getroffenen sagen werden: zu scharf, sei dieser Hinweis auf das früher schon erschienene, jetzt neu verlegte Buch gestattet. Die Bedeutung Heinrich Manns, die sich inzwischen ja in vielen anderen hervorragenden Romanen erwiesen hat, verlangt diesen Hinweis weniger, als die Bedeutung des Stoffes: wir leben jetzt schon unter recht vielen, sehr rasch reich gewordenen Leuten oft recht wenig angenehm und müssen fürchten, daß uns nach dem Kriege die Auswüchse dieses Emporkömmlingtums noch mehr auf die Nerven gehen werden. Wie ekelhaft dieses Gründermilieu ist, zeigt uns diese Jugendarbeit Heinrich Manns, die eine Episode aus dem Leben eines jungen Dichters darstellt: sein Aufenthalt in Berlin und in der Gesellschaft des Berlin WW. Der Haß des Verfassers, ins Künstlerische übersetzt, seine Satire, trifft heute und morgen noch und fast noch die Gleichen. Mag die Darstellung noch so „roman"haft sein und ungründlich, meinethalben einseitig oder halbseitig gesehen, da, wo das wirkliche Leben gesehen ist, ist es richtig gesehen und gezeichnet. Meinethalben übertrieben. Aber das liegt im Stoff: ist denn die hier geschilderte Welt nicht an und für sich übertrieben verrückt! — Es sei mir erspart, auf den Inhalt einzugehen, der Hinweis genüge.

Siegfried Berberich

*) Im Schlaraffenland. Ein Roman unter feinen Leuten von Heinrich Mann. (Kurt Wolff Verlag, Leipzig.)

Die Narrenkarosse

Das Novellenbuch „Die Narrenkarosse", das Arnold Ulitz bei Albert Langen, München, herausgegeben hat, hat nur zwei seiner drei Novellen in die Kriegs-Zeit gestellt. Aber diese beiden Stücke heben sich durch die Einheitlichkeit der Handlung und durch die sichere Linie der seelischen Entwicklung mit besonderer Kraft vor das dritte ins Licht, wo seine Geschichte von der „Narrenkarosse", in der Phantastik nicht nur als psychologische Erscheinung, sondern auch als Stilmittel zutage tritt. Die eine „Kriegsnovelle" schildert den Zusammenbruch eines Neurasthenikers, der an dem Bewußtsein der eigenen Unwürdigkeit und Feigheit inmitten einer ehernen Zeit langsam zu Grunde geht. Die andere, aus den letzten Jahren stofflich gewonnene Erzählung gibt die Tagebuchblätter eines von Größenwahn umnebelten, polnischen Adeligen, der, im Glauben an eine ihn zum

Digitized by Google

neuen König von Polen auserkiesende geheime Mission, ein aus Phantastik und Eitelkeit gewobenes Regierungsprogramm entwickelt, im Wahne wächst und schließlich der Vernichtung anheimfällt. — In allen Erzählungen von Arnold Ulitz ist die Sicherheit im Psychologischen bewunderungswort. Die Schritt für Schritt gezeigte Entwicklung, die in tausend feinen Strichen ein überzeugendes Gesamtbild schafft, hat der Dichter dieser Novellen von den Russen gelernt. Doch dieser mathematische Bau, der aus Folgerungen und Erweiterungen entsteht, exzelliert durch ein Material von feinster Art. Ein urdichterisches Sprachgefühl erwirkt eine Diktion von herber Schönheit. Ulitz erinnert in dieser Beziehung an Sternheim: durch die psychologische Kleinzeichnung, durch die Freude am großen Charaktergemälde . . . nicht zuletzt aber auch durch die Kraft und Liebe zum eigenen dichterischen Sprach-Bilde.

Richard Riess (München).

Ein Spiel im Wind

Dieser neue Roman Heinrich Lilienfeins (bei Cotta in Stuttgart erschienen) schließt sich seinem Wesen nach eng an des Dichters letzten „Der versunkene Stern" an. Wie dort ist auch hier die Hauptperson ein Spiel im Wind. Das Mitleid zieht Lilienfein immer wieder zu diesen innerlich zerrissenen Naturen, den Unerfüllten, durch Charakter oder Umgebung in ihrer Entfaltung und dem freien Lebenswillen gehemmten Menschen, die wie ein Spiel vom Wind umhergetrieben werden. Und in ihrer Zeichnung (es sind meist Frauen und Mädchen) liegt seine Stärke. Zwischen dem ernsten, verbitterten, von seiner Frau verlassenen Vater und der leichtsinnigen Mutter schwankt die Tochter ziellos umher. Es ist ein Leidensweg, den das in sich selbst nicht gefestigte Mädchen geht; von dem Vater, dessen wahre, gütige Art sie nicht zu erkennen vermag, wendet sie sich zu den glitzernden Freuden, die ihr im Zusammenleben mit der Mutter winken. Um zu erfahren, daß hier alles Lüge und Schein ist und sie der stolzen, selbstsüchtigen Mutter nur zum Spielzeug dienen soll. Ehe es zu spät geworden, reißt sie sich los und will nun ihr Leben nach ihrem Willen und Glauben selbst gestalten. So klingt das Buch, das bis zuletzt in eine schmerzvolle, oft drückende Stimmung getaucht war, befreiend aus.

Neben der Hauptperson begegnen uns in diesem Roman eine Fülle gut gesehener und sicher gezeichneter Gestalten. Eine wohltuende Stille liegt bei aller Leidenschaftlichkeit über den Geschehnissen. Die Kunst der Malerei und Naturschilderung offenbart sich allenthalben und gibt dem Buch einen besonderen Reiz.

Hermann Weick

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Kriegswirtschaftsglossen

Von Dr Alfons Goldschmidt

Die Triumphe des Staatssozialismus sind nicht mehr ungetrübt. Die Lehre hat zwar nicht Konkurs gemacht, aber ihre Praxis ist heute übertrieben. Begriffe ins Extreme betätigen, das ist eine bequeme Sache: Man geht am Leitseil und braucht nicht mehr zu denken. Es gibt diese und jene Disziplinierung. Auf das Maß der Freiheit in ihr kommt es an. Man glaubte, die Vielzahl der Tüchtigkeiten ließe sich durch ein Schema mit wenigen Ausführungsstellen ersetzen. Man leugnete das Wesen des Handels, seine vermittelnde Wirkung, sein Aufstöberungstalent, seine Preisgesetzmäßigkeit und seinen Trieb zur Produktionsförderung. Der Erfolg ist Unlust, Lahmlegung beträchtlicher Initiative, Verschleierung. Anfängliche Gier und Angst wurden für unveränderliche Eigenschaften gehalten. Jetzt sind wir soweit, daß einst verbissene Staatssozialisten nach Abbau der schematischen Methoden schreien. Wenn schon, denn schon, sagen viele. Entweder unterwarf man Produktion, Lieferung und Verteilung gleichermaßen dem Zwang oder man lenkte vorsichtig, ließ die Naturgesetze der Wirtschaft walten. Die Alternative ist diese: Verkalkung des Wirtschaftsindividualismus, der Deutschland aufwärts jagte, oder Erhaltung des Bewußtseins der werbenden Kraft. Nicht mehr und nicht weniger als unsere Wirtschaftszukunft hängt von der Wahl ab. Solange die Welt im Zustande des Privateigentums verharrt, haftet das Eigentum an der Persönlichkeit. Wer es von ihr lösen will, muß überzeugt sein, daß die Entwicklung für den Kommunismus reif ist, und muß ein Enteignungsstratege von Genie sein. Ich sehe solche Reife noch nicht.

Digitized by Google

Auch nach Genies blicke ich vergebens. Unsere Verbands- und Monopolgestaltung war ein sachter Anfang. Will man von heute auf morgen Naturgewalten fesseln? Dann erreicht man nichts als eine Schwächung der Natur durch die Gewalt. Ihr dürft Mobiles und Immobiles nicht durch Organisation verkümmern. Warenerzeugung ist das A und O allen Wirtschaftsfortschreitens. Die Produktion muß atmen, wenn sie wachsen soll. Das ist nicht Taschensucht, das ist Lust des Menschen an seiner Kraft. Einst war uns die Befreiung deutscher Bauern, deutschen Gewerbes, aus Hörigkeit und Innungsenge Kulturtat. Frei bleibe der Bauer, frei bleibe Produzent und Händler! Wir brauchen Dickschädel und keine Belegscheinexistenzen.

* * *

Heute noch zerrt mancher an der Kette. Wehe, wenn diese Dränger erst still liegen. Gibt man ihnen die Gewähr wenigstens zukünftigen Tummelns, so werden bei Kriegsschluß wieder die Hämmer mit alter Wucht auf das Friedenseisen sausen. Die Wirtschaftsmathematiker mit trüber Prophetenmine sind heute noch nicht fürchterlich. Sie rechnen: Drei Drittel machen die deutsche Wirtschaft: erstens der Innenkonsum, zweitens der Innenausbau, drittens der Weltmarkt. Dann subtrahieren sie und sehen einen Torso. Die Rechnung stimmt nicht. Es fehlt darin unsere Lust, es fehlt unsere Widerstandskraft, der Zwang zu erwerben. Mir sagte ein Kaufmann: „Belastungen, Handelskampf? Ich will verdienen und zwar mehr als vor dem Kriege." Nehmt ihr den deutschen Kaufmann nicht an den Zügel, so wird er schon laufen. Er ist kein Kolonnengaul. Er wird faul in der Deichsel. Die Welt wird auch nach diesem Kriege dem Kühnen huldreich sein. Qualität und Findigkeit! Mit diesen ist immer was zu erreichen, auch über englische Koalitionswälle hinweg. Füllt nur die Reservekeller, haltet euch parat, macht Pläne, schließt die Reihen, wenn die Einzelkraft nicht reicht, studiert und finanziert die Reklame, baut Friedensmaschinen und Friedensschiffe. Verluste? Steuern? Sie sind groß und schwer.

Digitized by Google

Doch unsere Lokomotiven haben Nahrung und darauf kommt es an. Sie werden fahren und die Millionen mitreißen. Die Haupträder der Wirtschaft sind intakt. Sie übertragen die Kraft auf alle Teile. Schont die Kapitalbildung, eifert sie an! Sperrt den Geldmarkt nur Purzelbaumlern, den Soliden und Strebenden gebt neue Mittel. Die Käufer werden kommen. Von allen Seiten; die Devisenangst wird verfliegen, und stöhnend wird der mächtige Körper schaffen und schreiten.

* * *

Stöhnen wird der mächtige Körper. Denn eine Riesenarbeit ist zu bewältigen. Nicht der Widersinn jener Handelskoalition ist die größte Gefahr. Aber der Krieg ist ein rascher Lehrmeister. Er schwächt die Wirtschaften und zeigt zugleich neue Wettbewerbemittel. Die Engländer suchen die deutschen Verbandsmethoden zu vervollkommnen. Ihre „nationale Sindizierung" ist ein Dualismus, der Kräfte spart. Sie wollen die Propaganda vom Betriebe lösen und sie so wirksamer machen. Teilung von Produktion und Absatz ist die Devise. Schon arbeitet die Sheffielder Fertigindustrie energisch an ihrer Verwirklichung. Die Schwerindustrie macht ungeheure Anstrengungen, die Schiffahrt sucht durch Fusionen den Tonageverlust wettzumachen, das Finanzkapital findet neue Möglichkeiten in den Ländern der Verbündeten. Allerdings lähmt der Munitionskoller der Regierung. Aber man sindiziert, erfindet, gründet; gliedert an, schafft Filialen gegen Deutschland. Die Hatz wird übertrieben, doch unterschätzen dürfen wir sie nicht. Weniger tendenziös ist die russische Wirtschaft. Aber auch sie hat gelernt. Der Krieg hat ihr Tempo beschleunigt, Organisationsnotwendigkeiten geschaffen, die Selbständigkeit gekräftigt. Es wurden gegründet: Schiffahrts- und Bergbaubanken, Automobilfabriken, Maschinenbetriebe, Kohlen- und Eisenunternehmungen, Reedereien, Werften, Eisenbahnen und Wege sind verbessert, in Sibirien und im Kaukasus wertvolle Läger aufgeschlossen, tausende von Genossenschaften sind entstanden. So bedrängt die Landwirtschaft ist, Maschinen und Zu-

Digitized by Google

sammenschlüsse für Einkauf und Kapitalbeschaffung haben ihre Intensivierung eingeleitet. Rußland hat heute einen technischen Apparat, hat den Wirtschaftsindividualismus durch Kriegszentralisierung geweckt. Wohl knabbern die Freunde an ihm, setzen Blutegel an, haschen Konzessionen und suchen die Kauflust auf ihre Märkte zu lenken. Wohl ist die Finanzmaschine überhastet und überhitzt. Dem Staate droht der Bankerott. Noch auch ist die Organisation tolpatschig, die Verpflanzung nicht wurzelfest, aber die Lust an der Selbständigkeit ist erwacht. Das Loslösungsprogramm ist nur wenig erfüllt, doch das Vertrauen ist gewachsen. Der Politiker mag daraus Kampfrichtungsschlüsse ziehen. Der Weltwirtschaftsbetrachter sieht neue Konkurrenzaufgaben. Macht die Augen auf, nehmt das Fernglas und beachtet auch das Kleinste. Oft ist eine Eintragung ins Handelsregister wichtiger als die Fensterrede eines Ministers.

* * *

Amerika, du hast es besser? Zweihundert Industriegesellschaften der Vereinigten Staaten heimsten im Jahre 1915 über drei Milliarden Mark ein, 82 Prozent mehr als im Jahre vorher. Munitions-, Automobil-, Kupfer-, Elektrizitätswerke sind fett geworden. Um Pulverfabriken haben sich Großstädte gelagert. Petroleum, Fleisch, Gummi, Stahl und Eisen: Der Vierverband nahm, was er kriegen konnte. Zu jedem Preise. England bat um Gold und Güter. Rußland ging in Newyork betteln. Frankreich krümmte sich vor dem gelben Stab der Trustherren. Die Fülle drängte nach Erweiterung. Kriegsgründungen überall. In den Vereinigten Staaten, in Rußland, Italien und Frankreich. Kapitalabfluß zum Zweck der Absatzdehnung. Das Blatt hat sich gewendet. Rückstrom amerikanischer Effekten, Großgläubigerschaft. Der Riesenpumper klopft auf die Tasche und ruft: Wer bietet mehr! Die Tonnage baucht sich, die Regierung läßt bauen, die Reedereien lassen bauen. Das Trustkapital der fettgewordenen Eisenindustrie kauft Werften wie Butterbrote und rüstet den Friedensexport. Stolz sagt die Statistik: Um so viel Re-

Digitized by Google

gistertonnen ist unserer Schiffbau den Engländern voraus. Am Badestrande stolziert die neue Millionenmiß und im Newyorker Sektpalast wird europäisches Blut verjubelt. Ganz klar jedoch ist der Becher nicht. Der hitzende Trank hat Nachgeschmack. Die Preise klettern, nicht alle Arbeiter schaffen für den Krieg. Wichtige Gebiete haben nur wenig Nutzen von der Goldsaat. Schon gerieten Arbeiterheere in Bewegung. Die Präsidentenwahl droht. Die Sehnsucht nach dem freien Weltmarkte wächst. Die Einen wollen das Gewonnene universell verwerten, die Anderen Verlorenes einholen. Die Maschinen für den Vierverband sind abgenutzt. Lohnt es, neue zu demselben Zweck aufzustellen? Die Gestehungskostenfrage wird akut. Je wilder die Preise werden, umso größer die Furcht vor einer Warenüberflutung und einer Goldbarriere vor dem Export. Und in Asien und Südamerika gehen reiche Bezirke verloren. In Rio de Janeiro verhandeln japanische Großkapitalisten, die Gelben geben langfristige Kredite, betreiben schnelle Auswanderung und sichern sich so den Absatz. Schon sitzen sie tief in der Monroedoktrin. Sie lassen Schiffe nach Brasilien und Chile laufen, in den Trustfilialen der Vereinigten Staaten sind sie heute begehrt. Kohle und Eisen haben sie in China, sie handeln große Mengen mit Britisch- und Niederländisch-Indien und kommen leise in die Häfen des Mittelmeeres. Ihre Staatsfinanzen gesunden, ihre Waffenpläne wachsen, die Gier nach Angliederung wird genährt. Was Nordamerika an Europa gewonnen, kann es an Japan verlieren. Hier werden noch Flammen schießen. Aber Wucht haben sie jetzt jenseits des großen Tümpels. Wenn sie wollen, wird es mit dem englischen Handelskriege Essig.

* * *

In allen Ländern hat die Kriegsindustrie geschluckt. Viele bejammern den neuen Reichtum und das Wachsen des alten. Gewiß: allerlei Peinliches ist geschehen und nicht immer war es die Arbeit, die den Segen brachte. Aber Sanierungsreife sind gerettet, Zweifelhaftigkeiten sind beseitigt, ruhige Entwicklungen

Digitized by Google

sind gesichert. Wohl sehe ich das Elend, das weite Feld vernichteter Existenzen, die Schulden, den Unmut, die Gefahren der Vertrustung, die Probleme des Arbeitsmarktes und des Kredits. Aber wir haben kräftige Pioniere. Das ist das Wesentliche. Auf die Verteilung kommt es an. Es ist nicht schade, daß die Großen stark blieben, stärker wurden, daß Kleine groß wurden. Wirtschaftserfolge kommen, wie die Dinge sind, von den Vorarbeitern. Die Kriegsvermögensgestaltung scheint dem Auftrieb günstig. Diese Verteilungsaufgabe ist erfüllt. Eine andere jedoch ist unerfüllt und voll böser Möglichkeiten. Der Wert der Einkünfte „Festbesoldeter" sinkt. Schon sind Angestelltenverbände, die früher spinnefeind waren, burgfriedlich geworden. Die Not zwingt zum Reihenschluß. Teuerungszulagen, kleine Heraufsetzungen, reichen nicht aus. Das Kapital muß Abstriche zugunsten dieser Gefesselten machen. Hier ist ein Verteilungsproblem von höchster Bedeutung. Einst war das „feste" Einkommen dem Lohn weit voraus. Heute ist es zurückgehalten, eingeschnürt. Der Beweglichkeitsmangel ist das Schlimmste. Alle Angestellten mit kleinen Bezügen leiden darunter. Ob sie in privaten oder öffentlichen Betrieben arbeiten, sie sind „Beamte", und das ist in Zeiten sinkender Kaufkraft des Geldes ein Unheil. Wie aber ist es mit dem Geist, der Kunst? Jammervoll ist es mit ihnen. Sie haben keine Geltung mehr. Sie sind billig wie Brombeeren. Wer sich nicht einzufügen weiß, hat die dünnste Geldtasche. Hier fehlen: Erkennen des Notwendigen, wirtschaftliche Stoßkraft, Organisation. Selbsthilfe scheint ausgeschlossen. Wer rettet den Geist, gibt ihm Brot und so dem Lande Schmelz und Schwung?

Digitized by Google

Die Northcliff-Presse

Von Hermann Bagusche (Heidelberg)

Die „Daily-Mail" hat vor kurzem durch eine Sonderausgabe (in zwei Millionen Exemplaren gedruckt) ihren zwanzigsten Geburtstag gefeiert. Ihr Gründer, Lord Northcliff, der damals noch sehr bescheiden Alfred Charles William Harmsworth hieß, hat bei diesem Anlaß zu seinen Ehren von vielen Händen die Weihrauchkessel schwingen und sich zu einem dauerhaften Nachruhm Maß nehmen lassen. Als junger Mann war er nach London gekommen, hatte mit einem bunten und einfältigen Wochenblättchen („Answers") sein Glück probiert, als ihm der Gedanke kam, der weitverbreiteten liberalen Londoner Presse ein konservatives Blatt an die Seite zu stellen. Die Aufhebung des Zeitungsstempels hatte es den englischen Tagesblättern eben möglich gemacht, den Pennypreis einzuführen. Harmsworth lieferte seine neugegründete „Daily Mail" für einen halben Penny und es rührte ihn nicht, ob in Fleet Street die Verleger verzweifelt mit den Köpfen gegen die Wände rannten oder ob sie ihm einen furchtbaren Bankerott voraussagten. Die „Daily Mail" hatte in jeder Nummer die größten und ungeheuerlichsten Ueberschriften, wurde gekauft und ihre Auflage kletterte mit Riesengeschwindigkeit in die Hunderttausende. Sie lebte von den geräuschvollen Ereignissen, die der Tag ihr zutrug.

Da kam die Krüger-Depesche des deutschen Kaisers. Und in diesem Augenblick hatte der Journalist Harmsworth mit feiner Witterung das Thema seiner Zukunftsarbeit gefunden: Deutschland ist der Feind der englischen Weltmacht! Mit diesem Programm leitete er jene beispiellose Hetze ein, für die er leider nur zu bald in Paris und Petersburg Gesinnungsgefährten und Kampfgenossen finden sollte. Was zuerst der Gedanke eines Einzelnen war, wurde nun System. Die „Daily Mail" erschien — auch eine neue Mode im modernen Zeitungsgewerbe — an drei Orten gleichzeitig: in London, Birmingham und Paris. Dem Ehrgeiz und der Sucht Northcliffs, die Propaganda des Völkerhasses gewinnbringend auszuschroten, genügte das aber noch nicht. Alte Zeitungen und Zeitschriften wurden aufgekauft, neue gegründet. Die „Daily Mail" gab das Thema an, der Ton schwang weiter. „Observer" und „Evening News", zwei einflußreiche Abendblätter, wurden dienstbar gemacht. „Leeds Mercury", „Manchester", "Curier", „Glasgow Herald" und ein Dutzend andere Blätter folgten. „Daily Mirror" wurde

Digitized by Google

gegründet und brachte zu dem aktuellen Wort das Bild. Aber dann kam der größte Schlag: Harmsworth kaufte die alte angesehene „Times" auf, die zweihundert Jahre hindurch in den Händen der Familie Walter heilige Traditionen nobel gepflegt hatte.

Sein Einfluß stieg ins Gigantische. Die Liberalen fürchteten ihn, die Konservativen suchten seinen Beistand. Er wurde bei Hofe empfangen, war häufig in Sandringham König Eduards Gast. Und sein Erfolg wurde vollkommen, als er im Jahre 1905 in den Pairsstand erhoben und ins Oberhaus berufen wurde.

Dem Wort und Wink dieses Mannes gehorchen heute in England etwa hundert Zeitungen und Zeitschriften. Er kommandiert, und hundert Federn setzen sich in Bewegung. Dreißig Millionen Menschen lesen jeden Tag, was in der Northcliff-Presse gedruckt wird. Die Halbweltler des Intellekts, die in der „Daily Mail" in einen Rausch von fettgedruckten Ueberschriften schwelgen und am Ziehbrunnen der Sensation jahrelang das Wasser vergiften halfen: sie haben mitgewirkt an dem Haß, der den Geist der Völker verwirrt und sie seelisch krank gemacht hat. Sie sind mitverantwortlich für das Leid, das in viele Herzen kam. Aber einer der Hauptschuldigen ist Lord Northcliff, der in England mit der Vertrustung der öffentlichen Meinung die Macht an sich riß und mit seinem Preßkonzern den gefährlichsten Stimmungsfaktor entwickelte.

Immerhin, es fehlte nicht an Klardenkenden, die längst wußten, daß nicht der besorgte Patriot, sondern der rigorose Geschäftsmann Northcliff diese Hetzpolitik betrieb. Man vergaß niemals, daß Lord Northcliff mit dem Sensationsjournalisten Hamsworth identisch war und daß die Freude am gewinnbringenden Lärm die Triebkraft blieb. Man könnte glauben, daß der Zorn des Augenblicks das Bild dieses Mannes dunkler malt, als die Gerechtigkeit es billigen könnte. So mag denn jener offene Brief hier einen Platz finden, den vor zwei Jahren die „Daily News" an Lord Northcliff richtete, ein Schreiben, das mit so bemerkenswertem Freimut die wahre Gesinnung dieses Mannes kennzeichnet. „Es wird," so hieß es in diesem Briefe, „keine Schwierigkeit haben, auf die Kriege hinzuweisen, die Sie angestiftet haben, auf den Haß, den Sie gesät, auf die Sache, die Sie verlassen haben, auf ihre Fälschungen, die Sie überall verbreiteten. Sie haben all das getan, nicht weil Sie irgend einen Glauben hatten, nicht weil Sie ein Prinzip hochhielten, Sie haben das alles getan, weil Sie den Erfolg suchten, denn der Erfolg ist das Einzige, wovor Sie Achtung haben unter all den Geheimnissen und Heiligkeiten des Lebens. Als Sie den Krieg gegen die Buren predigten, war es nicht, weil Sie die Buren haßten und England liebten: es war nur, weil Sie Ihre

Digitized by Google

Zeitungen zu verkaufen verstanden. Als Sie den Krieg gegen Frankreich predigten und verkündeten, wir würden Frankreich „mit Schmutz und Blut bedecken" und seine Kolonien Deutschland geben, geschah es nicht, weil Sie irgend etwas gegen Frankreich hatten, sondern weil Sie wußten, wie man die Augenblicksleidenschaften des britischen Pöbels ausbeutet. Als Sie auf die schwersten Maßregeln gegen Rußland drangen wegen des Unfalls in der Nordsee, da wußten Sie sehr wohl, daß da nur ein Versehen vorlag. Aber Sie wußten auch, daß das Kriegsgeschrei Ihnen eine gute Reklame für ihre Zeitungen gab. Als Sie im vergangenen Frühling durch ihre Zeitungen von der „Times" abwärts den „Bürgerkrieg" prophezeien ließen, da kümmerten Sie sich nicht um das Wohl des Landes und um die Parteien. Das Vaterland schiert Sie nicht und Sie haben mit allen Parteien kokettiert. Ja sogar ihre Neigungen reißen Sie so ohne jeden Grund aus Ihrem Herzen wie ihren Haß. Als Sie den deutschen Kaiser mit kriechender Bewunderung umgaben, als Sie ihn „unsern Freund in der Not" nannten und für ein Bündnis mit Deutschland eintraten, da geschah das nur, um Ihre Predigt zum Krieg gegen Frankreich wirksamer zu machen. Mit einem Wort: Sie waren durch zwanzig Jahre der journalistische Brandstifter in England, ein Mann, stets bereit, die Welt in Flammen zu versetzen, um daraus ein Zeitungsplakat zu machen."

Genügts? Ein weiteres Dokument mag das Bild ergänzen. Der Chefredakteur der „Daily News and Leader", A.-G., Gardiner, hat vor einem Jahre neue Enthüllungen veröffentlicht und behauptet, daß Lord Northcliff seine Zeitungen dazu benutzt habe, um das Publikum mit schamlosen Märchen zu erschrecken, ohne Rücksicht darauf, ob sich die gegenseitigen Beziehungen der Völker verschärften. Gardiner machte dabei über die Veröffentlichung des französischen Gelbbuches folgende Enthüllungen: „Das Gelbbuch war vor zwei Monaten fertig. Durch Machenschaften, die noch unaufgeklärt sind, erwarb Northcliff das englische Uebersetzungsrecht. Die Veröffentlichung des französischen Textes wurde zwei Monate verzögert, weil Lord Northcliff keine Eile hatte, die Uebersetzung fertigzustellen. Endlich veröffentlichte der „Times"-Verlag eine unbefriedigende Uebersetzung zu dem viel zu hohen Preise von zwei Mark. Aber das war nicht genug. Auf Grund der Autorität des Herrn Clemenceau wissen wir, daß die „Times" vom französischen Auswärtigen Amt alle französischen Exemplare, die zum Verkauf in England bestimmt waren, aufkaufte. Der französische Text kostete 40 Pfennige gegenüber den erpresserischen zwei Mark des Lord Northcliff, und durch diesen Streich wurde verhindert, daß dies unschätzbare Dokument dem englischen Publikum zu einem annehmbaren Preise zugänglich gemacht wurde. Aber auch das war noch

Digitized by Google

nicht alles. Als die „New York Times" ankündigte, daß sie eine englische Uebersetzung für 20 Pfennige veröffentlichen würde, versuchte Lord Northcliff die amerikanische Zeitung zu veranlassen, den Preis gleichfalls auf zwei Mark festzusetzen. Es war nötig, daß Sir Edward Grey plötzlich einschritt und eine neue und gute Uebersetzung zum Preise von 8 Pfennig herausgab, um Lord Northcliffs Versuche, das englische Publikum auszubeuten, zu hintertreiben. Jetzt erst ließ Lord Northcliff sich herbei, seine Uebersetzung als eine Beilage zur „Times" herauszugeben."

So sieht das Portrait des Lord Northcliff aus, der in England mit hundert Zeitungen die öffentliche Meinung bestimmt und mit der Petersburger „Nowoje Wremja" und dem Pariser „Matin" des französierten Portugiesen Bunau-Varilla durch telegraphischen Nachrichtenaustausch engste Beziehungen unterhält. Herr Bunau-Varilla hat, wie in Paris jedermann weiß, seine Millionen bei dem Panama-Skandal ergaunert, und an seinem Reichtum hängen die Tränen von tausenden kleiner Sparer, die bei diesem Riesenschwindel ihre Gelder verloren haben. Lord Northcliff und Bunau-Varilla, „Daily Mail" und „Matin" — das ist ein Gruppenbild dieser Zeit, daß ist ein Spiegelbild dieser Kulturepoche, die es zuläßt, daß Rotationsmaschinen nach Massengräbern schreien, weil ein Einzelner dabei seinen Gewinn finden kann. An irgend einem Tage, wenn die Einsicht den Haß überwältigt haben wird und die Schützengräben wieder verfallen dürfen, damit sie Ackerland werden, — an irgend einem Tage wird die Menschheit den Ursachen dieser schweren Heimsuchung nachspüren. Sie wird williger und bereit sein, die Wahrheit zu vernehmen, jene Wahrheit, die durch keinen Zeitungstrust entstellt werden kann, weil sie jenseits allen Hasses ist.

Eines alten Mannes abendliches Dämmern

Von Stefan Tömörkény

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.

Melchior Faragó langweilte sich. Er saß draußen auf der Bank vor dem Gehöft und rauchte die Pfeife. Billigen Tabak aus einer Kreuzerpfeife. Die Meerschaumpfeife gehört bloß für den Feiertag. Außerdem schnitzelte er mit Hilfe des Taschenfeitels. Nebenan stand ein großer Baum, ein Maulbeerbaum, zu Häupten des Bänkchens. Zweige fielen von dem Baum. Denn dieser war schon sehr alt,

Digitized by Google

deshalb fielen die Zweige. Wieder löste sich einer. Fiel vor Melchior hin. Friedfertig. Schlug nicht an Melchior. Diesen Baum hatte Melchior vor fünfzig Jahren gepflanzt. Eigentlich nicht vor fünfzig Jahren, sondern vor zweiundfünfzig. Melchior hatte Hafer auf die Wurzeln gestreut, damit sie besser fangen. Aber dafür hatte der Baum auch durch fünfzig Jahre reichlich Maulbeeren gegeben für die Ferkel.

So ist's um die Bäume bestellt. Sie leben wie Menschen, haben nur keine Füße. Sie sehen alles, wissen alles. Ragen nur deshalb so hoch, um die Umgebung zu überblicken. Brave Geschöpfe sind die Bäume.

Der Zweig fiel nieder. Melchior schaute ihn an.

„Bist auch schon unten?" fragte er.

Mit dem trockenen Laub raschelte der Baum Antwort.

„Na, „sagte Melchior", wenn du schon herunten bist, schnitz ich aus dir einen kleinen Löffel und eine Gabel für meinen Enkel. Langweil mich ohnehin schon sehr."

Der Zweig raschelte weiter, dies sei, bei Gott, recht wohlgetan.

Melchior holte sein Taschenfeitel hervor. Betrachtete es von der einen Seite, dann von der anderen. Nachher öffnete er die Klinge. Es war ein ansehnliches, schönes Messer, Handarbeit des Messerschmiedmeisters Sziráki. Hei, damals hatte auch dieser noch schwarze Haare gehabt. Das Messer aber war von Melchior als Hochzeitsmesser gekauft worden.

Doch dies ist nebensächlich. Er legte das Messer an den Zweig an und spaltete das Holz. Der Zweig leistete keinen Widerstand, denn er wußte, dies sei sein Los. Im Anfang, eine Zeit lang, gab er feine Blätter für die Seidenraupen, dann brachte er Maulbeeren, später warf er Schatten auf die unter ihm Ruhenden, jetzt wird er zu einem Löffel, zu einem kleinen Löffel für den Enkel, der Marci heißt und ein entsetzlich verspieltes Kerlchen ist.

Großvater schnitzte den Ast zuerst flach, dann rundete er die Kanten ab, höhlte eine Vertiefung aus, auf daß zu einem wirklichen Löffel nichts fehle und man mit dem Ding auch wirklich

Digitized by Google

löffeln könne. Der alte Mann kann geruhsam diese Arbeit tun, denn er blieb daheim, derweilen die andern auf den Feldern Gottes Segen einheimsen. O Maria, gelobet sei dein Name.

Bloß der hinkichte Rabe kommt auf einem Fuße näher. Wer nur einen Fuß hat, dem ist es keine Kunst einbeinig zu gehen. Doch der Hundsfott kann sogar hüpfen und schaut Großvatern so fragend an, daß Melchior gezwungen ist, ihm Rede zu stehen.

„Für den Marci ist's", sagt er. „Hörst du, Mathias, für den Marci. Ein Löffel."

Mathias schaut mit einem Auge auf Großvater, dann sagt der Frechling: „Kra."

Großvater vermeint aus dem Tone Mißbilligung zu vernehmen und die Meinung, es sei Schade, dem Marci derlei zu machen.

„Schade ist um das Fressen, das du bekommst", murrt Großvater zornig. „Da schaut her! Der Kerl ist noch frech, anstatt froh zu sein, daß „Schwan" nicht kommt und ihn anständig rupft."

„Kra," schreit Mathias zornig zurück, doch hat er noch so viel Verstand, gleich beiseite zu springen.

Doch das Springen hilft ihm nichts, denn „Schwan" kommt schon. Er hat vernommen, daß man seinen Namen nannte und ist auch schon da. Ein alter Hund ist dieser „Schwan", schon ganz weiß. Doch nicht vom Alter. Er war immer so, und deshalb hat er auch seinen Namen bekommen.

„Schwan" versetzte mit der Pfote dem Mathias einen heftigen Schlag, er solle sich seines Weges trollen. Mathias krächzt, spreizt die Schwingen auseinander und hüpft zu Großvater, damit ihn dieser schütze.

„Ich helf dir nicht," sagt dieser. „Hast eine schwarze Seele. Gönnst dem Marci den Löffel nicht."

Schwan hatte keine Ahnung davon, daß der Mathias ein solcher Bösewicht. Groß ist seine Verwunderung darüber und er spricht:

„Wau!"

Digitized by Google

„Ja, so ist er," antwortet Großvater. „So."

Aber das ist schon wirklich zu viel. Schwan setzt sich auf die Hinterbeine und fegt mit dem Schweife den Sand.

„Was fegst du?" meint Großvater. „Der Samstagnachmittag ist doch noch weit?"

Damit nimmt die Unterhaltung ein Ende. Melchior ist mit dem Löffel fertig und schnitzt aus der zweiten Hälfte des Astes eine Gabel. Das erforderte größere Sorgfalt, denn jede Zinke muß separat geschnitzt werden. Schwan schaut der Arbeit zu, der freche Mathias aber sitzt dem Alten plötzlich auf dem Knie. Großvater versetzt ihm einen Schlag mit dem Taschenfeitel auf den Kopf, aber Mathias rührt sich dennoch nicht.

„Na," sagt Großvater, nachdem er sich davon überzeugt hat, „du bist wirklich wie eine Zecke." (Mathias schert sich um solches Gerede nicht viel.)

Melchior ist mit der Gabel noch nicht ganz fertig, als er von der Straße her Rascheln vernimmt. Die Familie kommt heim. Es raschelt, weil sie Bohnen bringen. Mein lieber guter Gott, wie schön hast du heuer die Bohnen gedeihen lassen. Der Mann kommt, das Weib, die Tochter Etel und der Marci, der seine Last kaum trägt.

„Ich bringe die Bohnen, Großvater," schreit er.

„Oh du mein gutes kleines Seelchen," lächelt Großvater und haftet den Blick der tränenumflorten Augen auf das Kind. „Du bringst sie wirklich?"

„Aha!" antwortet Marci und darüber lachen sie schon alle. Die trockenen Bohnenschoten rascheln, wie sie von Vaters und Mutters Schultern auf die Erde geworfen werden. Die Mutter macht sich sofort an die Zubereitung des Nachtmahles. Sie zündet Feuer an. Etel stellt auf den Mühlstein, der unter dem Maulbeerbaum liegt, Teller. Schmucke Teller mit eingebrannten blauen Blumen. Dann geht sie mit einem Topf in den Stall, um für Großvater Milch zu bringen. Denn Melchior ißt kein gekochtes Abendessen. Dazu ist er schon zu alt. Bloß Milch

Digitized by Google

trinkt er, wie sie der gute Herrgott in die Kuh gegeben hat. Deshalb gehört auch immer das erste Gemelk ihm.

Etel bringt rasch die Milch und Großvater trinkt so schön den Porzellantopf leer, daß es ein Vergnügen ist, ihm zuzuschauen. Fertig geworden, steht er auf und geht unters Dach, zur Ruhe. Dort pflegt Großvater auf einem seidenhaarigen, den ganzen Körper bedeckenden Pelz zu schlafen. Doch bevor er weggeht, versteckt der alte verschmitzte Mann den kleinen Löffel und die kleine Gabel unter den Teller Marcis, damit sich der kleine Räubersbub darüber freue.

Behaglich streckt sich der Alte auf dem Pelz aus und seine weißen Haare tauchen in dem weißen Fell unter. Die Sonne ist schon nahe dem Untergehen, verschwindet eben am Rande des Himmels. Doch ob man mir glaubt oder nicht, die Sonne rutscht noch einmal auf den Saum des Firmaments zurück, um noch einmal Großvaters weiße Haare mit ihren roten Strahlen zu überfluten. Wie leicht kann es sein, daß sie in der Frühe Großvatern nicht mehr antrifft. Er könnte endgültig einschlafen, denn so ein alter Mensch stirbt entsetzlich leicht.

Mathias spaziert auf das Schulterstück von Großvaters Schlafpelz und schließt die Augen. Er tut so, als schlafe er. Aber in Wirklichkeit lacht der Hundsfott bei sich darüber, wie im Geheimen er und Großvater dem kleinen Marci einen Löffel geschnitzt haben.

Dostojewski, die Persönlichkeit und das Heute

Von Eugen Hoeflich

Als dieser Krieg begann, begann man sofort einen Namen für ihn zu suchen, unter dem er späterhin in der Weltgeschichte registriert werden sollte. Keiner aber von den Gefundenen hat das Richtige, Schlagende auszudrücken vermocht. Das Wort ist noch nicht gefunden, das von den Gewalten sagt, die hinter diesem Kampf, nicht um die Vorherrschaft in Europa, sondern um die

Digitized by Google

über die ganze Welt stehen. (Denn dieser ist der Grund auf dem sich der Imperialismus des englischen und des russischen Imperialismus erstrecken will.) Ein Wort wäre zu prägen, das treffend sagt, warum England, der Staat auf der höchsten Stufe der kapitalistischen Produktionsweise mit Rußland, dem Land in den Kinderschuhen des Kapitalismus geht, dessen Geist der Geist des Panslawismus ist, der nur eine andere Bezeichnung ist für: russischer Imperialismus.

In einer glänzenden Arbeit über die Persönlichkeit Dostojewskis, des großen Panslawisten, (bei Piper in München) legt Otto Kaus die Bewegnisse, die Gedankengänge und die Ziele dieser politischen Strömung klar. Diese Arbeit scheint mir in dieser Zeit doppelt wertvoll zu sein, denn sie zeigt auf, wie weit der Panslawismus Dostojewskis von dem der russischen Kriegspartei entfernt ist. Sie zeigt, daß der heutige Panslawismus wohl noch mit den Gebärden und mit den Worten Dostojewskis hantiert, daß aber sein heutiger Träger gerade die von ihm so gehaßte und bekämpfte Bourgeoisie ist, deren Ziel natürlich nicht in der Menschheitsbeglückung liegt, das der große Russe auf den Wegen des Panslawismus gesucht hat; ihr Ziel ist das Gegenteil seiner Forderung: es ist das Ziel alles industriellen Kapitalismus: Unterdrückung der Erde unter das Joch des „Mehrwert heckenden Werts." Das heißt hier: Unterwerfung unter das Kapital des slawischen Kapitalisten. Dostojewskis Panslawismus, ihm nur ein Hilfsmittel zur Erreichung seines sozialen Zieles, ließ ihn den Zarismus stützen; es war aber nur ein bedingtes Stützen, ein Dienen, „wenn er (der Zar) wirklich glauben lernt, daß sein Volk seine Kinder sind." Sein Kampf aber gegen den Nihilismus — der so vielen unverständlich bleibt — ist nichts andres als ein Kampf gegen die Komplizierung seines Kampfes mit dem zukünftigen Machthaber in Rußland: dem Absolutismus des Kapitals, das er bekämpft aus tiefster Seele, die von einem urchristlichen, patriarchalischen Kommunismus träumt.

Kaus zieht den Vorhang weg, der die große Tragödie des Menschen Dostojewski verbirgt, in dem der Politiker gegen den Dichter streitet: Der Dichter fühlt die Zeit auch für Rußland heranschreiten, in der der Mensch nur nach dem Zahlenwert, dem Kapital (als Machtmittel) gemessen wird, er läßt seine Helden zum andrängenden Kapitalismus und seinen Lebensäußerungen in Beziehung treten, der Politiker in ihm aber hofft, Rußland werde diese Periode in der Entwicklung des Wirtschaftslebens überspringen. In diesem Glauben stirbt Fjodor Michailowitsch. Die Tragik aber findet kein Ende mit seinem Tod. Nun erst hebt eine posthume Tragödie an, wie sie wohl kaum oft geschehen war: Die haßvoll bekämpften Gegner werden Erben nach Dostojewski. Was ihm aus der Erkenntnis des unlösbaren Einsseins von sittlichem und sozialem Werden entsprungen war, wird von seinen erbenden

Digitized by Google

Feinden nun für ihre Zwecke mißbraucht: mit seinen Worten, mit seinem Tonfall sprechen sie; dennoch ist es das Gegenteil von dem, was ihm Forderung war, was sie propagieren. Und Keiner ist da, der sie hindern könnte. Die Nachfahren des großen Realisten, der Idealist war, haben es zuwege gebracht mit Worten, die einst als wahr gedacht waren, wissentlich zu lügen. Die Panslawisten von heute kämpfen mit Dostojewskis ehrlichen Waffen auf unehrliche Weise aber, für die Einigkeit des unsittlichen und unsozialen Werdens und die Triebkraft die den Muschik in die Bajonette jagt ist ein umgeschaltetes napoleonisches: „C'est le ventre, qui fait les revolutions". Es ist der Magen des jungen russischen Kapitalismus, der den Krieg macht...

Wer den Geist des russischen Imperialismus versteht, wird erkennen, daß die Mächtegruppierung in diesem Krieg keine geographische Zufälligkeit ist. Daß Rußlands Sehnsucht nach dem Weg am goldenen Horn und Englands Tasten nach Durchdringungsschleichpfaden sich treffen mußten in dem Gemach, das die Türkei sofort verließ, als die Beiden anklopften. Verließ, um sich zu den Mittelmächten zu begeben, deren Wirtschaftsordnung der Konkurrent des britischen Kapitalismus und der Bedroher des noch kleinen russischen ist. Es ist auch keine Zufälligkeit, daß der Kampf der Türkei — des erwachten Asiens (Japan bleibt ja der Feind Rußlands, wie Englands, was die Geschichte beweisen wird) — sich in erster Linie gegen Rußland richtet, denn heute droht dem Geiste Asiens, dem Panasiatismus von morgen, die größere Gefahr nicht von Europa sondern von Rußland, das nicht mehr Asien ist und noch nicht Europa.

Was die Gestalt Dostojewskis vor den Augen des Lesers verschleiert, sind nur Aeußerlichkeiten eines ungeheuren Kampfwillens, der in der Wahl seiner Mittel nicht wählerisch sein kann. Irrtümer, die seinen Weg kreuzen und ein Stück mit ihm gehen, fallen ins Dunkel vor der Tragik dieses Mannes. Kausens Verdienst — dessen Psycho-Analyse bei Adler geschult ist — ist es, daß sein klares Buch zur Erhellung dieser Persönlichkeit aus dem Geistesleben eines Volkes viel beiträgt, dessen Geistesleben dem Westeuropäer fremd geblieben ist, trotz der ungeheuren Invasion russischer Literatur in den letzten Jahren und trotz des Krieges.

Digitized by Google

Der junge Reiter

Von Erich Wentscher

Ein Knabe zog als Reiter ins Feld,
Seinem Fuchs und ihm gehörte die Welt.

Sie ritten im Mondlicht durch das Land,
Einen Schlafenden er am Wege fand.

Da stieg er ab und sah ins Gras:
„Bruder, warum bist Du so blaß?„

Er kniete sich dicht an das bleiche Gesicht:
„Bruder, warum hörst Du mich nicht?"

Da verstand er plötzlich die ewige Ruh':
„Bruder, lieg' ich mal so wie Du?"

Von der Seele des Soldaten im Felde

„Von der Seele des Soldaten im Felde" ist eine Schrift benannt, die ein Teilnehmer an den Kämpfen im Osten, Erich Everth, verfaßt hat und der Verlag Eugen Diederichs als die zehnte seiner Tat-Flugschriften herausgibt. Die Absicht dieser höchst beachtenswerten Publikation ist, ein wahres Bild des deutschen Soldaten im Felde zu geben, nicht das Neue, Momentane, Sensationelle festzuhalten, um dessen Verzeichnung sich die Kriegsberichterstatter bemühen, noch auch das nicht eben ergiebige Resultat der Feldpostbriefe zu verwerten, sondern auf Grund der eigenen Erfahrung ein Gemälde der deutschen Front zu entrollen, das sich aus Tag auf Tag, aus Nacht auf Nacht, aus Entbehrungen, Gefahren und Leiden, Erhöhungen und Versunkenheiten der Seele durch unendliche Stundenfolgen zusammensetzt. Die Schrift Everths will eine psychologische Studie sein oder doch einer künftigen psychologischen Darstellung des Kriegserlebnisses vorbauen: Dazu bedarf sie keines andern Mittels als der unbedingtesten Wahrhaftigkeit. Jede Beschönigung und falsche Idealisierung, alles was irgend eine augenblickliche Stimmung, eine heroische oder eine idyllische, zu stark vorkehrte, wird unerbittlich ausgeschaltet: die Tatsachenfülle allein, die riesige Wirklichkeit, gibt Grund und Stoff der Arbeit.

Vor eine solche Erwartung gestellt, werden wir nicht bangen müssen, wie das Gesicht dieser Wahrheit blicken wird? Die wir die großen Worte Freiheit, Opfer, Vaterland gewohnt sind, werden wir nicht insgeheim eine schmerzliche Enttäuschung fürchten müssen, deren Mahnung uns oft genug überkommen hat, wenn wir, wie sonst im Frieden, den Tod bedachten? Ist es denn auch möglich, daß man das Leben, den einzig sicheren Besitz, aus der Begeisterung bedenkenlos

Digitized by Google

preisgibt? Ist es zu glauben, daß diese Begeisterung anhält, von Tag zu Tag in gleichem Wesen? Ist die Treue des menschlichen Herzens so sehr erprobt, seine Kraft so erhaben über jeglichen Widerstand und jegliche Unbill?

Die Antwort, die hier gegeben wird, ist überwältigend. Dieses Ja erschüttert bis ins Innerste. Allerdings sind diese Motive, die es tragen, keine romantischen, keine sentimentalen, auch keine nur geistigen: es sind die Mächte und die Tugenden der Notwendigkeit, der in Freiheit sich zu fügen, seit je die höchste deutsche Forderung gewesen ist. Es sind die ungemeinen Kräfte der Geduld, des Gehorsams und der Pflicht, die zusammen die heroischen Taten schaffen, die wir bewundern. „Die große Gemeinsamkeit und das tatkräftige, handelnde Wesen sind die beiden Grundpfeiler aller Kriegspsychologie." Hierhin wird alles bezogen und alles wird von ihnen getragen: Tat und Leiden, Leben und Tod.

Everth zeigt, wie die Tätigkeit, die Anspannung, der Dienst den Soldaten so voll beherrscht, daß er der einzigen Gefahr, dem zu starken Gefühl, entrückt wird. „Als die Pole, um die sich das Gemütsleben bewegt, bleiben Familienvorstellungen auf der einen, Todesgedanken auf der andern Seite. Beide Vorstellungen sind aber Extreme von Freud' und Leid und das ausschließliche Angewiesensein auf sie und Pendeln zwischen ihnen gibt dem Seelenleben etwas Angespanntes; so starke Kontraste führen leicht zu einer Ueberspannung und schon dadurch im Verein mit der Einförmigkeit zur Abstumpfung." Es tritt an ihre Stelle allmählich ein Gemeingefühl, in dem der Einzelne untergeht. Ein „neuer Lebensstil" bildet sich für den von allem Gewohnten abgeschnittenen, in ein gewaltig neues Dasein versetzten Mann. Der Körper macht nun die ersten Rechte geltend, von seiner Gesundheit — und das Leben an der freien Luft fördert sie in unverhofftem Maße — hängt alle Leistungsfähigkeit, auch die geistige, auch die seelische ab; eine neue Freiheit, die allen Drill der Friedensdienstjahre und alle Pein des Alltags vergessen darf, kräftigt das Selbstbewußtsein, erfrischt den Lebensmut; der Gehorsam ersetzt die Verantwortung, die anders frommen Herzen schwer genug auflasten müßte: das Pflichtgefühl, das unverlierbarste deutsche Erbgut, erstarkt um das mehr, als jeder sich des eigenen Lebens als des Einsatzes bei jeder seiner Handlungen bewußt ist. Gegenüber so bedeutenden Grundtatsachen verschwindet alles Kleinere, möge es sonst noch so sehr leuchten. Vom Ehrgeiz sagt Everth ausdrücklich, daß er nur gering ist, „Vielen, namentlich den Männern vom Lande, kommt der Ehrgeiz schier wie ein Uebermut vor. Nebenbei aber erscheint es ihnen vordringlich, die Aufmerksamkeit absichtlich auf sich lenken zu wollen, und fast wie unlauterer Wettbewerb für die andern, die doch alle ihre Schuldigkeit tun. Solchen Sinn etwa hat das draußen oft gehörte Wort: „Das Kreuz muß von alleine kommen." Obwohl fast jeder stets das „leise Gefühl empfinde, nicht genug zu tun", wäre es doch falsch, die Bescheidenheit als eine besondere Tugend des Soldaten hervorzuheben. Im Heere herrscht sie wohl, da jeder weiß, daß seine Leistung im Tun der Gesamtheit verschwindet, doch dem zu Hause Gebliebenen gegenüber, findet er sich schon in edlem Stolz. Die Tollkühnheit gilt nichts, das Leben wird für ein zu hohes Gut angesehen, als daß ein leichtfertiges Selbstopfer ohne Zweck fürs Allgemeine Achtung genießen

Digitized by Google

könnte; aber ehrlos sich zu bewahren wird keiner dem Tode vorziehen. Und so geschieht alles und jedes im Selbstverständlichen. Ueberall geprüft, erhebt sich, aus dem Kleinlichen und Nebensächlichen herauf, die eherne Wucht der großen Tat, der stummen, dunkeln, heiligen, über die das Wort nicht Gewalt hat, die aus tausenden unscheinbaren Handlungen wie ein ungeheurer Gebirgsrücken aufsteigt und über alle Zeiten, vergangene und künftige, ragen bleibt.

„In der unbewußten Selbstverständlichkeit des Rechttuns ohne Selbstbespiegelung erscheint vor uns der Genius unseres Volkes," dieses Wort Professor Sells, das Everth zitiert, sei auch hier als ein wegweisendes aufgeführt. Auch in dieser Schrift ist der deutsche Genius lebendig, in seiner ganzen tiefen Schlichtheit, die im Tode nicht anders ist denn im Leben. Beim Lesen dieser Sätze wird man seiner inne, als einer Unermeßlichkeit, wie man des Meeres oder des Gebirges inne wird. Die ruhende Kraft eines Volkes wird hier offenbar, mehr als in allen Verherrlichungen. Denn seine Art ist es nicht, den Ruhm zu preisen, vielmehr: ihn in sich zu tragen und dennoch von dem goldenen Besitze nicht zu wissen, den es immer noch nur über verschollenen und fernen Völkern strahlen wähnt.

Felix Braun

Benkal, der Frauentröster

Aus Schlachten, Straßenkämpfen, aus Meuterei, Franktireurkrieg, Rebellion und Revolution schlagen himmelhohe Flammen und leuchten rot auf; geben dem Benkalbuch die durchgehende Grundfarbe; erzeugen die siedende glühende Luft, aus der Benkal, der Frauentröster, emporsteigt, vor dem Mißgeschick seines Volkes, „einer der gleichgültigen und unnützen Menschen", eine faule Hans-Natur. Dieser Kranz von Kriegsepisoden ist nur Vorwärtstreibendes, ein Mittel zum Zweck. Aber ein Mittel von erschütterndster visionärer Gewalt.

Der Krieg ist nicht als eine technisch-romantische Sensation gesehen (wie von den gelenkigen Propheten, die sich an der Beschreibung eines Jules Verne begeistert haben); er tritt nicht als wirtschaftliche Angelegenheit ein. Er ist Erlebnis, Gefühl. Und da René Schickele ein Dichter ist, versteht sich von selbst, daß sein Krieg nicht nachträglich in Abrede gestellt werden kann. Im übrigen begibt sich alles in einem unauffindbaren Land, im „mittelländischen Reich". Die Völker und Gestalten des Romans tragen unwirkliche Aufschriften. Mittelländer stehen gegen Kremmen und Langnasen zu Felde. Neben Benkal gibt es folgende Namen: Kru, Bra, Hahna, Gugu, Jj, Trule und Olep. Schon die Namen singen.

„. . . einer der gleichgültigen und unnützen Menschen . . ." Im Gefängnis ersehnt Benkal das Bild der Geliebten und wird Künstler. Um der Liebe willen, die in ihm ist. Eine strahlende Lichtstelle der Dichtung, wie er der toten Erde Leben und Form entringt, hineinträumend in die werdende Gestalt! „Langsam kam sie ihm entgegen, und wenn die Sonne auf den nassen Lehm fiel, schien sie sich schon zu regen, zwar nur leise, in einem schier unmerklichen Zittern, das sie durchlief, . . . aber das Hahna gehörte."

Der freie Benkal sieht dann mit erwachenden Augen das Elend verlassener und leidender Frauen. Seine rasende Weltliebe steht auf; er schenkt den Frauen seine „Mütter"; Bronzestatuen, Verherrlichungen von gezeichneten Frauen, die Kinder geboren

Digitized by Google

haben, von Frauen, die eine sterbende Menschheit retten. Von der unendlichen Güte und Wahrheit der Bronzebilder bezaubert, kommt eine Trostepidemie über die Mädchen und Mütter. Bis zu den Gegnern dringt Benkals Ruhm, er muß seine „Mütter" ins Feindesland schicken. Der Sinn aller Frauen wird durch Benkal vereint. Gottähnlich steigt der Künstler in jäher Kurve empor. Für eine geliebte Mutter, die bei dem großen Kindersterben den Sohn verliert, dichtet er ein tröstendes Drama. Hier wird der Roman zum Vers. Die lyrischen Dialoge sagen: Die Ueberwinderin Liebe ist stärker als der Tod. Aus der Liebe der Gatten fließt neues Leben, neuer Glanz. Die Welt geht weiter.

Die Ereignisse fliegen vorbei, in einem farbigen, schimmernden Strudel; reißen die Ordnung entzwei, lösen den Staat und fügen ihn wieder zusammen. In Apotheosen, in rauschhafter Schöpferkraft, überwältigt von Lust am Dasein, ragt Benkal, sich selbst überbietend, liebend, schaffend. Wieder und wieder wird ihm die Zeit zur Gestalt. Er schafft die „Unschuldigen", er schafft die „Empörten". Vor ihm dreht sich, an seiner Brust schläft Ji, die Tänzerin — und er schafft die „Mänade".

Hier beginnt, hingezeichnet mit explosiver Phantastik, Benkals Abstieg. Der Roman mündet in den einen unlöslichen Konflikt: Widerspruch zwischen Kunst und Leben, Widerspruch zwischen Kunst und Liebe. Die Angst vor der Zeitlichkeit ihrer Körperpracht, der Anblick der unvergänglich schönen und jungen steinernen Mänade aus Benkals Hand, zermürbt Ji, die tanzende Menschenfackel. „Die Seele meldet sich," Zweifel und Schmerz melden sich. Ji entflieht — um still zu sein. Benkal aber, Benkal, der Künstler, der den Himmel gestürmt hat, gleitet zu Boden. Er sucht nach Ji, er findet sie nicht mehr. Er zertrümmert die eigenen Werke, die ihm Gespenster geworden sind. Er wird wahnsinnig, von Spuk und Zwang verfolgt. Und geht doch im Finale der Dichtung versöhnlich unter: Unbeweglich und gehörlos der sinkenden Sonne zugewandt, sich auflösend im Rot des Himmels.

Ein Klang aus Ibsens letzten dramatischen Worten hallt durch das schwermütige Ende des Werkes. Eine geniehafte Größe spricht aus Schickeles Dichtung zu uns, aus diesem Buche von Benkal, dem Frauentröster, in dem kein Satz ohne innerstes Leben und freiesten Geist ist.

Dieser Roman René Schickeles, im Jahre 1913 im „Verlag der Weißen Bücher" zu Leipzig erschienen, gehört, wenn irgend eines, zu denjenigen Werken, in denen diese Gegenwart einem intensiven erzählenden Stil zustrebt; er ist aus dem Lebensgefühl unserer Tage entstanden und vor allem würdig, unser Eigentum zu werden; und er ist eine der reichsten Dichtungen, an Liebe, an Freude, an Ernst und Blut. Und er ist natürlich ganz und gar kein Roman, sondern ein Epos und schließt sich, ohne in die üblichen Romankapitel zu zerfallen, in achtundzwanzig Absätze dionysischer Prosa zusammen, wobei in einer unbegrenzt beweglichen und ausdrucksmäßigen Sprache auf nicht einmal zweihundert Seiten ein Stück flimmernder Welt gezeigt wird

Hermann Kesser

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Das tschechische Volk

Von Richard Charmatz, Wien

Die Tschechen haben nicht oft das Bedürfnis gefühlt, geistige Brücken zu den Deutschen zu schlagen. Wohl gibt es einzelne Uebersetzungen von literarischen, politischen und wissenschaftlichen Werken, aber dabei handelt es sich nur um einen mittelbaren Verkehr, um eine indirekte Verbindung. Die Alttschechen ließen allerdings in früherer Zeit ein Tagblatt in deutscher Sprache erscheinen, doch diese Zeitung („Die Politik") hatte vor allem die Aufgabe, sich an die leitenden Faktoren in Wien zu wenden und weniger den Zweck, ins Weite zu dringen. Ein anderer Versuch bestand in der Gründung einer von Tschechen geschriebenen Revue, die gleichfalls in deutscher Sprache herausgegeben wurde. Die Monate ihres Seins waren kurz bemessen, und das Organ ging unter, ohne eine empfindliche Lücke zurückzulassen. Es hat es nicht verstanden, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Nun, inmitten des Weltkrieges, lassen einige Tschechen ein Buch in deutscher Sprache erscheinen, das mit dem Wunsche seine Wanderung antritt, „in objektiver Weise" über das tschechische Volk und über die Hauptrichtungen seiner Kultur zu belehren, „zum Verständnisse und zur richtigen Wertung der Nation seitens jener beizutragen", die des Tschechischen nicht mächtig sind. Ueber die Wohngebiete, über die körperliche Tüchtigkeit und die geistige und materielle Kultur soll den Deutschen Aufklärung zuteil werden. Von Politik ist nicht die Rede. Dieses heikle Thema wurde absichtlich ausgeschaltet, denn die Arbeit will einen und nicht entzweien, das Verbindende hervorheben und nicht das Trennende betonen. Der Plan von dem jungtschechischen Reichstagsabgeord-

Digitized by Google

neten Dr. Zd. Tobolka, der seinem Volke verschiedene Geschichtswerke gegeben hat und zu den maßgebenden Persönlichkeiten des führenden tschechischen Blattes, der „Narodni Listy" gehört. Er hat einen Kreis von Fachmännern um sich geschart, und so ist das Werk „Das böhmische Volk" (Prag 1916) als Sammlung von einzelnen Studien zustande gekommen. Die verschiedenen Beiträge sind nicht gleich wertvoll, aber man wird sie mit gutem Nutzen lesen. Leider bildet der ungewöhnlich hohe Preis von fünfzig Kronen ein ernstes Hindernis für die Verbreitung des schön ausgestatteten, mit vielen ganzseitigen Bildern geschmückten Buches. Es scheint, daß dem Herausgeber vor allem darum zu tun war, die Arbeit in die Hände von Staatsmännern und Politikern zu legen.

Vieles wäre zu den Studien über Kultur und Volkswirtschaft zu sagen; manchem Gedankengange und mancher Wendung möchte man gerne eine Bemerkung anfügen. Aber wenn ein Gast ins Haus kommt, dann soll die Kritik die Aussprache nicht stören. Einige Tschechen haben sich an uns gewandt, und wir freuen uns dieser Tatsache und wollen gerne ihren Worten lauschen. Das Bild, das sie uns von ihrem Volke und seiner Schaffenstüchtigkeit geben, ist mit ihren Augen gesehen und mit ihren Augen gemalt. Sei's drum! Es bedeutet schon einen Fortschritt, daß es überhaupt vorhanden ist. Man muß sich zwar vor dem Fehler hüten, eine Einzelerscheinung zu verallgemeinern; eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Doch es will uns bedünken, daß sich innerhalb des tschechischen Volkes in der letzten Zeit immer mehr Stimmen durchsetzen, die eine Umkehr, eine politische Neuorientierung verlangen. Die Zukunft wird zeigen, wo der Erfolg liegt und wie weit die Tschechen in ihrem eigenen Interesse mitteleuropäisch denken wollen. Aber jeder Ansatz dazu muß begrüßt werden. Die Mißverständnisse in der Vergangenheit sollen der Verständigung nicht hinderlich sein, wenn sie ernstlich gesucht wird.

* * *

Digitized by Google

Auf deutscher Seite wurde oft und oft darauf hingewiesen, welche Dienste das Volk der Dichter und Denker der tschechischen Nation in ihren schwierigsten Tagen leistete, da sie aus der Geschichtslosigkeit von fast zwei Jahrhunderten kräftig herauszutreten begann. Wie sehr begeisterten sich damals deutsche Dichter für die Menschen, die voll heißen Verlangens an die Gegenwart dachten, indem sie sich an glanzvollen Bildern versunkener Zeiten berauschten! Von Lenau bis Meißner — wie viel Gedichte und Epen deutscher Barden sangen von dem Glanze tschechischer Geschichte. Und vor allem: man hat vielfach die Auffassung vertreten, daß die josephinische Staatspolitik die Erweckung der Sudetenslawen bewirkt habe. In weit höherem Maße ist der deutsche Freiheitskrieg, der gewaltige Kampf gegen den Titanen Napoleon, zum Ansporn geworden. Als dann die Bewegung in Fluß gekommen war, zeigten Kant und Herder den Tschechen die Richtung. Ebenso gewann die deutsche Romantik einen starken Einfluß auf ihre Sinnesart. Das alles ist, wie gesagt, oft hervorgehoben worden. Aber es freut uns nun, in einem Buche, das von Tschechen geschrieben wurde, manches von dem unterstrichen zu finden.

Zwei Männer nennen die Tschechen mit besonderem Stolz: Johannes Hus und Comenius. Daß sie den Märtyrer von Konstanz anders sehen als die Deutschen, versteht sich von selbst. Aber die Wirksamkeit des großen Mannes hat ja nicht bloß den Gegensatz der beiden Nationen Böhmens verschärft, sondern auch ganz Europa das Beispiel gegeben, daß man für die geistige Freiheit das Höchste einsetzen muß. Im Kampfe gegen den Ablaß hat Hus seine moralische Größe offenbart, und er ist so zum Vorläufer Luthers geworden. Man kann bei Ranke darüber nachlesen, wie sich der Wittenberger Reformator dem Prediger in der Prager Bethlehemskapelle verwandt fühlte, als er dessen Schriften kennen lernte. Wer wollte die Bedeutung Comenius' für die europäische Kultur bestreiten, seinen Einfluß auf das Erziehungswesen in Frage stellen? Betrachten die Tschechen den letzten Bischof der böhmischen Brüder als den ihren, so können ihn doch alle zivilisierten Völker

Digitized by Google

für sich in Anspruch nehmen. Als neunzehnjähriger Jüngling war Comenius nach Deutschland gekommen, wo er zu den Füßen berühmter Lehrer saß, deren Geist auf ihn mächtig wirkte. Später vervollkommnete er seine theologische Bildung in Heidelberg und auch hier sollten ihm tiefe Eindrücke beschieden sein.

Aehnlich wie Comenius erging es zwei Jahrhunderte nachher dem „Vater des tschechischen Volkes", dem Geschichtsschreiber Franz Palacky. Ihm wurde gleich Hus und Comenius in dem Buche eine eigene Studie gewidmet. Palacky gestand in den Siebzigerjahren, „daß er Zeit seines Lebens deutsche Kultur, Kunst und Wissenschaft hochgehalten und das Beste, was er vermöge, deutschem Geist und Studium zu verdanken habe". Deutsch war die Volksschule, die er besuchte, deutsch auch das evangelische Lyzeum in Preßburg, in dem er hierauf unterrichtet wurde. An Herder und Kant bildete sich sein Geist, aber Klopstock, Schiller, Goethe, Jahn und Rotteck beschäftigten ihn ebenfalls. Der Historiker an der Universität in Jena, H. Ludens, wurde zu seinem Vorbilde. „Wie dieser, so entbrannte Palacky in Liebe zum Liberalismus, wie dieser sich untrennbar mit der deutschen Nation verbunden hatte, so verband sich Palacky untrennbar mit der tschechischen und wie dieser ein besonderes Gewicht auf die nationale Seite der Geschichte legte und in ihr ein Mittel der Erziehung zu wahrhaftem Patriotismus sah, so begann Palacky über die Bedeutung der Geschichte in gleichem Sinne zu urteilen."

Kollar und Safarik, die beiden Slowaken, die für das tschechische Geistesleben eine so große Bedeutung erlangten, haben die Universität in Jena als protestantische Theologen bezogen. Dort sprudelten für sie zum ersten Male die Quellen der historischen Wissenschaft, „dort erhielt ihr polyhistorisches Wesen Richtung und Ziel, dort umgab sie die politische Bewegung, in der durch die Nachklänge ihrer Verdienste in den Befreiungskriegen berauschten Universitätsjugend . . ." Das alles ist nicht ohne Wirkung auf die Anschauungen der zwei Männer geblieben. Kollar machte das berühmte Wartburgfest mit. Die dort gehaltenen Reden über

Digitized by Google

Freiheit, das Ablehnen des Provinzialgeistes und die dort aufgestellte nationale Forderung nach intensiver Vereinigung aller Deutschen, versetzten ihn in Entzücken". Und so geht es weiter! Auf jeder Seite der geschichtlichen Darstellung begegnen wir fast dem Einfluße Deutschlands und dem Bestreben bei den Tschechen, nachzubilden und nachzueifern. Celakovsky, der die slawischen Volkslieder sammelte, blieb immer ein begeisterter Verehrer Herders und Goethes, aber auch der Bahnbrecher des modernen tschechischen Schrifttums Jan Neruda, das Kind der Prager Kleinseite, fühlte sich stets „in der deutschen Geistesatmosphäre heimisch". Heine und das junge Deutschland färbten auf sein Schaffen stark ab; zu Jean Paul zog ihn innige Liebe hin. Als sich Neruda in Paris aufhielt, da pilgerte er zum Grabe Heines, um in Ehrfurcht und Bewunderung des geistreichen Spötters zu gedenken. Vrchlicky, der repräsentativste unter den tschechischen Schriftstellern der letzten Jahrzehnte, hat seinem Volke die verschiedensten Literaturen vermittelt und besonders gerne bei Dante, Tasso und Ariosto verweilt. Doch er ist auch der Schöpfer der tschechischen Faustübersetzung gewesen.

Faden neben Faden, man könnte sie zum Netz verflechten, wenn man nur wollte. Was für die Literatur gilt, gilt ebenso für die Musik. Wie viel dankte Smetana Franz Liszt, wie viel Dvorak Johannes Brahms. Und bei der Malerei dasselbe; wenigstens am Anfange. Gewiß, das Buch über „Das böhmische Volk", das von Deutschen gelesen sein will, hebt besonders die Beziehungen hervor, die zu ihnen hinweisen. Uns sind auch die Einwirkungen anderer Nationen bekannt. Das junge, bildungsbedürftige, aufstrebende Volk holte sich eben die Anregungen bald hier, bald dort; politische Menschen — und die tschechischen Literaten und Künstler haben sich als Träger des Nationalgedankens gefühlt — konnten natürlich von den Moden der Politik nicht unberührt bleiben. Aber wenn die Tschechen erst in Ruhe bedenken, was sie im Laufe fast eines Jahrhunderts Weimar, Königsberg, München usw. verdanken, dann müssen sie in aller Deutlichkeit erkennen, daß ihre

Digitized by Google

Absperrung gegen Deutschland und gegen die Deutschen mehr als ein Fehler war, mehr sogar als ein sehr schwerer Fehler. Doch Dr. Tobolka und seine Freunde haben das politische Lied nicht angestimmt, und wir wollen deshalb nicht damit beginnen ...

* * *

Besonders lehrreich scheint uns der wirtschaftliche Teil des Buches zu sein. Er ist so recht geeignet, die unangenehmen politischen Erinnerungen vergessen zu machen. Die nationalen Kämpfe, die in den Friedensjahren gang und gäbe waren, haben mit ihren Klagen und Anklagen, mit ihren Selbsttäuschungen und Täuschungen der Anderen gar manchesmal den Eindruck erweckt, als würden in dem Getümmel alle guten Kräfte gebunden werden, als stünde hinter der Politik das Leben nahezu still. Und nun muß uns ein von Tschechen geschriebenes Werk einen Preisgesang auf den Segen der Arbeit bieten, da es wahr sein will; nun erfahren wir, wie der Reichtum der Nation gewachsen, ihr Beschäftigungskreis größer und der Ertrag ihres Fleißes immer höher und höher geworden ist. Lange Ziffernreihen stehen vor unsern Augen, doch es tut wohl, bei ihnen zu verweilen. Der Politiker warf eben absichtlich dunkle Schleier über das Land und die Leute, denn er glaubte, schwarz färben zu müssen, um fordern zu können. Genug an dem, daß die Wirklichkeit hell und freudig ist.

Im Jahre 1900 gehörten von den Tschechen 43 Prozent der Landwirtschaft, 36 Prozent der Industrie und den Gewerben, rund 10 Prozent dem Handel und dem Verkehr und 11 Prozent den freien Berufen an. Der Boden bietet also die Hauptquelle der Existenz. Da kann man sich leicht vorstellen, was es bedeutet, daß die Intensität der landwirtschaftlichen Arbeit gerade in der letzten Friedenszeit, also in der Zeit der regelmäßig wiederkehrenden Obstruktionen, sprunghaft zugenommen hat. Erzielte man in den Jahren 1886 bis 1901 in mehreren größeren Oekonomien pro Hektar ein Erträgnis von durchschnittlich bloß 60—85 Kronen, so warfen in den Jahren 1901 bis 1915 viele Wirtschaften aber bereits ein solches von durchschnittlich 150—220 Kronen ab. In Böhmen —

Digitized by Google

diese Statistik gilt also für beide Völker des Landes — hat, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Hektar Weizenland im Jahre 1870 10,78 Zentner, im Jahre 1880 13,47 Zentner, in den Jahren 1903—1912 durchschnittlich 17,7 Zentner, im Jahre 1913 jedoch bereits 21,2 Zentner hervorgebracht.

In dem Abschnitte über die Entwicklung der tschechischen Industrie und des tschechischen Handels werden die einzelnen Unternehmungszweige gesondert angeführt. Da, wo es tschechische Betriebe schon früher gab, ist ihre Bedeutung in der Regel gestiegen, dort wo sie einstens fehlten, haben sie sich allmählich eingeschoben. Auch im Handel ist eine große Umwälzung vor sich gegangen, hauptsächlich dadurch, daß der Kleinverkauf innerhalb der tschechischen Gebiete in die Hände von Tschechen überging. Dadurch wurde eine kräftige Grundlage geschaffen, auf der sich der Großhandel und die Industrie sicher erheben können. Aber es gibt schon Unternehmungen dieses Volkes, deren Erzeugnisse in fernen Ländern Verwendung finden.

In der Zeit vor dem Weltkriege standen den tschechischen Geldinstituten zusammen mehr als 5 Milliarden Kronen zur Verfügung. Für ein Volk von sechseinhalb Millionen Angehörigen eine sehr beträchtliche Summe! Das erinnert glücklicherweise nicht an Leute, die in Kellergeschossen wohnen müssen, während die deutschen Herren im ersten Stockwerke behaglich leben, ein Bild, das vor nicht allzu langer Zeit ein tschechischer Politiker im Parlamente gebrauchte. Doch richtig: wir wollen die Politik aus dem Spiele lassen . . .

* * *

Die Besprechung des Werkes wäre unvollständig, wenn man nicht mit der Mitarbeit der Prager Zensur gedächte. Ihr ist es zuzuschreiben, daß einige Kapitel verstümmelt vor den Leser gelangen und daß „weiße Flecken" da und dort den Zusammenhang stören. Mußte das sein? Ein wissenschaftliches Werk, das mit der Absicht geschrieben wurde, alles Unangenehme, Verletzende zu vermeiden und versöhnlich zu wirken, das noch dazu bestimmt

Digitized by Google

ist, ein Volk und damit einen Staat im Auslande geistig zu vertreten, hätte wahrlich eine verständigere Behandlung verdient. Zensoren sollten nicht gedankenlos ihres Amtes walten, nicht Aufträge mechanisch ausführen. Ein Zensor darf niemals zum Rotstiftautomaten herabsinken. Tut er dies dennoch, dann hat er seine Pflicht verletzt und der Aufsichtsbehörde erwächst die Aufgabe, ihn in die Schranken zu weisen.

Die Sprache des Poilu

Von Winfried Lüdecke

tudenten und Soldaten pflegen ihre eigne Sprache zu reden, und wer die nicht versteht, denkt oft arabische und chinesische Wörter zu hören, so seltsam klingen die Raritäten, sagt schon Magister Laukhard. Mehr oder weniger hat wohl jeder Stand, jeder Beruf, seine eigene Sprache, in die der Uneingeweihte nur schwer einzudringen vermag, aber Soldaten, Studenten, Künstler und Gauner haben sich von jeher eine ganz besonders ausgebildete Sprache geschaffen.

Vor allem die Soldaten, deren Wortschatz sicherlich der reichste von allen ist. Vereinigt doch der Soldatenstand alle nur möglichen Berufsklassen in sich, so daß die zahlreichen Entlehnungen aus dem Slang anderer Stände durchaus verständlich erscheinen. Wenn aber die Soldatensprache auch keineswegs das Ergebnis nur kriegerischer Tätigkeit und Ereignisse ist, so wurde sie doch von jeher durch den Krieg erheblich beeinflußt und fortgebildet. Viele Neubildungen sind die natürliche Folge, und der Krieg, der große Zerstörer, wirkte hier stets belebend und schöpferisch. Neue, oft bisher gänzlich unbekannte Dinge und Geschehnisse verlangen auch nach neuen sprachlichen Bezeichnungen, ein Vorgang, den wir täglich erleben und der sich in gleicher Weise wie bei uns auch bei unsern Gegnern abspielt. Ueber die Neuschöpfungen, die während dieses Krieges in der deutschen Soldatensprache hervorgetreten sind, ist bereits viel geschrieben worden. Hier sei einmal die Feldsprache des französischen Soldaten, des „Poilu", betrachtet, jedoch nicht rein linguistisch, sondern mehr im Sinne einer Offenbarung völkischer und psychologischer Eigentümlichkeiten der gallischen Rasse.

Im Gegensatz zu der deutschen Soldatensprache weist die französische Schützengrabensprache (Argot des tranchées, argot poilu) bedeutend weniger eigentliche

Digitized by Google

Neubildungen auf, vielmehr tritt auch hier die alles beherrschende Stellung von Paris in augenfällige Erscheinung, da die überwiegende Mehrzahl der Wendungen und Wörter dem Pariser Argot, der Sprache der untersten Klassen und größtenteils der Apachen, entlehnt ist. Ein französischer Sprachforscher geht sogar so weit, daß er sagt: „Die Schützengrabensprache ist tatsächlich nur ein Bruchstück des Pariser Argot." Immerhin lassen sich in französischen Feldbriefen und in den zahlreichen Frontzeitungen eine ganze Anzahl von sprachlichen Bezeichnungen feststellen, die teils Neuschöpfungen sind, teils einen völlig neuen Sinn angenommen haben. Nur von diesen soll hier die Rede sein.

Für marschieren (marcher) sagt der Poilu ironisch bummeln (baguenauder), der Unterstand (abri) im Schützengraben wird in Kleinkinderbewahranstalt (crèche) umgetauft, fliehen (s'enfuir) heißt en jouer un air, was man am besten mit verduften übersetzen könnte. Von einer stark beschossenen Stellung sagt ähnlich der deutsche Soldat, es herrscht dicke Luft, man bekommt Dunst. Für sich retten (se sauver) wird mettre les voiles, davonsegeln, für stürmen (assaillir) wird mit besonderer Ironie ins Café gehen oder Kaffee trinken gesagt (aller au jus, jus-café), mit dem Bajonett angreifen (charger à la baïonnette) heißt aller à la fourchette, wird der Kampf von neuem aufgenommen, so sagt man remettre cela, das wir mit „die Tour wieder aufnehmen" übersetzen könnten, da es eine bei Weinreisenden gebräuchliche Redewendung ist. Im Gegensatz zu den zahlreichen Umschreibungen für schießen in der deutschen Soldatensprache, gebraucht der Franzose für tirer nur das Kasernenwort balancer (den Abtritteimer leeren), aber in einem neuen Sinne. Es wird jedoch nur vom Feinde gesagt, um die feindliche Treffsicherheit herabzusetzen, während die Feinde prennent les balles, wobei das Ziel als getroffen gedacht wird. Der gemütliche Deutsche dagegen „schickt Grüße aus der Heimat" und „erhält Grüße aus der Ferne". Ein geschickter Schütze wird Papagei (perroquet) genannt, weil er hoch auf den Zweigen hockt, um so ein weites Schußfeld zu gewinnen, die Deutschen nennen diese Schützen, meist Senegalneger oder chasseurs alpins, Pflaumenaugust oder Baumaffen.

Für töten (tuer) sind zwei Wörter gebräuchlich, bousiller, was eigentlich pfuschen heißt, und zigouiller, ein Provinzialismus aus Poitou, der ursprünglich sägen bedeutet, dann in die Sprache der Pariser Apachen übergegangen ist, um jetzt im Kriege für das Töten des Feindes mit Säbel und Bajonett gebraucht zu werden. Vor dem Feinde sterben heißt gagner la croix de bois, womit aber nicht etwa das Holzkreuz auf dem Grabe gemeint ist, dieser Ausdruck zielt vielmehr spöttisch auf das Eiserne Kreuz der Deutschen. Bis zum Tode wird mit jusqu'à la gauche wiedergegeben, weil früher bei der militärischen Bestattung dem Toten das Gewehr, das er während des Dienstes stets rechts getragen hatte, unter den linken Arm gelegt wurde. Für Blut

Digitized by Google

(sang) wird treffend Harz (résiné) gesagt, wobei an die verwundeten Bäume gedacht wird, für krank (malade) pâle, bleich, die häufigste Farbe des Kranken gesetzt, während das Feldlazarett (ambulance) ironisch Postdampfer (paquebot) genannt wird. Das Bett wird leicht verständlich pucier (Floh) getauft, gerät man in Gefangenschaft, so ist man ein rabioteur, womit auf schlechte Ernährung von „Resten" angespielt wird.

In der Soldatensprache aller Nationen pflegen die Bezeichnungen für Waffen und Ausrüstungsstücke besonders häufig und charakteristisch zu sein. Für Gewehr (fusil) sind folgende Ausdrücke gebräuchlich: arbalète (Armbrust), lance-pierres (Schleuder), flingue und flingot, hauptsächlich in der französischen Marine üblich, das aus dem Provençalischen stammt, wo es Rute bedeutet, nougat, jedenfalls wegen der neusilbernen Umhüllung der französischen Gewehrkugeln, seringue, Spritze, ein in der älteren deutschen Soldatensprache ebenfalls gebrauchter Ausdruck. Das Bajonett wird cure-dents (Zahnstocher), fourchette (Gabel) ferner tire-boche, tourne-boche, tue-boche genannt, was mit Bochetöter zu übersetzen ist, schließlich erhält es auch noch den weiblichen Vornamen Rosalie oder Joséphine, letzterer ist besonders bei den Kolonialtruppen gebräuchlich. Mit dem Vornamen Jacqueline dagegen wird der Kavalleriesäbel bezeichnet, der auch noch mit Vorliebe Zigomar, nach dem Helden eines 1910 im Matin erschienenen und durch das Kino popularisierten Räuberromans genannt wird.

Das französische 75 mm Geschütz, von den Deutschen „kurzer Gustav" benannt, heißt besonders bei den Kolonialtruppen „petit Français." Die kleinen französischen Mörser (mortier) nennt man crapouillot, womit ihre gedrungene, krötenartige Form charakterisiert werden soll. Schon im 15. Jahrhundert sagte man crapaudeau (crapaud die Kröte). Das Maschinengewehr (mitrailleuse) heißt nach seinem eigenartigen Geräusch moulin à café (Kaffemühle), moulin à poivre (Pfeffermühle) und machine à découdre (Nähmäschine), letztere Bezeichnung ist auch bei den Deutschen gebräuchlich, die jedoch noch weit anschaulichere Benennungen dafür haben wie beispielsweise: Stottertante, Totenorgel, alte Weibergosche, übrigens sagt der Deutsche auch vom französischen Maschinengewehr: „Franzmann kocht Kaffee."

Granaten (obus) werden wohl nach dem eigenartigen Geräusch, das sie in der Luft verursachen, oiseau (Vogel) moineau (Spatz) und nach der schwarzen Rauchentwicklung beim Zerplatzen macavoué, Kater (im Patois macaou) genannt, wobei an die meist schwarze Farbe der Kater gedacht wird, während die Deutschen dafür „schwarze Säue" oder „schwarze Biester" sagen. Aus demselben Grunde heißen sie auch gros noirs oder ebenfalls nach der Farbe des Rauches auch gros verts, und wenn sie stark brummen, sagt man: c'est un pépère maous, was soviel wie kräftiger Landsturmmann bedeutet.

Digitized by Google

Die gangbarste schon zu den Zeiten Ludwigs XIV. angewendete Bezeichnung für deutsche Granaten schweren Kalibers ist marmite (Kochtopf des französischen Soldaten). 77 mm Granaten sind boîtes de singe (Affenkasten), ähnlich sprechen die Deutschen von „Kohlenkasten". Fliegerbomben werden nach dem von ihnen verursachten Geräusch coucou (Kuckuck) genannt, womit das bombenwerfende Flugzeug selbst bezeichnet wird. Handgranaten heißen nach ihrer eigenartigen Form tortues (Schildkröten) wie sie übrigens auch die deutschen Soldaten nennen, deren Wortschatz noch erheblich reicher ist, es seien nur die außerordentlich treffenden Bezeichnungen: Igel, Frösche, Taschenkrebse, Bananen, Knallbonbons erwähnt. Die von den deutschen Mörsern geschleuderten länglichen Geschosse werden saucisses (Bratwürste) genannt, die Deutschen wieder nennen feindliche Minen „Blutwürste". Für Gewehrkugeln (balles) sagt der Poilu pruneaux (Backpflaumen), der Deutsche spricht von blauen Bohnen, Hülsenfrüchten, Maikäfern, Lerchen.

Von Ausrüstungsstücken seien nur erwähnt: Tornister (sac) ironisch armoire à glace (Spiegelschrank), nach der Form as de carreau (Karoas), azor (Fell), deutsch früher gleichfalls Fell genannt, Stiefel croquenard, besonders für neue Stiefel nach ihrem knarrendem Geräusch (croquer knarren), oder latte nach ihrer Form, Socken russes, ironisch, weil die Russen angeblich solche nicht kennen, Hose froc (Mönchskutte). Nicht vergessen werden darf der chandail, ein wollener oder baumollener Trikot, der zu den wichtigsten Bekleidungsstücken des fantassin von heute gehört. Das Wort entstand aus marchands d'ail Knoblauchhändler, die nach den Forschungen eines französischen Sprachgelehrten 1880 dies Kleidungsstück in Amiens trugen, so daß der Fabrikant ihm schließlich den abgekürzten und zusammengezogenen Namen chandail gab.

Für die Tätigkeit des Essens und des Trinkens finden sich ebenfalls sehr bezeichnende Ausdrücke. Der Eßnapf (gamelle) ist ein Futtertrog (ange), Ochsenfleisch und überhaupt alles Konservenfleisch wird singe (Affe) genannt, zähes Fleisch autobus, weil diese es befördern, oder rognure de taxis (Autoabfälle), Auto dagegen heißt nach der häufigsten Marke für Autolastwagen stets Saurer, Käse (fromage) court-tout-seul nach seiner weichen zerfließenden Beschaffenheit, für Schnaps (eau de vie) sagt man in Anlehnung an das Wort eau pour les yeux (Augenwasser) oder nach der Wirkung casse-pattes und roule-par-terre, wie der Wein électrique heißt. Mit allen diesen Dingen füllt sich der Poilu den Bauch an, wofür er buffet sagt, oft muß er aber auch unfreiwillig fasten, becqueter des clarinettes (Gewehre aufpicken, aufessen).

Das bei uns bekannteste Wort der französischen Schützengrabensprache ist zweifellos das Wort Boche für Deutscher, das in bocherie (die Tat eines

Digitized by Google

Deutschen), Bochonnie (Deutschland) Bochisme (deutsche Gelehrsamkeit), bochiser (germanisieren oder spionieren) und Alboche (Vermischung von Allemand und Boche) wiederkehrt. Ueber die Entstehung dieses Wortes ist in Frankreich wie in Deutschland viel geschrieben worden. Rein sprachlich ist Boche eine in Paris übliche Abkürzung von caboche, was Dickkopf bedeutet. Im Kriege 1870 war es noch unbekannt, da gab es für den Franzosen nur Prussiens. Außer diesem übeln Schimpfwort werden noch die zahmeren Bezeichnungen Friedrick, Fritz und für die Feldgrauen taupes (Maulwürfe) gebraucht, während die deutschen Flugzeuge sôb oder taube genannt werden. Wie harmlos, ja fast kameradschaftlich, lauten dagegen die deutschen Spitznamen: Franzmann, Parlewuh, Onkel Pitsch, die Fräck.

Der französische Feldsoldat, der die Feuertaufe hinter sich hat, nennt sich stolz Poilu (behaart), ein Wort, das wie bei uns „Feldgrauer", allgemein gebraucht wird. Es hat die Bedeutung des Männlichen, Starken, und verdankt seine Entstehung sicherlich der sehr banalen Beobachtung, daß im Schützengraben die Haare wachsen, wenn man sie weder schneiden noch rasieren kann. Der Gegensatz dazu heißt épilé (enthaart) und wird auf alle die fern dem Feuer sind, angewandt.

Die Rekruten der letzten Jahresklasse heißen Marie-Louise, wie bereits die Freiwilligen 1815 genannt wurden, oder bleu, nach der neuen bläulichen Uniform oder bonhomme. Die französischen Landstürmer (territoriaux) werden wortspielerisch tauriaux genannt (taureaux Stiere), sehr beliebt ist auch für sie pépère (starker Vater). Von den verschiedenen Rangstufen seien noch genannt: doublard (sergent-major) der Feldwebel, nach dem doppelten Streifen am Aermel; saindoux (Schweineschmalz) für caporal, pied oder pied de banc für Unteroffizier, weil eine Kompagnie wie eine Bank vier Füße vier Sergeanten hat, chien de quartier (Quartierhund) für Adjutant, für Stabsarzt (médecin-major) toubib, ein algerisches Wort, das arabisch tebib lautet.

Damit seien der Beispiele genug gegeben. Ein allgemeines Urteil über die Sprache des französischen Feldsoldaten wird hervorheben müssen, daß sie im Gegensatz zur Sprache unserer Feldgrauen nur wenig Neubildungen aufzuweisen hat, eine Tatsache, die in dem konservativen Festhalten an überlieferten sprachlichen Formen und in der an und für sich weniger reichen Ausdrucksfähigkeit des Franzosen überhaupt begründet ist, während die deutsche Sprache bekanntlich über einen bedeutend größeren Wortreichtum und leichtere Beweglichkeit verfügt. Die Neubildungen selbst aber sind durchaus nicht so anschaulich, witzig, treffend und phantasievoll wie die von deutschen Soldaten geschaffenen, wobei jedoch berücksichtigt werden muß, daß für den Franzosen manches Wort einen ganz anderen Gefühlsinhalt, eine wesentlich andere Nüance hat als für den Deutschen und ihm daher auch mehr sagt als uns.

Digitized by Google

Der Urlauber

Von Karl Goeser

Er kam aus der großen einfachen Welt des Krieges, aus der ewig gleichen Umgebung zerschossener Dörfer, zerstampfter Aecker, wirrer Gräben und dunkler Erdwohnungen wieder in das bunte Leben der Heimat. Und alles war wie vorher, als habe es diesen Krieg nur in den täglichen Unterhaltungen der Menschen und in den Spalten der Zeitungen gegeben. Mit überraschender Selbstsicherheit fließt das bürgerliche Leben hin. In den Cafés, in den Wirtshäusern das alte buntbewegte Treiben, wie es gestern, nein vor vielen Monaten war, als noch keiner von uns daran dachte, daß er um Deutschlands Zukunft willen einst sollte ein Stück brauner Erde verteidigen. In einem großen Saal brannten zahllose Flammen, Gläser klirrten und hundert Leute sprachen von hundert Dingen. Dazwischen klang allerlei Musik, wogte hinaus durch die offenen Fenster auf die Straße und spielte den Menschen draußen auf, die im Schein des hinausfallenden Lichts vorbeihuschten, wie die Bilderreihe eines Kino-Films.

Angesichts dieses neuen Lebens verfiel er in Träume, nachlässig und seiner Umgebung vollständig vergessend schaute er bewegungslos und starren Blicks das neue Leben wieder wie mit neuer Seele an. Und langsam, langsam zogen aus der kaum entronnenen Welt die Bilder in die Gegenwart zurück.

Da war eine stille, sternhelle Nacht. Vor den trabenden Pferden lag eine lange, fast schnurgerade Straße. Zwischen Feldern, Wiesen, hohen Pappelbäumen zog sie durch endlos weites Hügelland. An sanft ansteigende Höhen schmiegte sich ein Dorf mit seinen großen flachen Ziegeldächern an. — Lange fuhren wir, die ganze Nacht bis in den dämmernden Morgen. Durch winklige Gassen klirrte der Huf von schweren Pferden, rasselten die Eisenreifen der Geschütze. Jetzt legen sich die Rosse schnaubend in die straffen Stränge des Geschirrs; — dann ziehen sie wieder in mechanisch gleichem Schritt die nächtliche Straße. Die Felder rechts und links liegen unberührt von Bauernhänden noch wie im ersten Sommer des Kriegs. Unbestellt liegt noch vom ersten Julimonat her zermürbt, gebleicht die abgemähte Frucht, wie sie die Bauern liegen ließen, als sie zu den Fahnen gingen. Die Brustwehr alter, zerschossener Gräben zeigt nach Deutschland hin. Draus vertrieben sie den Feind, der schon auf deutschem Boden stand. Gras und Unkraut wuchert jetzt, wo so mit Blut gedüngt; ja! die Natur hat es eilig, die Spuren des Kriegs mit ihrem Grün zu übertünchen!

* * *

Digitized by Google

Wir bauten eine Stellung im Wald; es war wenige Stunden vor Tag. Wolken drängten sich am Himmel. Man hörte nichts als das Geräusch arbeitender Hacken und Schaufeln. Und ab und zu ein kurzes Gespräch. An dem noch dunkeln Horizont führt eine Straße zur steilen Höhe hinauf, deren Sattel die Grenze ist zwischen uns und Frankreich. Dort ist der Krieg. Wir haben die Höhe. Am Himmel zieht es finsterer sich zusammen und von weitem hört man dumpfes Rollen von Gewitter. Mit unheimlicher Wucht bricht es endlich los, unter einem Strom von Regen leuchtet's grell in das Gewirr zerwühlter und zerschossener Weinberge am Fuße des Waldes. In scharfem Trapp und klirrendem Geräusch passiert eine Munitionskolonne die dunkle Waldstraße, lange zeichnen sich am Horizont gespenstig die Umrisse von Roß und Wagen ab. Es war ein seltsam unvergeßlicher Geruch in diesem Wald von zahllosem gebrochenem Strauch- und Baumwerk, das in einem Riesenlager überall die Erdhügel und Eichenstämme mit grünem Laubwerk vor dem Feind verdeckt. Bei Leichenbegängnissen, in einem Trauerhause riecht es ähnlich so nach frischen Kränzen. Mit solchen rasch gebrochenen Aesten deckten wir vor dem aufsteigenden Tag die langen Rohre der Geschütze zu, die auf dem eisernen Rücken in verschlungener Schrift die Worte trugen: „ultima ratio regis."

* * *

Tagelang fiel kaum ein Schuß. In die stillen Nächte brach schnell verstummend manchmal vereinzeltes Gewehrgeknatter sich umschleichender Patrouillen. Dann blieb es wieder still. Es gab Tage, die waren sonnig klar und fast friedlich. Da hörtest du das Summen über sonndurchglühten Wiesen, das leiseste Rascheln im ersten gefallenen Laub des Waldes. —

Zwischen den Heeren lag ein breites, welliges Tal und ein zerschossenes Dorf. Seit Monaten lagen Freund und Feind sich wachsam gegenüber; nur um eine heißumstrittene Höhe wurde oft und schwer gekämpft. Auf ihrem Kamme stand ein kleines Birkenwäldchen, die Stämme lagen stark gelichtet kreuz und quer durcheinander und legten Erdhügel bloß und ein Gewirr von Gräben. Wir hattens geholt und wieder verloren, wieder geholt und nochmals aufgeben müssen. Dann gings zum drittenmal dagegen an.

Am frühen Morgen starrte der nahe Wald hinter unserer Stellung von Waffen. Erwartung lag in jedem Blick und das karge Wort galt nur dem „heute." Durch die endlosen Gräben, die zur vorderen Stellung führen, marschieren sie seit Stunden Mann hinter Mann. Schweigend drängt sich der schwere lange Körper vor. Flüsternd von einem zum andern gehen Befehle von vorne durch die Reihen. Es ist ein wirrer schwerer Takt der Schritte auf dem mit Holzlatten ausgelegten Grabenboden. Von drüben regt sich

Digitized by Google

nichts. Kein argwöhnisch Flugzeug steigt zur ungewohnten Stunde lauernd auf.

Nach Stunden liegt ein Heer im Hinterhalt am Feind. Endlich beginnts; um Mittag. Vereinzelt zuerst, hier, dort dröhnt dumpf der Abschuß von schwerem Geschütz, lange schlittert sausend das Geschoß in der Luft, aufblitzt es plötzlich zwischen Rauch und hochgesprengter Erde; dann kommt der Schall vom Einschlag krachend zurück.

Wie Gewitter kommt es näher, näher, schwillt zu tausendstimmigem Lärm an. Pfeifend schrillt es in der Luft, dumpf dröhnts vom Wald herüber, krachend hört man Balken stürzen, wimmernd fliegen scharfe Eisensplitter von der Erde auf, Minen fallen zündend, wühlen Draht und Pfähle wild vom Boden weg. Zwischen Rauch und Feuer rings hinüber und herüber — scheint es — geht die Welt in Flammen auf.

„Die Schüsse liegen zu weit links!" — „Die Minenwerfer treffen ausgezeichnet!" — „Vor dem feindlichen Graben A liegt ein Stück Hindernis noch unversehrt"; jetzt schwenken sie das Feuer hin; gut! gut! —

Der Feind legt einen Kranz von Feuer nahe zwischen sich und unsere Gräben. Ein unendlicher Kampf wütet den Nachmittag; als das erste Knattern von Gewehren hörbar wird, geht es dem Abend zu. Lauter, lauter dringt es aus dem allgemeinen Lärm hervor, hart und kurz.

Jetzt lösen sich die ersten Wellen aus unseren Gräben und springen vor. Weitere dringen aus der Erde, hier, dort brechen sie vor von allen Seiten. — Wie sie vorwärtskommen!

„Aus dem Gehölz am linken Flügel weicht der Feind." — „Aus einem Flankierungsgraben bekommen wir lebhaftes Feuer." Stockt es dort? Sie liegen lange, einmal gingen sie wieder ein Stück zurück. „Batt. N. . . soll Flankierungsgraben unter Feuer nehmen." — („Feuer soll nach Flankierungsgraben gelegt werden.") Geht die Telephonleitung noch? —

Am rechten Flügel kommen sie dem Gegner in die Flanke. — Dort bringen sie in einer Talmulde einen Trupp von Gefangenen mit. — Eisern schließt sich der Ring um den Feind. —

Wir habens genommen. Und mehr noch, habens gehalten. Vergeblich zischen die wütenden Geschosse ohnmächtiger Wut in die Nächte. Wir habens gehalten.

* * *

Eine sonnige Landstraße lag still und leer. Die Blätter fielen schon zu Boden, da und dort. Alles war wie neu und unbetreten: nach langem Regen schien die Sonne wieder, mild und warm. Wie in Friedenstagen. Von drüben leuchten hell beschienene Ruinen herüber eines Dorfes und

Digitized by Google

erzählen von alter Zerstörung wie von einem schweren, längst vergangenen Kriege und vieler überstandener Not. Sonne, Sonne ist alles! Wir lagen so lange in den nassen Gräben, wie reckten sich die eingesperrten Glieder nach Bewegung und Luft, wie suchte die hungrige Seele nach dem Weiten, der Ferne, nach Wäldern und friedlichen Wiesen, nach fröhlichen, geschäftigen Menschen, nach der brausenden Stadt! — Doch die Straße blieb einsam und leer in der Sonne. Es fuhr kein Erntewagen ins Dorf, begleitet von Burschen und lachenden Mägden.

Wissen die zu Hause, was das ist, so eine verlassene Straße zwischen den Gewehren zweier feindlicher Heere? — Tag für Tag sah ich diese Straße vor mir wie den Eisenbahndamm, der neben ihr hergeht, dessen Schienenstrang von Straßburg nach Paris führt. Und immer, immer sah ich sie einsam und leer, die noch stehenden farbigen Signaltafeln rühren sich nicht, es steigt kein Rauch auf und wird kein Brausen hörbar eines herannahenden Zuges. Von den Telephonstangen hängen, wie am ersten Tag, die zerstörten Drähte herunter. Seit meiner Kindheit gehörte Leben und Bewegung zu meinem Begriff von diesen Dingen und immer wieder muß ich mir das Lebendige davon wegdenken, von der Straße, von dem verlassenen Schienenstrang. Es ist dasselbe Ding und doch nicht dasselbe. —

* * *

Es war an einem Ruhetag. Es lockte mich, nach dem nahen A. hinüberzureiten. Da stand ich am Bahnhof. Fünf Jahre vorher wohl war's, daß ich den Platz zum erstenmal gesehen hatte. Damals war ich auf dem Wege nach Paris. Hier hielt der Zug; ganz recht! Es war spät in der Nacht, ich war mit einem jungen Franzosen gefahren und wir hatten von den politischen Beziehungen beider Länder gesprochen, während wir das Grenzland durchfuhren. Durch diese Türe nahmen wir unser Gepäck, um die Zollkontrolle zu passieren. Da stand der wortkarge französische Zollbeamte, der sich den Inhalt meines Koffers flüchtig ansah. Ein seltenes Vergnügen, alles unter so veränderten Verhältnissen wiederzusehen.

* * *

Einmal war die gemeinsame Not des Krieges stärker als die Feindschaft: Tagelang brach unaufhörlicher Regen in die Gräben von Freund und Feind. Er schwoll zu lehmigen Bächen und füllte die Unterstände mit Wasser, machte die Wiesen zu Seen; weithin.

Die Gegner lagen sich im Abstand von nur wenigen Metern in den vordersten Gräben gegenüber, ein schmales Feld, zerwühlt von Artilleriegeschossen und Handgranaten, lag zwischen ihnen. Hinter den Schießscharten drüben war jede unvorsichtige Bewegung bemerkbar und durch einen Schuß beant-

Digitized by Google

wortet. In diesen Tagen der Not aber war kein Gewehr mehr hörbar. Dagegen wagte bald der erste Mann sich hervor, der vorher sich nicht getraut hätte, den Kopf über den Rand der Brustwehr zu zeigen. Dem ersten folgte ein zweiter, folgten mehrere, schließlich krochen sie alle, überzogen von Lehm, aus dem ersoffenen Graben. Hüben wie drüben. Und Freund und Feind standen sich zum erstenmal auf Sprachweite gegenüber; keiner brach den unbesprochenen Pakt; man arbeitete tagelang an der Brauchbarmachung der Gräben und Unterstände und sah auch dem Gegner bei seiner Arbeit zu.

Manches Wort flog hinüber und herüber; doch kein Wort der Feindschaft und des Hasses, sondern des seltenen Vergnügens, seinen Gegner von Angesicht zu sehen: Menschen nicht Gewehre.

Die französischen Mannschaften — biedere, kräftige Landwehrleute — gaben ihrer Freude hellen Ausdruck darüber, daß nicht mehr geschossen wurde und begossen dies Vergnügen reichlicher als sonst mit ihrem Wein. Machte doch einer den Vorschlag, auch künftig, wenn wieder geschossen werden sollte, wenigstens die Kugeln vorher aus der Munition zu entfernen. Die Offiziere, soweit sie sich nicht mit den Mannschaften der unverhohlenen Freude hingaben, gingen mit Haltung und Aufmerksamkeit hinter ihrem Drahtverhau auf und ab: „Wie lange wird der Krieg noch dauern" — „Oh, wir haben Zeit, so lange Sie wollen, wir sind nicht müde", was wir denn freilich dem so Antwortenden, der sich ohne Grund in seinem Stolz angegriffen fühlte, gar nicht vorgeworfen hatten.

Als die nasse Arbeit beendet war, wurde wieder — grand malheur! — geschossen.

* * *

„Einmal muß Friede werden." Ein schönes Wort. Endlich muß er kommen. Dann sitzen die Kameraden von draußen auch wieder hier. Dann werden wir wieder schaffen und den erschütterten Bau wieder neu aufrichten. Brüder! Wenn wir erst wieder damit beginnen, dann solls ein neues, zukunftvolles Leben sein.

Digitized by Google

Ueber Vischers „Auch Einer"

Eine Wienerin, Franza Feilbogen, hat vor dem Krieg ein Büchlein über Friedrich Theodor Vischers „Auch Einer" geschrieben, das sie jetzt erscheinen läßt, in der Befürchtung, daß nach dem Krieg die Aufmerksamkeit für literarische Fragen nicht gerade sehr groß sein wird. Da hat sie wohl recht, und es mag manchem so gehen, daß gerade heute, da es uns ja doch auch nicht besonders „literarisch" ums Herz ist, der Zufall dieser Buchbegegnung willkommenen Ablenkung ist. Und damit merkt man auch bald, daß Vischer, wie immer, ein sonderlicher Seelentrost ist.

Das Buch ist eine merkwürdige Mischung zwischen zusammenfassendem Essai und gelehrter philologischer Dissertation. Es hat den Quellenapparat der Wissenschaft, eine genaue Disposition mit A, B, C u. s. f., schafft Kenntnisse herbei über die Anregungen, denen der Dichter nachgab, (etwa die amüsante Feststellung, daß A. E.'s norwegisches Tagebuch einen Mayerschen Reiseführer ausschreibt), gibt das ethnologische Material, aus dem die Phahldorfgeschichte aufgebaut wurde — aber die Verfasserin bleibt darin nicht stecken, sondern zeichnet sehr gescheit die philosophische Struktur Vischers in seinem Verhältnis zu Hegel, die dichterische in der Abwandlung romantischer und Jean Paulscher Ueberlieferung. Dabei wird viel Gutes bemerkt, über die Beziehung zu Keller, über die Parallele zu Cervantes, Don Quichote und die technisch formale Lösung des Vischers Versuches mit kritischer Besonnenheit analysiert.

Der schwäbische Grundcharakter dieser Persönlichkeit, in dem sich Widersprüche finden und lösen, mag der Wienerin etwas fremd geblieben sein, diese Mischung von geistig-nervösem Humanismus und grobschlächtiger Derbheit und erdnahem Realismus — aber indem sie die Problemstellung von außen sieht, werden ihr auch viele Einzelzüge merkanter. Und der Schwabe selber sieht sie deutlicher, dem sie vorher als der Katechismus seiner eigenen Art selbstverständlich waren. Die Arbeit ist mit einer schönen Liebe geschrieben und hat frische unbefangene Bemerkungen über den Dichter-Denker: „Er kann zur Not noch ohne Gott, aber schwer ohne Teufel sein Auskommen finden." Und man findet etwa einen Brief des so anders gearteten C. F. Meyer abgedruckt, der Kinkel reden läßt: „das Buch blitzt von Geist und hat mich überdies sterben gelehrt."

Die Schrift erschien bei Orell Füßli in Zürich. Im Vorwort liest man nicht ohne seltsame Bewegung, daß es seinen Ursprung an der — Pariser Sorbonne hat und durch den dortigen Dozenten für deutsche Literatur, Charles Andler, angeregt und wesentlich gefördert wurde. Welche Verstrickung der Dinge, daß die erste große Würdigung eines so durchaus deutschen Werkes von Paris ihren geistigen Ausgang nahm — ein wenig schmerzlich und ein wenig tröstlich in einem.

Theodor Heuss

„Das Wesen der Geschlechtlichkeit"

Die „Sexuelle Krise" hat sich durch den Krieg in einer Weise verschlimmert, daß sie keinerlei Vogelstraußpolitik mehr duldet. In ganz Europa überwog vor dem Kriege die Zahl der Frauen erheblich die der Männer: wie wird es darum erst nach diesem über alle Maßen mörderischem Kriege bestellt sein? Die Willigkeit zur Eheschließung und Kindererzeugung und damit zur persönlichen Verantwort-

Digitized by Google

lichkeit für die Folgen des persönlichen Geschlechtslebens hatte vor dem Kriege seit vielen Jahren in immer rascherem Tempo nachgelassen; alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie sich nach dem Kriege noch rascher vermindern wird. Es sei nur an die Verheerungen erinnert, die dieser Krieg im alten Mittelstande anrichten mußte, wo die alte Ehe bisher fast allein mehr ein idyllisches Dasein fristen konnte, und an die Verschlechterung aller Lebensverhältnisse für den „neuen" Mittelstand, die nach dem Kriege noch für absehbare Zeit anhalten muß. Dazu kommt dann noch eine Ausdehnung der Prostitution und der Verseuchung des Geschlechtslebens.

Unter solchen Umständen kann man es nur dankbar begrüßen, daß Frau Grete Meisel-Heß in einem bei Eugen Diedrichs in Jena erschienen zweibändigen Werke über das „Wesen der Geschlechtlichkeit" während des Krieges „in einem Zuge" den zweiten Teil der Aufgabe bewältigt hat, deren ersten Teil sie mit dem vor sieben Jahren erschienenen Buche „Die sexuelle Krise" erledigte. Beleuchtete sie in dem ersten Buche den krisenhaften Zustand, in den unser Geschlechtsleben mit seinen natürlichen Ansprüchen und Bedürfnissen geraten ist, so stellt sie in dem neuen Werke vor allem die verschiedenen Bewegungen dar, die in der Zeit durch diesen Zustand und gegen ihn zu beobachten sind, sowie deren Zusammenhänge mit der sozialen Frage, „mit dem Moralproblem und mit den wichtigsten psychischen und sozialen Phänomenen". Die Vorzüge, durch die sich die Verfasserin in ihrem ersten Buche auszeichnete, bewährt sie erst recht auch in dem neuen: sie forscht weniger nach den Wünschen als nach den Nöten moderner Frauen und sie läßt sich nie die Mühe verdrießen, den tieferen Zusammenhängen dieser Nöte mit der großen allgemeinen sozialen Not nachzuspüren. Sie ist sehr belesen, nicht nur in der Literatur ihres eigenen wissenschaftlichen Gebietes, sondern auch in der der Nachbarwissenschaften, und sie kennt sich ebensogut in den Bewegungen und Wandlungen des wirklichen Lebens aus. Ihre Darlegungen lesen sich, wie sie geschrieben sind, „in einem Zuge"; sie ermüden trotz strenger Wissenschaftlichkeit nirgends. Der Titel „Das Wesen der Geschlechtlichkeit" verspricht allerdings zu viel. Dieses Wesen wirklich zu erhellen, wäre doch nicht möglich, ohne auch der Naturgeschichte der Geschlechtlichkeit gründliche Aufmerksamkeit zu widmen, woran es die Verfasserin zu sehr fehlen läßt. Die modernen Naturforscher gestehen, daß sie in dem Bestreben, das Wesen der geschlechtlichen Fortpflanzung zu ergründen, noch nicht weit gekommen sind, umsoweniger darf man erwarten, daß es sich in den verwickelteren menschlichen Verhältnissen leicht ergründen läßt. Frau Meisel-Heß flüchtete sich in dem Drange nach Entschleierung letzter Rätsel statt zur Naturwissenschaft zur Sexual-Mystik und ging dabei einem Scharlatan wie dem unlängst gestorbenen Max Sebaldt (G. Hermann) ins Garn, den wenigstens der Schreiber dieser Zeilen auf Grund persönlicher Kenntnis nicht ernst nehmen kann.

Eine strenge Nachprüfung ihrer Erfahrungen und Beobachtungen an naturwissenschaftlichen Kenntnissen hätte sie wohl davor bewahrt, das Prinzip der Monogamie auf die Spitze zu treiben. Die Naturwissenschaft erblickt das Ziel der geschlechtlichen Fortpflanzung in der Steigerung der Variabilität und Anpassungsfähigkeit der Individuen. Die Monogamie ist in allen ihren Formen das Ergebnis einer Lebensgemeinschaft, bei der das

Digitized by Google

Interesse der Beteiligten an einem Optimum für ihre Fortpflanzung in der Regel nicht die wichtigste Rolle spielt. Eltern, die sehr schlecht zueinander passen, können erfahrungsgemäß sehr wohlgeratene Nachkommen erzeugen, wenn ihr Familienleben auch schwerlich dazu angetan sein wird, solche gut zu erziehen. Andererseit können Eltern, die sehr gut als Lebensgefährten miteinander auskommen, schlechte Paarungsergebnisse haben. Also können Ehen, die gut sind in Beziehung auf das Familienleben, schlecht sein in Hinsicht auf den Sinn der Geschlechtlichkeit. Eine Ueberspannung des Prinzips der Monogamie kann also kaum praktisch nützlich sein.

Alles, was Frau Meisel-Heß über Mutter- und Kinderschutz sagt, ist beherzigenswert und rechtfertigt es allein, ihr Buch sozialpolitisch Strebenden auf das wärmste zu empfehlen. „Der Denkirrtum der Gesellschaft", heißt es im Bande auf Seite 38, „der die Fortpflanzung abhängig machte von der sozial-ökonomischen Vollreife eines Elternpaares, anstatt von der sexuellen Vollreife junger, gesunder Menschen, hat es auf dem Gewissen, daß nachher, wenn bei ergrauten Haaren die ökonomische Möglichkeit zur Fortpflanzung gegeben wäre, sie aus physiologischen Gründen nicht mehr oder nicht zureichend mehr möglich ist". Damit ist das soziale Krebsübel mit wenig Worten umschrieben, das es nach dem Kriege zu heilen gilt, sollen wir an der Zukunft unseres Volkes nicht verzweifeln. Das neue Buch der Frau Meisel-Heß ist dafür ein treffliches Rüstzeug.

Otto Corbach

Die Kunst des Reisens

Seltsam, darüber in diesen Tagen des gewaltigsten Ringens der Völker zu schreiben. Und seltsam mutet das Werkchen an, über das hier einiges gesagt werden soll: Wilhelm von Scholz' „Reise und Einkehr" (F. A. Perthes, Gotha.) Es ist, als grüßte eine feine, zarte Hand aus fremdem, stillem Land herüber in unsere bluterfüllte Kampfeszeit. Und vielleicht gerade dieser Gegensätzlichkeit willen greifen wir mit besonderer Freude nach diesem Buch, indem ein Dichter uns in wohlgesetzten Worten, in stimmungsvollen Kapiteln heimatliche und fremde Naturschönheiten zeigt, uns zum Führer und Berater wird, wie wir reisen und wandern und schauen sollen, um alle Pracht und Eigenart von Stadt und Land, Seen und Bergen und vielem anderen noch in uns aufzunehmen. Den größten Reisekünstler, Goethe, ruft er als Zeugen auf; die Daseinstrunkenheit, die auf seinen Wanderungen und Reisen stets über Goethe kam, wird auch uns ergreifen, wenn wir mit verlangenden Sinnen, als Suchende durch die Welt gehen. Nicht hasten dürfen wir, um möglichst viel zu sehen, (die Krankheit der meisten Reisenden) — eine bewußte willensvolle Stimmung müssen wir schon vorher in uns schaffen, uns bereiten zu den Genüssen, die wir erwarten; und dann Augen und Herzen auf! Dann wird, was uns neu ist, in seiner ganzen Schönheit vor uns erstehen, und vieles, was wir schon zu kennen wähnten, wird neue Pracht uns offenbaren.

Hermann Weick

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Bruck

Von Theodor Heuß

Durch eine kleine Schrift von Philippovich über die mitteleuropäischen Wirtschaftsprobleme ist die geschichtliche Bedeutung des österreichischen Handelsministers von Bruck in den fünfziger Jahren unserem reichsdeutschen Bewußtsein nahe gebracht worden. Wir lernten in ihm die Persönlichkeit kennen, die nach 1848 das Steuerruder der wiener Wirtschaftspolitik scharf herumdrehte: die Bedenklichkeit der Hofkanzlei wich vor einem frischen, großdeutschen Wirtschaftswillen, der Kaiserstaat selber gedieh zunächst zum einheitlichen Zollgebiet, das Verhältnis zum deutschen Zollverein sollte im engen Anschluß positiv ausgestaltet werden.

Richard Charmatz hat sich der Aufgabe unterzogen, nun das Bild dieses Mannes in einer Lebensbeschreibung neu zu zeichnen, die eben bei S. Hirzel in Leipzig erschienen ist. Der Schüler Friedjungs, der ein ausgezeichneter Sachkenner der österreichischen Geschichte ist und in dem liebevoll warmen Buch über Adolf Fischhof bereits seine Eignung zu biographischer Charakteristik erwiesen hat, schenkt uns damit eine Arbeit, die ebensosehr unsere menschliche Teilnahme verdient, als sie die Kenntnis der Vorgeschichte des mitteleuropäischen Gedankens fördert. Wohltuender Weise hält sie sich völlig frei von aktualisierenden Reflexionen: sie schildert sachlich und sympathisch Persönlichkeit, Zeitprobleme, Zeitstimmung — aber indem sie darin ein Stück innerösterreichischer Geschichte klarlegt, wird sie uns wertvoll in allem Nachdenken über das Kommende.

Bruck ist nicht nur ein begeisterter Schüler des neun Jahre älteren Friedrich List, man ist immerdar versucht, in ihrem so

Digitized by Google

verschiedenen Lebensgang die Vergleiche der Artverwandtschaft festzustellen, die ihre tragische Bestätigung in dem gewaltsamen Ausgang des Selbstmords finden. Beide aus deutschen Handwerkerfamilien hervorgegangen, Autodidakten, „Selfmademen", industrielle Gründer mit verkehrspolitischer Richtung, erzieherische Publizisten und Zeitungsgründer, Vorkämpfer der großdeutschen Wirtschaftseinheit, Eisenbahnbegründer und Orientpolitiker, bürgerlich-liberal ohne allen Parteicharakter, unbefangen und realistisch, immer mit Plänen erfüllt, immer, in wechselnder Aufgabe, ihren zugreifenden Tatsachensinn bewährend. Beide, ihres Eigenwerts bewußt und darum von Neidern umgeben, scheitern in ihrem Menschentum nicht am Widerstand des Objekts, an den Hemmungen der Zeit, sondern an dem bösen Willen jener, die den Idealismus ihrer Gesinnung mit dunklen Vorwürfen überschmieren. List ist in dem Ausmaß seines Wesens größer, schöpferischer, in dem Temperament seiner wahrhaften Natur gewaltiger und genialer — er endet im Vormärz, von der Arbeit und Verfolgung zerrieben, arm, heimatlos. Bruck hat ein günstigeres Los — ihn hebt das Jahr 1848, das List nicht mehr erlebte, zum Ministersessel und wenn auch das Jahrzehnt von 50 bis 60 ihn nicht von Enttäuschungen bewahrt, so bleibt er doch dort, wo Macht und Verantwortung sich sammeln, nicht nur ein Prediger, sondern ein Schaffender.

Der Mann, der ein glühender Oesterreicher war, stammt vom Rhein — so wie manche wiener Staatsmänner jener Zeit, Schäffle, Biegeleben, Rechberg aus dem heutigen „Reich" bezogen worden — 1798 ist er in Elberfeld geboren, ein Buchbindersohn, macht als freiwilliger Reiter, blutjung, den Abschluß der Befreiungskriege mit (eine Wunde bleibt das Ehrenmal), wird Buchhändler, hat seine Wanderjahre, kommt nach Triest und gründet dort mit keckem Mut und außerordentlichem Erfolg den „Oesterreichischen Lloyd". Sein öffentliches Wirken (oberitalienische Eisenbahnen) ist sehr erfolgreich; die Adriastadt schickt ihn ins Frankfurter Parlament und von dort ruft man

Digitized by Google

ihn an die Spitze des Handelsministeriums. Er ist die Seele der von Oesterreich ausgehenden Bewegung zum Anschluß an den Zollverein — was er dem Widerstreben Preußens abringt, ist kein voller Erfolg, doch eine Etappe. Auch als er vom Amt zurücktrat und wieder nach Triest gegangen, blieb er in halbamtlicher Verbindung und führte persönlich die Verhandlungen in Berlin. Die Aera des Krimkriegs sieht ihn, den diplomatischen Neuling, als „Internuntius" auf dem Botschafterposten in Konstantinopel; er schafft durch seine Persönlichkeit dem Kaiserstaat an der Pforte neues Ansehen und begründete damit eine aktive Orientpolitik, gerät aber in schwere Konflikte mit der schwankenden und unentschiedenen Geschäftsführung seines Ressortchefs, des Grafen Buol. Mit welchem Freimut er diesem gegenüber seine Stellung wahrt, zeigt die charakteristische Stelle eines großen Rechtfertigungsschreibens an den Grafen, dem er voreilige Neutralitätserklärung des Jahres 1853 zum Vorwurf macht:

„Ich hebe diesen Umstand hervor, weil ich dadurch den Beweis liefern will, daß man an Deutschland nicht erst dann denken darf, wenn die politischen Verhältnisse schon verwickelt sind, sondern daß man dies tun muß, wenn die Kraft, die dem mitteleuropäischen Bündnisse innewohnt, als entscheidender Faktor bei den Verhandlungen geltend gemacht werden kann. Solange die deutschen Gesandten in den Vorzimmern warten müssen oder gar hinausbegleitet werden, wenn der Engländer, Franzose oder Russe erscheint, solange darf man mir nicht sagen, daß man die deutsche Politik zu behandeln verstehe, denn in dieser Aeußerlichkeit spiegelt sich drastisch der falsche Standpunkt ab, den man bei uns Deutschland gegenüber einnimmt. So freilich ist der Gedanke einer großen Einigung, um nach Osten und nach Westen den Ausschlag zu geben, ein leerer Traum; so freilich vermehrt man das Gewicht Preußens und klagt mit Unrecht über Haß und Mißgunst, von welcher Gesinnung ich übrigens im Winter 1852/53 nichts in Berlin wahrnehmen konnte, wie schwierig auch die zu lösende Aufgabe war."

Die diplomatische Sendung hörte bald auf — aber der Internuntius stieg. Man stellte ihn an die Spitze des Finanzministeriums. Die Aufgabe war ungeheuer schwierig, denn die Geld-

Digitized by Google

lage des Staates schien trostlos. Bruck sah seine Aufgabe nicht nur in Finanzoperationen, sondern vor allem in der Erweckung der produktiven Kräfte. Er wird Bankenbegründer, Eisenbahnbauer, die entscheidende Kraft bei der Einführung der Gewerbefreiheit. Er will Jahre der Ruhe und sperrt sich deshalb gegen den Krieg von 1859. Als dem unglücklichen Feldzug häßliche Prozesse in der Heimat folgten, damit man den „Schuldigen" fände, wurde auch der Name des Finanzministers in die dunklen Gerüchte verwickelt — zu Unrecht. Er blieb in aller Anfechtung zuversichtlich — da traf ihn, ohne Wort des Dankes, die Entlassung. Die Ungnade des Kaisers, dem er so hingebungsvoll gedient, schlug den tatkräftigen Mann nieder — wenige Stunden nach dieser Entscheidung zerschnitt er sich die Adern und verblutete sein Leben.

Das Dunkel über diesem Ende ist noch nicht enthüllt. Was für Friedjungs zeitgeschichtliche Darstellung gilt, spürt man auch bei Charmatz: die Persönlichkeit des Kaisers ist als politischer Wille vorhanden, wird aber von der Geschichtsschreibung noch im Hintergrund gehalten. Es ist eine seltsame Atmosphäre, die damals in Wien geherrscht haben muß: die adlig-klerikale Reaktion half dem Absolutismus in die Höhe, daneben sehen wir, daß der Monarch mit unbefangener Entschließung bedeutende Männer ganz anderer Art an einflußreiche Stellen setzte, wie eben den Protestanten Bruck. Vielleicht wird Friedjungs noch nicht abgeschlossene Darstellung dieser Zeit freieren Blick schaffen.

Was von Bruck nun aber die Leistung seines Lebens und über das Beispiel seiner selbstlosen Arbeitshingabe bleibt, sind die Denkschriften wirtschaftlichen und politischen Inhalts. Charmatz teilt sie in seinem Werk mit. Von ihnen erscheint uns die dem Kaiser überreichte Abhandlung „Die Aufgaben Oesterreichs" als eine klassische Probe weiter und machtvoller Zielsetzung. Sie ist geschrieben n a ch Solferino, in der Bedrückung und Not der Niederlage, kraftvoll, klar, kritisch, aber nicht wehleidig, zuversichtlich, aber ohne Weihrauch. Für die Oesterreicher

Digitized by Google

ein Vermächtnis, das heute noch und gerade heute in das Lesebuch ihrer politischen Jugend gehört. Für uns, die wir mit Oesterreich-Ungarn die Gemeinsamkeit der politischen Zukunft überdenken, ein die Seele berührendes geistesgeschichtliches Dokument.

Frankreichs Ruf nach dem Kuli

Von Dr. R. Hansen, Berlin

China wird nach dem Kriege das einzige Reservoir sein, aus dem wir schöpfen können. Mit diesen Worten überschrieb bereits am 4. April d. Js. der Pariser „Eclair" einen Leitartikel von Maurice Rondet-Saint, in welchem dieser einen Ueberblick über die Ergebnisse der bisherigen Diskussion betr. die Einstellung der gelben Handarbeiter für Frankreichs Industrie und Landwirtschaft bot. Die Debatte über die Heranziehung des Kulis war bereits damals soweit gediehen, daß das französische Parlament sich mit der Frage befaßt hat. Die französische Regierung hat inzwischen mehrere Büros für die Beschaffung ausländischer Arbeiter eingerichtet.

In Anlehnung an eine Denkschrift, die der Deputierte M. Landry über die Frage der Beschaffung ausländischer Handarbeiter verfaßt hat, und die den Nachweis brachte, daß aus den europäischen Ländern und aus Frankreichs Kolonien, d. h. durch Heranziehung von Italienern, Spaniern, Portugiesen, Polen sowie von Kabylen, Marokkanern und Berbern kein genügender Ersatz für die französischen Verluste an Handarbeitern zu beschaffen sein würde, ist seit dem Frühjahr der Ruf nach dem gelben Kuli immer dringlicher geworden. Der Kuli ist denn auch schon in Frankreich an der Arbeit; in welchem Umfange ist natürlich schwer zu ermitteln. Am 26. August d. Js. bringt die große Pariser illustrierte Wochenschrift „Illustration" zwei Photographien, die den Kuli bei der Kartoffel- und Getreideernte auf einem Gute in der Nähe von Poissy (Seine et Oise) zeigt. Es ist allerdings der Indochinese und nicht der chinesische Kuli, der dort landwirtschaftlich arbeitet. Der Indochinese hat auch in der französischen Munitionsfabrikation gerade während der Munitionskrise als Handarbeiter eine hervorragende Rolle gespielt, worauf Landry und Rondet-Saint immer wieder hingewiesen haben. Wird dieses Arbeiterkontingent von Annamiten später die industrielle Arbeiterbevölkerung von Paris und Briey vergrößern? So fragen sich heute die französischen

Digitized by Google

Schriftsteller wie Pierre Tay, J. H. Rosny und Rondet-Saint. Sie verneinen diese Frage sämtlich und weisen darauf hin, daß die Indochinesen das französische Klima auf die Dauer ebenso wenig vertragen können als die Hindus. Wie die Hindus schon jetzt durch die englische Regierung an der Auswanderung nach Frankreich behindert würden, so würde es bald auch für die Annamiten schwer sein, die Erlaubnis der Behörden in Hinterindien zu erwirken, da dort die Arbeitskräfte selbst dringend gebraucht würden. So bleibe nur noch das Reservoir in China übrig, wo der Kuli in unbeschränkter Zahl zu haben sei. Dieser habe gleichzeitig den Vorzug, daß er das Klima vertragen könne und stark, anstellig und intelligent sei. Auf den chinesischen Kuli müsse man noch viele Jahre nach dem Kriege zurückgreifen, denn der italienische Arbeiter, der sich so leicht in Frankreich assimiliere und der im Bassin von Briey ein großes Arbeiterkontingent gestellt habe, werde nicht wieder kommen, da er entweder im Lande selbst gebraucht werde oder als Saisonarbeiter nach Südamerika gehen werde. Die Spanier hätten sich bisher stets nur in geringer Zahl, kaum über 35 000, die dazu noch im Südwesten arbeiteten, niedergelassen. Aehnlich sei es mit den Portugiesen, die vorwiegend in Brasilien Arbeit suchten. Auf das polnische Element, das in den Kohlendistrikten des nördlichen Frankreichs und in den Eisenbergwerken der Normandie vor dem Kriege zwar zahlenmäßig gewachsen sei, sei späterhin auch nicht in gleichem Umfange zu rechnen. Auf unsere eigenen Schutzbefohlenen in Nordafrika, Kabylen, Marokkanern, Berber können wir nur zum Teil zurückgreifen. Es handelt sich um viel größere Reservoire, deren wir bedürfen, um den Arbeitsbedarf unseres Wirtschaftslebens zu decken, so schrieb Pierre Jay kürzlich, als er die Kulifrage im „Salut Public" streifte und auf die Gefährdung der französischen Rassenreinheit durch exotische Arbeitereinwanderung hinwies. Der bekannte Romanschriftsteller J. H. Rosny meinte in einem Leitartikel der Depêche (Toulouse): „Schon sehen wir, wie in gewissen Bezirken eigentümliche kleine schwärzliche und gelbe Franzosen geboren werden. So ist die Rasse nicht zu heben."

So viel ist unbestreitbar, daß, wenn Frankreich seine Rasse rein halten will, die exotische Handarbeiterbevölkerung in erster Linie der Großindustrie zugeleitet, daß sie von der Landarbeit ferngehalten werden muß. Das platte Land in Frankreich war schon vor dem Kriege erschöpft und wird es nach dem Kriege in noch viel höherem Maße sein, denn es hat die Hauptkosten an Menschenverlusten getragen. Wie groß die Menschenverluste an heimischen Handarbeitern dnrch den Krieg sind, wissen die Franzosen nicht, denn Verlustlisten und gute Statistiken werden dort nicht geführt. Der jugendliche französische industrielle Handarbeiternachwuchs ist dreimal so klein als der deutsche. Fernand Faure gab ihn kürzlich auf 1 820 000 an, während er dem 4 600 000 deutsche (12—17 jährige) künftige industrielle Handarbeiter gegenüber stellte.

Digitized by Google

Die Ausrottung des Franzosentums, die sich schon in der folgenden Uebersicht über den Geburtenrückgang seit 1877 ausdrückt, ist durch den Krieg ganz enorm beschleunigt worden.

Frankreichs Geburtenrückgang 1874—1915

	Geburten auf 1000 Einwohner
1874—1876	26,1
1877—1879	25,3
1883—1885	24,7
1886—1887	23,7
1889—1892	22,5
1896—1898	22,2
1899—1901	21,8
1902—1904	21,2
1905—1907	20,3
1908—1910	19,8
1911—1915	18,2

Diese dem Tableau official du nombre Décroissant des naissances françaises entnommenen Ziffern, die bis Ende 1915 gehen, zeigen, wie seit vielen Jahren vor dem Kriege die Handarbeiterbevölkerung in Stadt und Land zurückgegangen ist. Nach dem Kriege wird Frankreich in einer der schwierigsten Lagen sein. Es ist gezwungen, seine industrielle Produktion ganz enorm zu vergrößern und es wird auch seine landwirtschaftliche außerordentlich steigern müssen. Ueberall fehlen aber die heimischen Arbeitskräfte; denn das beste Material ist auf den Schlachtfeldern geblieben. Wenn in so weitem Umfange wie bisher die Frauenarbeit herangezogen wird, wächst die Gefahr des Geburtenrückganges nur noch mehr. Mehr Werkzeuge, bessere Arbeitsmethoden und eine bessere Ausnutzung der Naturkräfte können sicher zu einem Teil Ersatz schaffen. Aber der große Bedarf an Menschenhänden für den Wiederaufbau und die Ingangbringung des französischen Wirtschaftslebens nach dem Kriege und die schlechten Aussichten auf einen genügenden Zustrom von europäischen Arbeitskräften sind ein so sorgenvolles Zukunftsproblem Frankreichs, daß man es verstehen kann, wenn seine Schriftsteller, Parlamentarier und Wirtschaftskreise die Gefahr der ethnographischen Reinhaltung immer mehr außer acht lassen und den Ruf nach Masseneinwanderung von chinesischen Kulis unbedenklich erheben und an „den kleinen schwärzlichen und gelblichen Franzosen, die in gewissen Bezirken Frankreichs geboren werden," keinen Anstoß mehr nehmen.

Digitized by Google

Allein sein....

Betrachtungen von Heinr. Schäff

Ich sitze geborgen hinter der Dachluke meines Häuschens. Draußen am Horizont dreht sich das Riesenrad des Lebens, ein ewig wechselnder Pfauenfächer voll guter und giftiger Farben, oft von sanfter Morgenröte und oft ein leidenschaftlicher Feuerbrand, der seinen infernalischen Widerschein gespenstig in meine Klause wirft.

*

Allein sein, nein, allein sein können, welch eine Gnade der Allgegenwart! Sie gibt uns unmittelbaren Ersatz in der lebendigen Umgebung der Dinge, die wir nie aufmerksamer betrachten, als wenn wir allein sind.

*

Man darf nicht aufgehen im Geschehen, man muß sich aus dem Gegenwärtigen auch wieder zurückziehen können, sonst verschlingt es uns. Seine Umrisse verringern sich aus dem Abstande, den uns das Ewige gewährt: Hinter diesen Schutz dürfen wir uns begeben, wenn Raum und Zeit aufdringlich werden.

*

Es ist mir gar nicht wohl, wenn nicht dort, wo ich mich niederlasse, etwas Unnützes in der Nähe ist; altes Gestein, Unkraut und ähnliches.

*

Neben der Einfalt sitzen zu dürfen, wenn die Rosen duften und das Gras blüht, an einem unschuldvollen Tage: wie kommt man sich selbst dann so gefallen vor und fühlt die heißen Tränen des Verlorenen in den Augen.

*

Dunkel und verborgen strömen die Quellen der Nacht und der Abgrund ihrer Wiege ist unser Schicksal. Wie es uns ge-

Digitized by Google

biert, so müssen wir sein. Die Welt aber überfordert alles Sterbliche, indem es die Unschuld zur Sünde macht und dem Zwang den Namen der Freiheit gibt.

*

Die Natur kümmert sich wenig um die Angelegenheiten der Menschen. Sie ist nicht föderalistisch, sondern zentralistisch, und wir, die wir ein innerstes Bewußtsein unserer Selbstzwecklichkeit haben, dienen ihr nur als Mittel ihrer Unübersehbarkeit.

*

Euch habt ihr zu verantworten, mich habe ich zu verantworten, spricht der Himmel.

*

Der Himmel läßt jedes Alter und jeden Zustand zu Wort kommen, er ist nicht parteiisch, fürchtet sich nicht vor dem Trotz des Prometheus und duldet neben dem Löwen das Schaf und den Regenwurm.

*

Wenn das Ganze noch nicht so weit ist, wie der Einzelne, muß der Einzelne sich dem Bedarf des Ganzen unterordnen. Denn irgendwie ist der Einzelne am Rückstand des Ganzen doch mitschuldig. Wenigstens dieser und jener Einzelne.

*

Liegt im Kinde nicht auch etwas, was es dem Genie nahebringt? Es ist, als ob die Natur stets wieder den Versuch machte, größer herauszukommen, als sie darf und kann.

*

Von zwei andächtigen Augen hinaufgeleitet zu werden auf lichtgeweihten Stufen, höher und höher, über rauchenden Abgründen, an schwindelhohem Rande, immer im Sonnenglanz schreitend, immer höher und höhergeleitet bis zur diamantenen Gipfelkrone mit ihrem verschwenderischen Glast, mit ihrem ins Weltall hinausstrahlendem Diadem. — Welch eine Wanderschaft ins Ewige!

*

Digitized by Google

Wenn nur nicht alles zusammenhängen würde! Das ist unsere Kopfnuß, freilich auch die Hoffnung unserer Seele auf eine endgültige Lösung in Gott.

*

Aber dieser Zwiespalt soll uns nicht von der uns zugewiesenen Stelle des Lebens abbringen. Wer schön sehen kann, der sage wie Archimedes: Zerstöre mir meine Kreise nicht. Bleibe jeder bei sich: das ist der Wille der Vorsehung.

*

Es kommt nur darauf an, was man empfindet: dort lebt alles, ist alles wahr und wirklich, woran man glaubt. Es handelt sich dabei um eine Gabe, vielleicht auch ein Wunder, das der Verstand tausendmal widerlegen kann. Aber der Träumer und Mundschenk wandelt doch über goldene Brücken, tief unter sich den finsteren Strom der Zweifel und des Todes.

Bruno Walter in München

Eine prinzipielle Erörterung

Von Privatdozent Dr. August Mayer (München)

Es ist im allgemeinen Sitte, von einem reproduzierenden Künstler nur bei jenen Anlässen öffentlich zu reden, bei denen er selbst vor das Publikum tritt; so hat er sich für gewöhnlich auch damit zu begnügen, daß sein Bild in einer eiligen Nachzeichnung erscheint, die meist nur das Wechselnde in seinen Zügen, das Augenblickliche und Zufällige seiner Erscheinung, nicht den Charakter und das Wesen, dasjenige also, was über aller einzelnen Leistung steht, wiedergeben kann. Und es ist billig, daß man von einem solchen Künstler in erster Reihe nur um des Werkes willen redet, das er nachzuschaffen unternimmt; nur in Ausnahmefällen darf er das Objekt der Betrachtung an sich, darf das Persönliche, das Schöpferische an ihm der Gegenstand der Darstellung sein.

Es ist kein Zweifel, daß der Künstler, von dem hier gehandelt werden soll, in dieser Hinsicht eine besonders verlockende Aufgabe bieten würde. Aber die Umstände bringen es mit sich, daß diese Zeilen eine andere Richtung erhalten.

Digitized by Google

Denn wer Zeuge der Tätigkeit des Münchner Generalmusikdirektors Bruno Walter ist, der hat auch die befremdende Resonanz miterleben müssen, welche sein Wirken bei denjenigen, die für die Oeffentlichkeit urteilen, gefunden hat. Und so muß hier von Walter und seinen Kritikern zu gleicher Zeit gehandelt werden. Denn die Methode jener Kritik ist eine derartige, ihre Begleitumstände wie ihre Endabsichten sind so ungewöhnlich, daß die Figur Bruno Walters, wie die Dinge jetzt liegen, von gewissen prinzipiellen Fragen der Kunstkritik und der öffentlichen Kunstpflege nicht losgelöst werden kann. Der Gegenstand dieser Erörterung muß also eine scheinbare Verschiebung erleiden: an Stelle der Würdigung künstlerischer Werte muß auf weite Strecken die Polemik gegen jene treten, welche diese Werte leugnen. Denn hier ist ein Fall gegeben, wo dieser Art von negativen Kritik gegenüber, der übliche Trost nicht ausreicht, daß weder Gleichgültigkeit noch böser Wille der Wirkung eines Künstlers auf die Dauer Eintrag tun kann. Wir stehen hier nämlich vor dem Versuch, durch die Presse auf eine Angelegenheit der öffentlichen Kunstpflege einen entscheidenden Einfluß in willkürlicher Weise auszuüben: es handelt sich für Walters Gegner letzten Endes darum, seiner weitern Tätigkeit wenigstens für München eine Ende zu bereiten. Es wird also, wenn auch der Widerstreit der Kunstmeinungen an sich für den Künstler und die Kunst von gleich geringem Belang ist, die Indifferenz in einem Falle wie diesem sinnlos; denn hier droht eine dringendere Gefahr als die bloße Verwirrung der Begriffe.

Wenn ein Kritiker auf seine Unverantwortlichkeit vertrauend es versucht, dem Künstler nicht nur seinen verdienten Erfolg nachträglich zu schmälern, sondern ihm auch jede weitere Wirkung unmöglich zu machen, so muß die Duldung aufhören, mit der wir den Umstand, daß Unberufene über Kunst schreiben, hinzunehmen gewohnt sind. Gegen die Kritik protestiert man bekanntlich am überzeugendsten durch künstlerische Leistungen; aber das Spiel wird ungleich einer Kritik gegenüber, die danach strebt, ihre Urteile auch tatsächlich zu vollstrecken und damit den Künstler gänzlich zum Schweigen zu bringen. Es wäre ein unerträglicher Zustand, wenn die verbindende Kraft der Zeitungskritik für die Oeffentlichkeit tatsächlich weiter ginge, als wir es bisher angenommen haben, wenn die kunstpolitische Wirkung der Theaterrubrik sich nicht auf den ohnedies schon gefährlichen Schein von Befugtheit und Endgültigkeit beschränkte, der ihr in den Augen des großen Publikums zukommt.

Bliebe nun im Falle Walter die Münchener Kritik Siegerin, erzwänge sie den Rücktritt des Künstlers, so wäre in dieser Frage ein gefährliches Präjudiz geschaffen; denn ein solches würde ein Erfolg der Kritik bei einer Aktion, wo es ihr so offensichtlich auf eine Kraftprobe ankommt, zweifellos bedeuten.

Digitized by Google

Das macht aber die Frage zu einer öffentlichen im eminenten Sinn und so betrifft die Entscheidung darüber, ob hier der richtige Mann an seiner richtigen Stelle bleiben soll, keine bloße Personalangelegenheit, sondern eine öffentliche, a eine prinzipielle

Es handelt sich im Falle Walter auch nicht um den Gegensatz des Künstlers zu seiner Zeit, der schweigend überwunden werden muß; denn weder früher noch an dem Ort seiner jetzigen Tätigkeit haben Walter die äußeren Zeichen des Erfolges gefehlt. Beweis dessen, die Einstimmigkeit mit der die ganze Kritik seine Berufung nach München forderte, nachdem sie ausreichend Gelegenheit gehabt hatte, sich über den Dirigenten Walter ein Urteil zu bilden. Aber fast ebenso einmütig begann wenige Wochen nach seinem Antritt der Widerspruch gegen ihn, um sich immer deutlicher zu einer planmäßigen, auf eine Entfernung gerichteten Aktion zu verschärfen. Was war in der Zwischenzeit geschehen? In welcher Beziehung hatte der Künstler enttäuscht oder was hatte sich an der Vorstellung, die sich die Münchner Kritiker von dem Ideal eines Operndirektors machten, geändert?

Unsachliche Gründe etwa? Persönliche Empfindlichkeiten, Unterströmungen der örtlichen Kunstpolitik? Kenner der Verhältnisse sagen: ja. Daß Walter darauf verzichtete, sich entschlossene Lobredner durch ein kleines, persönliches Opfer zu verpflichten, welches in München ortsüblich ist. Er hätte seine Beurteiler von vorneherein gewinnen können, wenn er sich wenigstens den Anschein gegeben hätte, mit ihnen an einem Strange zu ziehen, an ihre Schlagworte zu glauben, sie in seine Pläne einzuweihen, sein Tun und Lassen vor ihnen zu begründen — aber ihm fehlte alle Lust dazu, den ihm freundlichst angebotenen Platz eines „Lieblings" anzunehmen und „unser" Walter zu heißen.

Aber wenn dem so ist, liegt der Fall nicht zu einfach, um überhaupt eine Diskussion zu verdienen? Genügt nicht die bloße Feststellung, daß der seinerzeit gegen Richard Wagner in Bewegung gesetzte Franziskanerklub in bescheidenerem Umfange und mit bescheidenerem Ziel fortlebt? Ist dann die Angelegenheit, so bedauerlich sie für den beteiligten Künstler sein mag, noch mehr als ein spaßhafter Beitrag zur Münchner Lokalgeschichte?

Gewiß: Auch der Widerwille des Spießbürgers wie die Feindschaft des enttäuschten Dilettanten gegen den Künstler sind in ihrer Art ein geistiges Phänomen, auch Dummheit und böser Wille bestimmen das Schicksal der Kunst in deutschen Landen und so ist auch ihr fanatischer Gegner irgendwie an die Kunst geknüpft und würdig (nicht als Persönlichkeit sondern als Typus) in ihrer Geschichte fortzuleben. Und in unserer Zeit, wo Eitelkeit und Geldgier gleich schamlos den Interessenschutz im Namen geistiger Güter anzurufen gewohnt sind, darf es nicht wundernehmen, wenn auch persönliche Ranküne

Digitized by Google

sich mit einer prinzipiellen Kunstanschauung drapiert. Auch das auf den Tisch eines Kritikerstammtisches zornig aufschlagende Bierseidel wird im heiligen Namen der Kunst so heftig bewegt. Und es ist vielleicht einer Verständigung über diese Dinge förderlicher, wenn man die in Kunstsachen öffentlich Meinenden so ernst nimmt wie sie sich selber nehmen; denn erst dann läßt sich zeigen, wie dürftig der theoretische Aufputz ist, der es ihnen ermöglichen soll, für ihr persönliches Wohl- oder Uebelwollen die Würde eines öffentlichen Gewissens in Anspruch zu nehmen.

* * *

Wer will sich hier noch bei dem Einwand beruhigen, daß die Presse der Ausdruck der öffentlichen Meinung ist und der ausübende Künstler, wie die Dinge nun einmal stehn, sich diesem Tribunal ohne Widerspruch zu unterwerfen habe? Denn die Münchner Presse will in diesem Fall der Ausdruck der öffentlichen Meinung im alten und wirklichen Sinn des Wortes gar nicht sein. Es ist auch keine Rede davon, daß innerhalb des sachlich interessierten Publikums eine gegen Walter gerichtete Strömung tatsächlich bestünde; im parteimäßigen Sinn hat sich gegen Walter vielmehr nur die Presse zusammengeschart und ist nun mit allen Mitteln bemüht, selbst eine öffentliche Meinung zu erzeugen, aber in dem neuen und fragwürdigen Verstande des Wortes: denn es gibt eine öffentliche Meinung aus zweiter Hand, die, verschwommen und ungreifbar wie jedes Surrogat wirklicher Bildung, den Beziehungen zwischen Künstler und Publikum von vorneherein jene Klarheit und Reinheit nimmt, ohne die eine unmittelbare künstlerische Wirkung unmöglich ist. Je mehr sich die gedruckte Meinung des „Kenners" durchsetzt, desto sicherer verhindert sie, daß die Leute, für die die Kunst gemacht wird, jemals zu dieser selbst gelangen. Die unerlaubte Kreuzung eigener und fremder Meinungen wird immer nur zu einem Bastardprodukt führen und so lange die Kritik nichts besseres zu tun weiß, als die Leser von den fruchtbaren Wegen des Kunstwerks fort in die trostlose Oede des Kunstgeredes zu führen, so lange wird das Publikum an unserem öffentlichen Kunstbetrieb eben nur äußerlich und obenhin teilnehmen und an Stelle der Bildung im wirklichen Sinn, d. h. der Erneuerung und Bereicherung des Einzelnen, wird das Gegenteil entstehen, nämlich die Verbreitung von Meinungen.

Die Münchner Kritik stellt sich nun in ihrer Beurteilung Bruno Walters so, als ob es ihr auf das Kunstwerk vor allem ankäme, als gelte es, unsern überlieferten Kunstbesitz vor Vernachlässigung, wenn nicht gar vor Entheiligung, zu bewahren.

Man sollte zunächst denken, böser Wille allein sei imstande, den künstlerischen Ernst zu verkennen, der sich um das höchste Ziel, die Verdrängung der Opern-

Digitized by Google

schablone und die Schaffung einer deutschen Musterbühne, seit Jahren bemüht. Was Walters Absichten auf diesem Gebiet entgegentritt, ist aber nicht allein die Voreingenommenheit seiner Kritiker sondern auch jene Theaterfremdheit, der man in Deutschland leider auf Schritt und Tritt begegnet. Es ist schlimm genug, daß die elementarsten Dinge des Handwerks hierzulande dem Durchschnittsschauspieler unbekannt sind. Aber damit, daß der Deutsche kein geborener Mime ist, kann man sich noch leichter abfinden als mit dem Widerstand gegen einen Theaterleiter, der gerade in diesen Dingen Wandlung schaffen will, dem es in jedem Detail auf Ausdruck, Intensität und Bestimmtheit ankommt, der jede Bewegung und jeden Ton aus dem Affekt, aus dem inneren Rhythmus des Satzes entstehen läßt, der seine Wiedergabe auf dem einfachsten und zugleich innerlichsten Element des Werkes aufbaut, auf dem Ausdrucksgehalt der einzelnen Phrase, in welcher ja die innere Haltung des Schöpfers so faßbar und eindeutig zutage tritt, daß der seelische Ton des ganzen Werkes in jedem einzelnen Augenblick lebendig ist.

Sie sagen dann freilich, daß ihm bloß die Einzelheiten gelingen, weil das Ganze, das er bietet, zu reich und farbig ist, als daß es sich in ihren engen Formeln einfangen ließe — daß jedoch eben in diesen Dingen immer wieder von vorne angefangen werden muß, daß es sein großes und einziges Verdienst ist, hier von vorne anzufangen, sieht keiner ein. Und schon im Namen der Tradition würden sie gegen diese Absicht Einspruch erheben.

Durch den Mangel an Gefühl für das, worauf es beim Theater in erster Linie ankommt, bestreitet die Kritik dem reproduzierenden Künstler sein eigentliches Arbeitsfeld; denn nur wer im Sinn des eigentlichen Theaters, im Sinn der möglichst überzeugenden, möglichst intensiven Belebung des Einzelnen ein szenisches Kunstwerk interpretiert, das heißt also ein Kunstwerk, dessen Wirkung auf fortgesetzte innere Spannung, auf die Erfülltheit jedes Augenblicks gestellt ist, wird der Erwecker seines inneren Gehaltes. So kann die Wirkung selbst, um die immer aufs neue gerungen werden muß, auch nur aus dem Augenblick kommen und diese eigentümliche Beweglichkeit des Künstlers, diese Hingabe an das Momentane ist es, was die Anbeter des Buchstabens für Eigenwilligkeit halten. Es ist verkehrt, einem Künstler, der dieser Hingabe fähig und ihren Gefahren gewachsen ist, eine vermeintliche Tradition oder ein unklares Stilprinzip entgegenzuhalten. Der Stil ist nur durch die Belebung des Einzelnen zu fassen; und wer soll den Ausdruck treffen, das flüchtigste und das innerlichste, wenn nicht derjenige, dem er aus der Spannung des Augenblicks ungesucht geboren wird? Und welches andere Maß darf auf den Künstler Anwendung finden als dieses?

Aber sonderbar: so oft auf der Bühne dasjenige erreicht wird, was erreicht werden muß, soll nicht ihr ganzer anspruchsvoller Apparat sofort zum kon-

Digitized by Google

ventionellen Gerüst und zum leblosen Schaustück herabsinken, das heißt also gerade wenn der Kunst, die ihrer Natur nach auf Wirkung berechnet ist, diese Wirkung tatsächlich glückt, hält sich die Kritik für verpflichtet, ihre mahnende Stimme zu erheben; und was ein Lob sein müßte, verwandelt sie durch einen einfachen Handgriff in Tadel, indem sie für das Wort „Wirkung" das Wort „Effekt" einsetzt.

Das ist nun im Falle Walter pünktlich geschehn und der Leser, der gewohnt ist mit dem Worte Effekt nur die Vorstellung einer illegitimen und erschlichenen Wirkung zu verbinden, ist leicht geneigt, dem Kritiker ohne weitere Untersuchung zu glauben, daß unser Kunstbesitz unter den Händen eines Künstlers wie Walter Gefahr läuft veräußerlicht und verfälscht zu werden; und wenn das einmal laut gesagt ist, so geht dann umso sicherer das alberne Gerede flüsternd von Mund zu Mund: Die Tendenz zum Effekt sei in erster Reihe den „artfremden" Interpreten angeboren. Hie Eigenart, dort Effekt! Mag das Schlagwort auch noch so verschwommen und beiläufig sein, zu jenen Instinkten, denen der Geist auf allen Gebieten von vorneherein verdächtig ist, spricht es doch eine kräftige Sprache.

Denn es ist auch Walters „Geist", durch dessen Hervorhebung die Münchner Kritiker sowohl ihre Gerechtigkeit an den Tag zu legen als auch ihren Hauptvorwurf vorzubereiten lieben. Der besteht nämlich darin, daß Walter ohne „innere Größe und Leidenschaft" ist, daß er an seine Aufgabe lediglich von der Seite des „Geistes" herantritt. Durch diese Behauptung will man die rezeptive Fähigkeit des Künstlers einer ganzen Gruppe von Werken gegenüber in Frage stellen. Eine zweifache Reihe von Schlagworten wird unermüdlich gegeneinander geschoben, um von Fall zu Fall zu beweisen, daß die Wesensart Walters und die des von ihm interpretierten Werkes einander fremd sind.

Es braucht nicht gesagt zu werden, wie dilettantisch ein solches Verfahren an sich ist, wie hier mit ein paar billigen Schlagworten die Geheimnisse der künstlerischen Produktion und Reproduktion zu gleicher Zeit erledigt werden, wie mit rohen Händen in ein undurchsichtiges Gewebe hineingegriffen wird, das in dem Augenblick zerreißt, wo man den einen oder den andern Faden allein zu fassen versucht: Den Anteil des „Geistes" und den der „Leidenschaft" oder des „Gefühls" kann man an einer künstlerischen Leistung ebensowenig unterscheiden wie es möglich ist, über die inneren Vorbedingungen des künstlerischen Wiedererlebens etwas allgemeines auszusagen. Der „Geist" des Interpreten kann die „Leidenschaft" des Kunstwerks, da sie doch Form und Gehalt geworden ist, klarer fassen als die unrein schwelende Flamme, die immer aufs neue gierig am Stofflichen des „Erlebnisses" zehrt.

Der Versuch, die „Leidenschaft" und den „Geist" in Gegensatz zu bringen, läuft letzten Endes auf den Einwand hinaus, welchen der Dilettantismus

Digitized by Google

gegen künstlerische Reproduktion immer wieder erhebt, indem er nämlich die überragende Persönlichkeit des Schöpfers gegen die des Interpreten ausspielt. Es ist ein beliebter Kunstgriff des Kritikers, auf diese Weise dem Leser zu insinuieren, er sei selbst dem schaffenden Künstler kongenialer als der Interpret. Aber die ganze Verlogenheit dieser Methode zeigt sich im Falle Walter, wenn man versucht, den Künstler nicht an seiner Aufgabe, sondern an seinen Kritikern zu messen. Die Frage, ob Walters Kritiker selbst Menschen von eigenem Inhalt, ja nur von geistigem Niveau sind, ist für mich wenigstens entschieden: Denn ich kenne ihre stilistischen Leistungen. Daß ich mein Urteil im einzelnen beweise, halte ich in diesem Falle für eine unbillige Forderung. Wer keine Münchner Zeitungen liest, mag das nachholen und sich über das Verhältnis der Münchner Kritik zur deutschen Grammatik selbst unterrichten. Aber „ich warne Neugierige."

Was würde aus unsern Opernbühnen, wenn der dem Schauspiel so verderbliche Einbruch der „Kenner" auch hier ein vollständiger würde, wenn man die seltenen Künstler, welche den eigenen Gesetzen des Theaters gehorchen, an der Arbeit verhinderte? Was würde aus den Meisterwerken der deutschen Oper, wenn man darauf verzichtete, sie den Händen anzuvertrauen, ohne die sie nur ein verkümmertes Dasein fristen? Soll der „Freischütz", den uns Walter neu geschenkt hat, uns wieder verloren gehn, soll uns in München „Fidelio" niemals zu einem Erlebnis werden, wie es in Wien unter Mahler geboten wurde? Wenn derartiges im Namen der Tradition und Pietät begangen werden soll, so würde sich auch hier das Wort erfüllen, mit dem der Dichter einen der schwersten Schäden unserer Zeit trifft: „Die Art, wie ihr bewahrt, ist ganz Verfall."

Aber auch ohne diese Verallgemeinerung wäre der besonderen Stellung Münchens im deutschen Kunstleben und der besonderen Möglichkeiten wegen, von hier aus auf ganz Deutschland zu wirken, der Abgang Bruno Walters von München der schlimmste Schlag für die deutsche Oper nach Mahlers Rücktritt. Ein Sieg der Richtung, die Bruno Walter das gleiche Schicksal bereiten will, würde bedeuten, daß auch für München magere Jahre im Anzug sind. —

Digitized by Google

Befreiung.

Schüsse schrecken unsre Schlafesstunden,
Wildes Krachen scheucht den leisen Traum,
Und in unermeßlich weiten Runden
Dröhnt der dunkle Raum.

Andre Nächte sind voll wirrem Brausen:
Fremde Vögel geistern durch's Revier;
Schattenhaft umflügelt uns das Grausen,
Dumpfe, stumme Opfer harren wir.

Rotumsäumte, matte Dämmerungen
Sehn uns müden Aug's und grambeschwert,
Mensch und Tier, dem nächt'gen Spuk entrungen,
Und die Landschaft liegt verstört, entehrt . . .

Doch dann taucht aus blauen Sehnsuchtswogen
Eines Mädchens süße Bildlichkeit;
Liebe flammt, und geisterhandgezogen
Schwinden Raum und Zeit.

Reinhard Weer

Malwida von Meysenbug

Am 28. Oktober werden es hundert Jahre, daß Malwida von Meysenbug geboren wurde. Es ziemt sich sehr wohl, dieses Tages zu gedenken, denn die Gestalt der Meysenbug ist eine der leuchtendsten in der deutschen Frauenwelt. Hätten wir ein Buch, das eine Sammlung von Biographien der bedeutendsten Frauen des deutschen Volkes enthielte, so stünde ihr Bild nicht an letzter Stelle. Ob man nun in Betracht zieht ihre literarische Tätigkeit, in der ihre „Memoiren einer Idealistin" ein bleibendes Denkmal bilden, oder ihr ungewöhnlich reiches äußeres Leben, das sie durch Jahrzehnte hindurch mit fast allen bedeutenden Persönlichkeiten in viel-

Digitized by Google

fache und oft dauernde Beziehungen brachte, oder ob man endlich die Ganzheit ihrer harmonischen Persönlichkeit ins Auge faßt, deren intellektuelle und sittliche Hoheit geradezu staunenerregend ist, immer wird man von jenem Gefühl der Liebe und Ehrfurcht überwältigt, das in höchstem Maße nur dem ganz Großen der Erde gebührt. So viel sie in einem langen Leben nach außen und auch der Zukunft deutlich erkennbar gewirkt hat, ihre unleugbare Größe besteht gewiß in der einfachen Tatsache ihrer Existenz. Uns allen, den Kleinen, ist nur beschieden, mit dem unsere Lebensschuld zu bezahlen, was wir tun, sie war eine jener Wenigen, die bezahlen konnte mit dem was sie war. Ueber ihre literarische Tätigkeit kann ja eine Verschiedenheit der Meinungen bestehen, obwohl es schwer sein wird, die Bedeutung ihrer „Memoiren" nicht hoch genug einzuschätzen. Sie hat aber auch so manches andere, Romane und Novellen geschrieben und es ist immerhin nicht ohne Bedeutung, daß ein Mann von dem Geschmacke und der Urteilskraft eines Baron Warsberg sich über einzelne dieser Sachen geradezu enthusiastisch geäußert hat. Wir erfahren das aus einer eben erschienenen Biographie*), die in dankenswerter Weise ein Gesamtbild des Lebens und Schaffens M. v. Meysenbugs gibt und die durch ihre „Memoiren" durchaus nicht etwa überflüssig geworden ist. Denn diese umfassen nur einen Teil ihres Lebenslaufes und deuten, da die erste Auflage schon 1876 erschien, vieles nur an, was damals aus gewissen Rücksichten nicht unmittelbar gesagt werden konnte oder gar verschwiegen werden mußte. Die Verfasserin des Lebensbildes stand mit der von der Meysenbug zärtlich geliebten Adoptivtochter (Herzens Tochter Olga) und ihrem Manne Professor Monod in steter Verbindung, ein Umstand, der ihrem Buche sehr zustatten kommen mußte. Diese Verbindung ist heute durch den Krieg unterbrochen, sonst wäre die Gesamtausgabe ihrer Schriften wohl schon jetzt erfolgt. Da aber dabei ihre rechtmäßige Erbin, Frau Olga Monod-Herzen ein Wort mitzusprechen hat, so wird diese Gesamtausgabe erst nach dem Kriege erfolgen. Die Verlagsbuchhandlung Schuster & Loeffler, die jetzt schon im Besitze fast aller im Druck bisher erschienenen Werke der Meysenbug ist, wird sie in fünf Bänden veranstalten. Schon jetzt sei auf diese Gesamtausgabe hingewiesen. Die „Memoiren" sind wohl in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Es ist zu wünschen, daß auch die Gesamtausgabe es werde. Ebenso ist zu erwarten, daß die Biographie Schleichers fleißig gelesen werde. Wir werden nach dem Kriege ja noch mehr als sonst alle guten Geister unseres Volkes beschwören müssen, um gewissen, dem deutschen Wesen schädlichen Bestrebungen entgegentreten zu können. Malwida von Meysenbug gehört zu ihnen, die außer ihrer Muttersprache die Kultursprachen: englisch, französisch und italienisch vollkommen beherrschte, den größten Teil ihres Lebens im Auslande zugebracht hat, aber immer vom Scheitel bis zur Sohle eine Deutsche geblieben ist und sich auch immer ausdrücklich als solche bekannt hat.

E. Pernerstorfer

*) Malwida von Meysenbug. Ein Lebensbild zum Hundertsten Geburtstag der Idealistin. Von Berta Schleicher. Mit 32 Abbildungen. Berlin. Schuster & Loeffler.

Digitized by Google

Zu Richard Strauß' Ariadne auf Naxos

Richard Strauß hat ein älteres Werk, seine einaktige Oper „Ariadne auf Naxos" neu bearbeitet. Schon diese Tatsache allein straft seine Neider Lügen. Denn nun hat es der süddeutsch überlegen lächelnde weltweise Künstler durch die Tat bewiesen, daß ihm nichts verhaßter ist, als die hohläugige Sensation, die seinen Namen geschäftsjobberisch ausschlachtet. Was hatten die Strauß-Gegner nicht für voreilig falsche Schlüsse lediglich aus der Tatsache gezogen, daß Max Reinhardt, der Theater-Napoleon, seiner Zeit die Stuttgarter Inszenierung der „Ariadne", zu spielen nach Molière's „Bürger als Edelmann" übernommen hatte. Das Ganze ward sofort zum Reinhardt-Rummel gestempelt, zu dem der „Amerikanist" Richard Strauß „natürlich" mit Vergnügen seine Einwilligung gegeben haben sollte. Niemand hätte ihm oder seinem Mitarbeiter Hugo von Hofmannsthal die unkaufmännische Selbstkritik zugetraut, einfach nur um des Werkes willen eine neue und verbesserte Bearbeitung des Stilzwitters vorzunehmen. — Auch über dieses Kritarium ging man damals noch, in jenen nicht selten unfroh und blasiert an alles Künstlerische herantretenden lethargischen Zeitläuften, leicht hinweg und half sich lediglich mit der billigen Ausrede über seine Gewissensskrupel hinweg, Straußens Musik lasse ja die Stilfehler des Buches vergessen. Daß in Wahrheit die Verfasser es selbst am allerbesten erkennen mußten, es könne sich da, bei der Zusammenkoppelung einer symbolisch-allegorischen Musiktragödie mit einer Stegreifkomödie im Stil der alten Commedia dell'arte, zunächst nur um ein Experiment handeln, — daran dachten nur Wenige. Nun zeigen Hofmannsthal und Strauß, daß sie noch immer nicht sich für unfehlbar weltberühmt halten, sondern daß sie willens sind, aus ehrlichen, sachverständigen, kritischen Einwürfen die Lehre zu ziehen: sie haben keck zugegriffen und das Molière-Stück gestrichen, lediglich die Gestalt des aber nicht auftretenden Kunstbanausen Jourdain ins Wienerisch-Barockmäßige übertragen. Von selbst ergab sich dabei der Gedanke, die Gestalt des von dem Snob geknebelten debütierenden Komponisten in den Mittelpunkt eines Vorspieles zu rücken, in welchem das Experiment der Zusammenkettung der Ariadne-Tragödie mit einer Stegreif-Komödie vorbereitet wird. So spricht durch den Mund dieses jungen Tondichters, dieser prächtig modernisierten, cherubimhaft zagenden „Hosenrolle", die Weltanschauung Straußens selber, der notgedrungen (selbst er, der Weltberühmte!) noch immer Konzessionen an den Geschmack seines ihm abgöttisch ergebenen Publikums zu machen genötigt ist. Die eigentliche Ariadnetragödie wurde beibehalten und nun erst ganz ins helle Halblicht gerückt, wie ich paradox die wundervolle Art bezeichnen möchte, in welcher Strauß die tiefe Symbolik des Ariadnen-Schicksales musikalisch schildert. Nur ein ganz Großer vermag zwei so heterogene Stile, wie es opera seria oder opera buffissima oder Harlekinade darstellen, zu einer abgeklärten Einheit zu verschweißen: nur einem Richard Strauß glauben wir die Ehrlichkeit einer solchen historisch beglaubigten Stilverschwisterung, weil die Größe der Straußischen Meisterschaft uns ganz zu hörenden Genießern seiner Musik macht, ohne daß wir Zeit haben, uns über gewisse Längen des Buches Rechenschaft abzulegen . . . Dazu kommt freilich dann noch das Erlebnis der Wiener Hofopernaufführung dieser

Digitized by Google

neuen „Ariadne", ganz auf höchste Instrumental- und Gesangs- und Inszenierungskunst aufgebaut, ganz intim kammermusikalisch auf uns einwirkend! . . . Ob nun endlich Straußens Neider verstummen werden! . . .

Arthur Neisser

Dichter und Literat

Fast scheint es, als will Friedrich Freksa der reichsdeutsche Hermann Bahr werden, mit dessen Vorzügen und Fehlern, über die der gute Bürger von anno 1890 sich so ärgerte, wie er sie jetzt interessant findet. Als Freksa bei Reinhardt arbeitete, und Erwin Bernstein theatralische Sendung schrieb, fanden wir manche Linie seiner Frühzeit verwischt. Der Dichter hatte dem Literaten das Feld geräumt. Der Literat hat vor dem Dichter ja stets die Möglichkeit voraus, sich durch seinen, das Gefühl ersetzenden Intellekt auf das Fluktuierende mit der Sicherheit und Souveränität des Historiographen einzustellen, die dem Epiker und Dramatiker bei mangelnder Distanz zum Gegenwärtigen notwendig fehlen muß. Als Literat hat Freksa auch vor dem Kriege seinen Plan gefaßt, ein Bild deutschen Gesellschaftslebens in einem Roman-Zyklus zu geben (Bahr schrieb ja auch seinen österreichischen Roman-Zyklus). Der Krieg hat den Plan umgestoßen, und aus dem Erlebnis der August-Tage heraus gestaltete Freksa den eben bei Egon Fleischel & Co. erschienenen Roman „Gottes Wiederkehr." Vier Freunde, verschieden an Lebensgang, Weltauffassung und sozialer Bestimmung, führt er in diesem Werke zusammen. Der Dichter ringt mit dem Literaten, und so finden wir manche Zwiespältigkeiten, Lücke und fremdklingende Töne. Aber schließlich siegt doch die lyrische August-Stimmung des Dichters über die kühle und abwägende Selbstbeherrschung des Literaten. Freksa sieht im Kriege den Arzt und heilenden Freund für die Seeles des Volkes. Ausschnitte aus dem Roman wirken so ursprünglich, wie die Gesamtheit der geschlossenen Formung entbehrt. Aber Bilder, wie das Erwachen des Volkes am Mobilmachungstage in Berlin und die Szenen auf dem Schlachtfelde haften auch noch in der Erinnerung, wo man das stoffliche Geschehen des Romanes vergessen hat. Unter allen Kriegsromanen gehört Freksas Buch jedenfalls mit zu den erfreulichsten.

Rudolf Karl Goldschmit (Heidelberg)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Kohle und Eisen als französisches Kriegsziel

Von Hermann Wendel, M. d. R.

Die breiten Massen des französischen Volkes, die seit sechsundzwanzig Monaten an Aisne und Somme, in den Vogesen, auf Gallipoli und in Mazedonien als Kanonenfutter verbraucht werden, sind tolldreisten Eroberungsplänen sicherlich im tiefsten Herzen so abgeneigt wie die gleichen Schichten des deutschen Volkes. Wenn ihnen höchstens Elsaß-Lothringen als Kriegsziel vorschwebt, so erstreben sie es gutgläubig und tatsächlich als eine Wiederherstellung verletzten Rechts; von der Wirkung des Briandschen und Poincaréschen Redeschwulstes auf diese Massen läßt sich ungefähr sagen, was Lassalle 1859 von dem Verhältnis des dritten Bonaparte zum französischen Volke sagte: „Alles, was in den napoleonischen Manifesten Lüge und Phrase ist, im Gefühle der Nation ist es wahrhaftig und wirklich." Für Kreise allerdings, die der Macht näherstehn, sind handfestere Seiten des elsaß-lothringischen Problems wesentlicher, als die nebelhafte Rechtsfrage. Insbesondere müht sich der Abgeordnete des Calvados, Fernand Engerand, seit Jahr und Tag mit ungewöhnlichem Eifer, die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens und der angrenzenden Gebiete als eine wirtschaftliche Notwendigkeit für Frankreich hinzustellen. Was heißblütigeren Franzosen eine Herzensangelegenheit ist, löst er, kühl wie ein Engländer, in statistische Tabellen mit Produktions- und Exportziffern auf, und da er, um seine Behauptung zu erhärten, nicht nur die zeitgenössische Literatur gewälzt, sondern sich auch als Schätzesammler im Nationalarchiv umgetan hat, ist das Buch*), das er zahllosen Aufsätzen in Zeitschriften und Zeitungen nachgeschickt hat, nicht nur kennzeichnend für die Sinnesart gewisser Kapitalistengruppen in Frankreich, sondern auch aufhellend für die Vorgeschichte unserer Kohlen- und Eisenerzlager.

Denn zweierlei macht Herrn Engerand die Rheingrenze von der Stromquelle bis zur Moselmündung zur Vorbedingung für Frankreichs industrielle Entwicklung: wenn nach seinem Sinn Logik im Weltgeschehn steckt, blutet

*) Fernand Engerand, Les frontières lorraines et la force Allemande. Librairie académique Perrin et Cie. Paris 3,50 frs.

Digitized by Google

Frankreichs bartumwallte Manneskraft und flaumbärtige Jugend, „Poilus" wie „Marie-Louises", für diese zwei Dinge: für die Saarkohle und für das lothringische Eisen. Und da Herr Engerand Franzose ist, der Wert auf dekorativen Ausputz legt, sucht er bei allem verstandeskühlen Britentum neben der Notwendigkeit auch die Gerechtigkeit seiner Ansprüche zu beweisen. Allerdings gibt wohl der Reichtum des Saarkohlengebiets den durchschlagendsten Grund für das „Recht" Frankreichs auf diesen Gau ab, denn beim besten Willen läßt sich nicht behaupten, daß die Fundstätten der Saarkohle von Alters her französisch waren; zur Zeit, da man, zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, mit ihrem Abbau begann, herrschte hier vielmehr im Rahmen des ehrwürdigen römischen Reiches teutscher Nation einer der verschiedenen Zweige des Hauses Nassau. Als sich freilich der politische und wirtschaftliche Ausdehnungsdrang der französischen Revolution in Dantons Satz von den natürlichen Grenzen Frankreichs niederschlug, fluteten 1792 die Patriotenheere auch über dieses Ländchen hin, auf den Kohlenfeldern wurden Freiheitsbäume gepflanzt und die Einwohner, jählings von ererbten Lasten und Fronden befreit, heischten auch hier stürmisch die Vereinigung mit der Frankenrepublik — eines dieser von Engerand im Wortlaut angeführten Gesuche aus St. Johann bei Saarbrücken trägt an der Spitze den Namen Röchling, heute weit bekannt durch die Eisen- und Stahlwerke in Völklingen. Der Friede von Lunéville erfüllte vorderhand diesen Wunsch, soweit er noch lebendig war, denn gerade in der Saarbrücker Gegend setzten die Träger der Schreckensherrschaft mehr als nötig Daumschrauben und Schröpfköpfe an. Die Kommissäre des Konvents hatten auch mit Entzücken den Kohlenreichtum des Landes festgestellt: „Die Steinkohlengruben", berichtete Karcher im Floréal des Jahres III an den Wohlfahrtsausschuß, „sind unerschöpflich, von bester Qualität und sehr leicht auszubeuten; diese Gruben versorgen das vormalige Lothringen, das Elsaß und die benachbarten Länder bis Frankfurt."

Als das Gebiet endgültig französisch zu sein schien, wurden flugs Fachleute mit der Erforschung der Erzschätze betraut, und ein Mitglied des Bergwerkrats, Lefebvre d'Hellencourt, verbreitete sich über die Kohlenfelder in zwei Denkschriften, die zum erstenmal die Kohlenfrage für Frankreich anschnitten. Da die französischen Eisenwerke bis dahin Holz als Brennstoff verwandt hatten, erwartete er von dem Erwerb der Kohlen- und Eisengruben des linken Rheinufers eine industrielle Umwälzung und schlug zur besseren Ausbeutung ihre Uebernahme durch den Staat vor. Wie die Beflügelung des Gewerbefleißes jeder Art in den Plänen Napoleons lag, dieses großen Aufrüttlers Frankreichs zum Kapitalismus, nahm sich die Regierung wirklich tatkräftig der Kohlenförderung an, die bislang, mit den einfachsten Mitteln betrieben, geringste Erträge abgeworfen hatte. Um durch geschulte Kräfte auf

Digitized by Google

die Vervollkommnung der Eisenerzeugung und des Kohlenbergbaus einwirken zu können, rief der erste Konsul in Geislautern, zwischen Saarbrücken und Forbach, eine staatliche Bergwerksschule ins Leben. Gleichfalls im Staatsauftrag brachten die Leiter dieser Anstalt, die Ingenieure Duhamel, Beaunier und Calmelet die erste wissenschaftlich genaue Ausmessung des Kohlenbeckens zu Werke, deren Ergebnis mit über- und unterirdischen Wasserläufen, Kohlenfundstätten und Flöztiefen auf sechsundsechzig Karten festgelegt wurde. Auch für Verbesserungen der Grubeneinrichtungen trug die Regierung Sorge und nahm, zur Verbilligung der Kohlenfrachten, einen Kanal von Harskirchen in die Salzwerksgegend von Dieuze und Château-Salins in Angriff. Der Staatsbetrieb der Kohlengruben selbst aber widersprach Napoleons Wirtschaftsanschauung. Wie der Kaiser ein Schutzherr der Bauernparzelle war, wollte er dem Kleinbesitz auch im Erzbergbau Vorschub leisten. Ein 1808 erschienener Erlaß zersplitterte das Kohlengebiet der Saar in sechzig Anteilbezirke, um, wie es hieß, „einer großen Zahl von Privatleuten, auch der nicht begüterten Klasse, die Teilnahme an dem unterirdischen Reichtum möglich zu machen." Aber kurze Frist danach lenkten die stets und schnell wachsenden Geldschwierigkeiten Napoleon von dem eingeschlagenen Wege ab und der staatlichen Ausbeutung der Gruben zu. Ehe dieser Gedanke zur Wirklichkeit gedieh, brach die ganze Kaiserherrlichkeit zusammen, doch auf jeden Fall verdankte das Saargebiet der Franzosenzeit eine sorgfältige Durchforschung und Aufnahme der Kohlenfelder und eine Steigerung des Jahresertrags von einer halben auf anderthalb Millionen Zentnern.

Weil der französische Unterhändler auf dem Wiener Kongreß, Talleyrand, in den Ueberlieferungen der physiokratischen Schule aufgewachsen war, die in dem Ackerbau die Quelle alles Reichtums sah, legte er auf die Industrie und ihr Hauptbetriebsmittel, die Kohle, wenig Wert, sondern hielt das Frankreich in den neuen Grenzen von 1815 für wirtschaftlich unabhängig vom Ausland, weil es innerhalb seines Gebietes alle Erzeugnisse des Feld- und Weinbaus im Ueberfluß hervorbrachte. Darum gab er sich keine sonderliche Mühe, das Saarkohlengebiet für sein Land zu ermarkten, und Frankreich wurde durch seinen Kohlenmangel Preußen und England zinspflichtig. Namentlich sah sich die ostfranzösische Industrie auf die Saarkohle angewiesen, die ihr durch die hohen Frachtkosten nicht billig zu stehen kam: die Tonne, die man an Ort und Stelle für zehn Franken erhielt, wurde in Mühlhausen schon mit dreißig, im Marnedepartement mit vierzig Franken bezahlt. Der Kanalplan, auf den man zurückgriff, um die Kosten zu senken, wurde von der Kammer verworfen. Dafür offenbarten Bohrungen in dem französisch gebliebenen Teil des Kohlenbeckens reiche Lager in der Gegend von Kreuzwald, Karlingen und Forbach. Aber obwohl sofort achtzehn Millionen französischen

Digitized by Google

Kapitals hineingesteckt wurden und sich 1859 gleich vier Gesellschaften auf den Abbau der schwarzen Diamanten im Moseldepartement warfen, blieb namentlich die französische Eisenindustrie auf die Saarkohle angewiesen, deren Zufuhr von 145000 Tonnen im Jahre 1815 auf 1055000 Tonnen im Jahre 1857 gestiegen war. Zur gleichen Zeit wurde auch der mehrfach geplante Wasserweg endlich ausgeführt, zu dem Ende, der französischen Industrie auf die Beine zu helfen, aber mit der Wirkung, daß er durch einen Verbindungskanal über Saargemünd nach Luisenthal dem Saarkohlenbecken die Absatzmöglichkeiten in Frankreich erleichterte. Kein Wunder, daß der Ertrag der Kohlengruben von 1955000 Tonnen im Jahre 1861 auf 2734000 im Jahre 1870 stieg!

Dieses geschichtliche Jahr 1870 verschob aber durch die Grenzveränderung die wirtschaftliche Stellung Frankreichs zugunsten Deutschlands auch auf dem Gebiet der Eisenerzeugung und trug letzten Endes so sehr zu der Wirtschaftsblüte Deutschlands bei, daß Engerand auch England einen Besiegten des Unglücksjahres nennt. Während nämlich Deutschland solchen Ueberfluß an Kohlen besaß, daß es andere Länder damit versah, war es arm an Eisenerzen, an denen wieder Frankreich keinen Mangel hatte. Namentlich an der französischen Ostgrenze ruhten reiche Erzschätze im Boden: von der 3½ Millionen Tonnen betragenden Eisenerzförderung Frankreichs im Jahre 1869 entfielen auf die Departements Meurthe und Mosel 1214000 Tonnen, von der 1144000 Tonnen ausmachenden Gußeisenerzeugung auf die beiden lothringischen Departements 420000 Tonnen. Die neue Grenze von 1871 aber schnitt durch das lothringische Eisenbecken und brachte einen beträchtlichen Teil der französischen Erzgruben und Eisenwerke an Deutschland: von 62 Hochöfen im Moseldepartement kamen 41 in deutsche Hand, von denen wiederum allein die drei Werke von Hayingen, Groß-Moyeuvre und Stiringen-Wendel ein Zehntel der französischen Eisenerzeugung ausmachten. Entgegen den ursprünglichen Plänen wurde das an Deutschland fallende Erzlagergebiet im Lauf der Verhandlungen sogar noch durch den an Luxemburg grenzenden Strich nördlich von Fentsch erweitert, wofür man Frankreich ein größeres Vorgelände von Belfort zugestand. Was der Erwerb dieser Gegenden für die industrielle Entwicklung Deutschlands zu bedeuten hatte, sagte in der französischen Kammersitzung, die über die Abtretung entschied, der General Charreton mit erstaunlicher Treffsicherheit voraus: „Wenn man überlegt, daß uns Preußen durch die ewig unheilvollen Verträge von 1815 nicht nur die Festungen von Saarlouis und Landau weggenommen, sondern sich auch des prächtigen Kohlenbeckens von Saarbrücken bemächtigt hat und daß es heute, nach Wegnahme der Werke von Stiringen-Wendel, Oettingen, Hayingen und Moyeuvre die Hand auch auf das reiche Erzbecken legen will, dessen Mittelpunkt sich

Digitized by Google

in Aumetz befindet, ist es nicht schwer vorauszusehn, daß sich Deutschland mittels dieser vereinten Kräfte stets in der Lage sehen wird, wunderbare Mengen Eisen so billig wie möglich herzustellen, auf allen europäischen Märkten den Kampf erfolgreich selbst mit England aufzunehmen und trotz der Schutzzölle, die die französische Regierung erlassen kann, unsere ganze Metallindustrie in einem bis jetzt sehr begünstigten Lande zu vernichten." Dabei hielt man damals das in Lothringen hauptsächlich vorkommende Minetteerz wegen seines Phosphorgehalts noch für minderwertig und ahnte nichts von seiner gewaltigen Zukunftsrolle. Denn als in den siebziger Jahren eine Erfindung des Engländers Thomas mit der Entkohlung auch eine Entphosphorung des Roheisens vorzunehmen erlaubte, wurde die Minette plötzlich ein hochwertiges Erz, dessen Schlake wegen ihres Phosphorgehalts außerdem ein treffliches Dungmittel lieferte. Die Einführung des Thomasverfahrens rief eine wahrhaft amerikanische Entwicklung im lothringischen Minettegebiet hervor. Hochöfen, Stahl- und Hammerwerke, Panzerplatten- und Schienenwalzwerke, Eisenerzgruben und Kohlenzechen, Stahl- und Eisengießereien schossen wie Pilze aus dem Boden, ganze Arbeiterstädte entstanden über Nacht mit der Schnelligkeit von Maulwurfshaufen, ganze Gegenden waren nach zehn, nach fünf Jahren in ihrem Aussehn bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die fieberhafte Entwicklung führte zu einer großartigen Zusammenballung der Betriebe. Als sich 1904 die Gelsenkirchener Kohlenbergwerksgesellschaft mit zwei bedeutenden Eisenwerken verband, um in Lothringen neue Stahlwerke zu errichten, erwuchs eine bis dahin in Deutschland unerhörte Vereinigung von in sich geschlossener Rohstoffgewinnung und -verwertung, da die Kohlen- und Eisenerzförderung in derselben Hand ruht wie die Eisen- und Stahlerzeugung. Die Bedeutung dieses lothringischen Industriegebiets erhellt aus der einen Tatsache, daß von den 28 1/2 Millionen Tonnen Eisenerz, die Deutschland 1913 förderte, nicht weniger als drei Viertel, über 21 Millionen aus Lothringen stammten!

Daß im Vergleich zur deutschen die französische Eisenindustrie ins Hintertreffen geriet, dafür schiebt Engerand gerechter Weise die Schuld nicht nur auf den Verlust der Kohlenlager 1815 und des Erzbeckens 1871, sondern er macht auch seine Landsleute dafür haftbar. Wenn 1913 von den in Frankreich geförderten 22 Millionen Eisenerz fast 10 Millionen ins Ausland gingen, so hing das gewiß mit dem Kohlenmangel zusammen, aber daß sich Abbau, Verkauf und Ausfuhr der französischen Erze ohne Regelung durch eine ordnende Hand vollzogen und daß 1912 von 339 konzessionierten Eisengruben nur 108 in Betrieb waren und von 628 konzessionierten Kohlenzechen nur 282 ausgebeutet wurden, kreidet Engerand der Regierung an, die allzusehr dem Grundsatz des Gehenlassens und Gewährenlassens huldigte.

Digitized by Google

Auch in dem gewaltigen wirtschaftlichen Zweikampf zwischen Deutschland und England sieht Engerand, minder gehässig wie die meisten Soldschreiber der Entente, die Deutschlands Ueberlegenheit auf unlautere Geschäftskniffe zurückführen, auf deutscher Seite die höhere Organisationsform: er schildert diesen Kampf als das verzweifelte Ringen der Einzelwirtschaft gegen die kartellierte Industrie. Desgleicheu spart er nicht mit harten Worten für die geschäftliche Lässigkeit Englands, der er mit die Schuld zuschreibt, daß es von Deutschland an die Wand gedrückt wurde: „Diese konservative Indolenz zeigte sich besonders in der Eisenindustrie. Diese Metallindustriellen beuteten ihre Gruben und Werke als „Gentlemen farmers" aus, indem sie für ihren Lebensunterhalt sorgten, alle Neuerungen abwiesen und sich auf ihr unerhörtes Glück verließen. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts entdeckten sie in ihrem Lande die bequemen Clevelandlager, ein sehr reines und leicht auszubeutendes Erz. Zur selben Zeit entdeckt einer der ihren, Bessemer, ein überlegenes Verfahren zur Verfeinerung des Gußeisens; Krupp erwirbt es auf der Stelle, die englische Eisenindustrie zwanzig Jahre später. Ein anderer Engländer kommt damals auf das wirksame Mittel, für die Stahlerzeugung die phosphorhaltigen Erze nutzbar zu machen, die England in der Normandie und in Westfrankreich in seinem Bereich hat: aber um nicht ihre Einrichtungen umändern zu müssen, beziehen die englischen Hüttenbesitzer ihre Erze weiter aus Spanien. Ein solcher Haß gegen Neuerungen (misoneïsme) mußte die ergiebigste Industrie lähmen." In der Tat wurde die wirtschaftliche Weltherrschaft Englands, durch das Eisen erworben, durch das deutsche Eisen gebrochen. Hauptsächlich mit dem lothringischen Thomasstahl gelang es, Englands Vorsprung einzuholen und Deutschland zum ersten Eisen- und Stahlproduktionsland Europas zu machen. Während 1870 Deutschland kaum 1 1/2 Millionen und England 6 1/2 Millionen Tonnen Gußeisen erzeugte, war das Verhältnis 1913: Deutschland über 19, England 10 1/2 Millionen. In den letzten fünf Jahren sank die Gußeisenausfuhr Englands von 76 v. H. auf 44 v. H. des Welteisenhandels; ein volles Drittel alles Eisens, das auf den Weltmarkt geschleudert wurde, kam 1913 aus Deutschland, und ebenso verhielt es sich mit besonderen Stoffen der Eisenindustrie: ob es sich um Stahl, Eisenbahnschienen oder Maschinen drehte, überall drängte Deutschland, dank seinen lothringischen Erzgruben und Eisenwerken, England an die zweite Stelle.

Die deutsche Eisenindustrie war gerade drauf und dran, mit Aussicht auf Erfolg den Wettkampf mit der Eisenindustrie der Vereinigten Staaten aufzunehmen, als der Krieg ausbrach. Aber auch im Weltkrieg spielen Kohle und Eisen ihre weltbeherrschende Rolle. Der schnelle Vorstoß Deutschlands nach Westen brachte das Eisenerzbecken von Briey mit seinen unerschöpflichen Schätzen und die reichen Kohlenfelder Belgiens in deutsche Hand und lähmte

Digitized by Google

gleichzeitig das wirtschaftliche Leben Frankreichs, das sich um vier Fünftel seiner Gußeisenproduktion, um sieben Zehntel seiner Kohlenförderung, um neun Zehntel seiner Eisenerzeugung beraubt sieht und von seinen 127 Hochöfen 95 im besetzten Gebiet weiß. Diese Kräfte hat sich Deutschland nutzbar gemacht. „Durch den Besitz von Briey," behauptet Engerand geradezu, „kann Deutschland diesen Krieg durchhalten und führen," denn die Eisenerze dieses Beckens verwandeln sich in Millionen Geschoße, mit denen die Fronten der Verbündeten überschüttet werden. Wiederum ist es die belgische Kohle, mit denen nach Engerand Deutschland die Neutralen bei der Stange hält, und sein Standpunkt einmal ins Deutsche, ins Alldeutsche übertragen, muß er es schließlich — Gewaltpolitiker hüben, Gewaltpolitiker drüben! — ganz vernünftig finden, wenn die Kriegszielforderung der sechs Wirtschaftsverbände den Erwerb des Erzbeckens von Briey und der belgischen Kohlenzechen ins Auge faßt. Aber als Gemütsmensch übertrumpft Herr Engerand diese Annexionswüteriche mit seiner Forderung: Die Rheingrenze für Frankreich! Die Saarkohle und das lothringische Eisen für die französische Industrie! „Der Verlust Lothringens," erklärt er vergnügt, „wäre der furchtbarste Schlag für die deutsche Metallindustrie."

Und damit für das deutsche Wirtschaftsleben überhaupt! Weil aber dem so ist, weisen auch die Schichten des deutschen Volkes die sich auf Lothringen und das Saargebiet erstreckenden Eroberungspläne französischer Kapitalistenkreise entschlossen zurück, die mit den auf das Brieybecken und Belgien gerichteten Eroberungsplänen deutscher Kapitalistenkreise ganz und gar nichts zu tun haben wollen. „Durch ihre Betriebsmittel", sagte ich in einer im Frühjahr 1916 erschienenen kleinen Schrift*) „durch ihren Rohstoffbezug, durch ihren Absatzmarkt und nicht zuletzt durch ihre Arbeitskräfte ist diese lothringische Eisenindustrie so mit dem deuschen Wirtschaftsleben verwurzelt und verwachsen, daß die gewaltsame Lostrennung nicht abzuschätzendes Unheil mit sich brächte. Denn da sich die Blüte des modernen Industriestaates auf der Herstellung von Eisen und Zeugen erhebt, heißt es Deutschlands Wirtschaftsstellung die Luft abschnüren, wenn man ihm sein größtes und bestes Eisenerzlager nimmt und damit seine Eisenindustrie auf die Knie zwingt. Wenn die Engländer Frankreich immer wieder die Fata Morgana einer Rückeroberung Elsaß-Lothringens vorgaukeln, so ist das ebenso verständlich wie die entschiedene Erklärung, die der Bergarbeiterführer Hue am 18. Februar 1916 im preußischen Landtag abgab:

Ein interessantes Moment, das auch eine gewisse politische Bedeutung hat, ist, daß wir immer mehr angewiesen sind auf die phosphorreichen Erze,

*) Elsaß-Lothringen und die Sozialdemokratie. Verlag der Buchhandlung Vorwärts G. m. b. H. Berlin 1916.

Digitized by Google

die sich vor allem in Lothringen finden. Es führt mich dazu, vom Standpunkt eines Arbeitervertreters, der mitten in der Montanindustrie steht, mit besonderem Nachdruck zu betonen, daß, wenn das elsaß-lothringische Land von dem Deutschen Reiche getrennt würde, dies für die Eisen- und Stahlindustrie und auch für die Bergwerksindustrie, die mit ihren verwandten Industrien mehrere Millionen Arbeiter beschäfttgt, einen, man möchte sagen, tödlichen Schlag bedeuten würde."

Diese Worte umreißen klar und deutlich die Stellung der deutschen Arbeiter zu den Plänen, die die Engerands jenseits der Vogesen liebkosen. Und was darin vom lothringischen Eisen gesagt ist, gilt selbstverständlich im gleichen Maße auch von der Saarkohle.

Im Oktober

Von Max Jungnickel (Musketier)

Es war im Oktober 1915, nach den Tagen von Ducki. Drüben, in Rußland wars.

Wir lagen in einem elenden Bauernhause, hinter der Front, auf Stroh.

Mich hatte ein Russe über den Haufen geschossen, und ich lag da und träumte von einem Fetzen Heimat.

Gefangene Russen krochen nachts vogelhaft herum und bettelten von den Leichtverwundeten Zigaretten.

Der Oktoberwind pfiff um's Haus herum.

Im Ofen war eine Bärenhitze.

Ein Berliner, mit verbundenem Arm, saß auf dem dreckigen Fensterbrett, hatte ein Kruzifix, das ja überall spinnenverwoben in den Russenhäusern herumliegt, in der rechten gesunden Hand und pfiff: „Puppchen, du bist mein Augenstern."

Und die Läuse, verdammt die Läuse!

Eine Russin, bunt wie eine Aurikel-Braut, brachte Milch und Tee.

Und sie nahm kein Geld dafür, sie lächelte nur.

Es war, als wehte sich um ihren Kopf ein schmetterlingsbunter Heiligenschein.

Digitized by Google

Der Sanitätssoldat brannte drei Wachskerzen an.

Das war so schön, so wunder wunderschön.

Mir war's, als käme meine Kindheit auf einem Weihnachtsschlitten angeläutet.

Mir war's, als wäre ich ein ganz fröhlicher Quintenmacher, der nun krank liegt, weil seine Geige zerbrochen ist.

Ein süßes Traurigsein kroch in mein Herz.

Da schleppten sie einen Oberleutnant herein.

Sie hatten ihm die Hosen vom Leibe geschnitten, weil er einen Bauchschuß hatte.

Und er wimmerte und wimmerte und wimmelte.

Man merkte ordentlich, wie er vor Schmerz die Zähne zusammenbiß.

Im linken Auge hatte er noch das Monokel sitzen.

Wahrhaftig, das kecke Monokel.

Beim funkelnden Kerzenlicht sah ich ihn.

Und ich sah auch, wie in seinem alten, fahlen Galgenvogelgesicht das Kindergesicht sich aufschlug.

Und das Monokel.

Der Berliner sang mit herzlicher Gassenjungengrazie:

„Ist — das — Bummeln — noch — so — schön — —
— Mal — muß — man — nach — Hau — se — ge — h — n."

Und das Monokel glitzerte im Kerzenlicht.

He, Geigen her!

Rosen her!

Tanze mit mir, kornblondes Mädchen Du!

So mußte ich immer denken; die ganze Nacht durch.

Langsam ging der Wind um's Haus.

Morgens, 4 Uhr, war der Oberleutnant mit dem Monokel gestorben.

Der Sanitätssoldat schleppte ihn raus; dann brachte er einen ganzen Arm voll Holz herein.

Draußen war eine Hundekälte.

Digitized by Google

Mit halbscheuer Anmut kam wieder die Russin herein; brachte Milch und einen Korb voll Eier, die sie im Dorfe zusammengekauft hatte.

Eine blonde Haarsträhne hüpfte ihr immer in die Stirn.

Sie strich die Haarsträhne immer wieder lächelnd zurück.

Ich muß immer an sie denken.

Sie trug, vorn auf der Brust, ein kleines Silberkreuz, das wundervoll aufglitzerte im Kerzenlicht.

Und wenn sie mal Ruhe hatte, las sie aus einem zerlesenen Bändchen Verse von Puschkin.

Ich habe ihr einen blauen Ritterspor geschenkt, der in meinem Soldbuche lag und den ich irgendwo gepflückt hatte als wir noch lustige Tage im Schützengraben hatten.

Nacht

Ein Triptychon von Walther Erdlitz

1) Insel.

Es waren Tage auf der Insel, runde
Durchsichtige von goldnem Glanz umspühlt,
Die sanken leise klingend, Stund um Stunde,
Wie Glas ins Meer, das weiße Küsten kühlt.

Die Wiesen breiteten sich grün, es schäumten
Die Wellen tief und zagen Fußes schritt
Ich neben einer lieblichen Verträumten,
Die lächelnd mich in ihrer Nähe litt.

Aus Wassern stieg die Kälte. Doch ein klares
Geläut begann, die Kinder sangen fern.
Wir warteten auf etwas Wunderbares. —
Vom Himmel strahlte Stern bei Stern.

Digitized by Google

2) Der Stern.

Gestirnte Nacht, o trunkne; überquellend
Von kühlem Glanze, der mich sanft erhellt!
O meine Seele; süß entgegenschwellend
Dem Silbernen in einer andern Welt.

Es macht dich müd der tiefe Duft der Blüten,
Der hell betauten, die ein Leuchten traf.
Ein überirdisch Strömendes wird hüten,
Umstrahlend, deinen weißen Schlaf.

Nun ruh dich aus in der verlöschend milden
Musik der gleitend klaren Lüfte fern.
Und stiller wirds in spiegelnden Gefilden.
Nur Wasser rauscht hervor — auf deinem Stern.

3) Erwachen.

Wie bin ich hergekommen unter Bäume.
Ich schlief wohl ein, es ist wohl tiefe Nacht.
Es rieselt noch wie milder Glanz durch Träume
Und Blüten leuchten. Doch ich bin erwacht.

Wo ist das Schweben in dem spiegelnd blauen
Tönenden Aether, süßer Düfte schwer?
Mein Stern, wo ist dein schwankend Licht zu schauen?
Die finstern Himmel kreisen trostlos, leer?

Da atmet tief die Erd und zieht in jäher
Liebkosung in das kühle Gras ihr Kind.
Noch schlafen Mutter, deinem Herzen näher
Mit Blüten deckt mich zu der Wind.

Digitized by Google

Grundformen der Kunstanschauung

Von Dr. Fritz Hoeber, Frankfurt a. M.

Das Interesse des zeitgenössischen Publikum an den Werken der bildenden Künste ist mit den Jahren zusehends gestiegen: Neugründungen von Museen und Kunstsalons, wechselnde periodische Ausstellungen, auch eine unserem zunehmenden materiellen Wohlstand entsprechende private Sammeltätigkeit von Gemälden und Bildhauerarbeiten, sodann Kunstbücher und -Zeitschriften mit trefflichen Druckwiedergaben, nicht zuletzt die vielerlei unterrichtenden Vorträge mit den Lichtbildern bezeugen diese weit interessierte ästhetische Aufnahmefähigkeit einer kunstbegeisterten Menge. — Andererseits hat sich das Schaffen der Künstler selbst nicht nur unendlich vervielfältigt und über manche, früheren Zeiten noch als „unkünstlerisch" oder „außerkünstlerisch" geltende Gebiete schnell ausgebreitet — man denke besonders an das reiche Betätigungsfeld der modernen Nutzkünste! — sondern vor allem auch sich stetig vertieft und in seinen sich selbst gestellten Aufgaben verfeinert und verinnerlicht. In einer raschen, in sich selbst jedoch begründeten Entwicklung lösten die jeweiligen ästhetischen Probleme der bildenden Kunst sich ab: Das Stadium des Naturalismus wich der impressionistischen Verfeinerung und Empfindungssteigerung, bis auch dieser psychologisch auflösende Impressionismus seine Zielsetzung und die Umkehr seiner eigenen Werte in einer wieder mehr zusammenfassenden, monumental aufbauenden Gestaltungsweise fand, die man, im Gegensatz zu der impressionistischen „Eindrucks"-Kunst, die Kunst des „Ausdrucks", den Expressionismus, nennt. —

Bei solcher Fülle des auf den Betrachtenden eindringenden Kunstmaterials und der in wechselnder Mannigfaltigkeit dem Schaffenden sich darbietenden Probleme erscheint es als Gebot intellektueller und energetischer Selbsterhaltung, sich die Grundtatsachen vor Augen zu führen, die den Aufbau und die wirkungsmäßige Lebensäußerung des optischen Kunstwerks ausmachen. — In einem vor Kurzem erschienenen Werke „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. — Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst." (F. Bruckmann A.-G. München) hat ein Meister der kunstpsychologischen Betrachtungsweise, zugleich ein Kunstschriftsteller von hohem Rang, Heinrich Wölfflin, in fünf gegensätzlichen Begriffspaaren die in der neueren Geschichte verwirklichten Ausdrucksmöglichkeiten der bildenden Kunst faßbar auseinandergelegt und damit zugleich Gelegenheit geschaffen, mittels dieser

Digitized by Google

ästhetischen Grundformen auch im Bereich der älteren und der zeitgenössischen Kunst Klarheit der Anschauung zu verbreiten. —

Wie in seinen älteren Werken, „Renaissance und Barock" (1888), „die klassische Kunst" (1893) und „die Kunst Albrecht Dürers" (1905), geht Wölfflin auch jetzt mit bestimmten optischen und räumlichen Anschauungskategorien an die historisch konkreten Kunstwerke heran, die er sich aus Zeichnung und Malerei, der Plastik und Architektur des 15. bis 18. Jahrhunderts auswählt. Da es sich für ihn um den Wesensgegensatz — man kann sagen: den Gegensatz künstlerischer Weltanschauung — von Renaissance- und Barockform handelt, so sind, wie in seiner mit dem ähnlichen Titel versehenen Jugendschrift, die Werke des 16. und 17. Jahrhunderts, vor allem Italiens, besonders bevorzugt, Das Quattrocento wird mehr gelegentlich, als Vorbereitung auf die klassische endgültige Formulierung um 1500, herangezogen, und das 18. Jahrhundert als Ausklang jener großen barocken Strömung gefaßt, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Italien geboren, ihr Ende in dem grundsätzlichen Stimmungsumschwung des neuen Klassizismus der Aufklärungszeit fand. — Außer diesem zeitlichen Stilgegensatz gelangt der nationale zwischen der formal gerichteten Kunst des romanischen Südens und der stimmungshaften Anschauungs- und Gestaltungsweise des germanischen Nordens zum ästhetischen Ausdruck, wobei wieder jenes tiefe kunstpsychologische Problem berührt wird, das auch den Kern von Wölfflins Dürerbuch gebildet hat. —

Die fünf Kategorien, die nun diese zeitlichen und nationalen Wesensgegensätze formanalytisch illustrieren, sind: 1. das Lineare und das Malerische, 2. Fläche und Tiefe, 3. Geschlossene Form und offene Form, 4. Vielheit und Einheit und 5. Klarheit und Unklarheit — und zwar immer so, daß der erste Begriff die klassische Kunst — entweder der Renaissance oder Italiens — charakterisiert, der zweite Begriff die barocke Kunst — entweder der Nachrenaissance oder des Nordens. Es versteht sich, daß diese fünf charakterisierenden Betrachtungsweisen sich vielfach in ihrem inhaltlichen Ergebnis decken, da sie nur dieselbe kunstgeschichtliche Tatsache von einem andern Standpunkt aus beleuchten: Beispielsweise wird eine Kunst reiner Linearität, die die optische Wirklichkeit sich wesentlich als Zeichnung zurechtlegt, — man denke etwa an Dürer oder Rafael —, auch die einzelne und Gesamtform streng geschlossen zu geben suchen, während andererseits eine malerische Kunstanschauung — wie sie etwa Rembrandt oder Tintoretto vertritt — mit der malerisch auflockernden Anschauungs- und Darstellungsart zugleich jede feste Form vernichtet. — Weiterhin bedeutet derselbe Gegensatz der geschlossenen und der offenen Form aus dem Planimetrischen ins Plastische übertragen, den Gegensatz von Fläche und

Digitized by Google

Tiefe; d. h. an Stelle des in einer Ebene auf ruhig geschlossener Hintergrundsfolie sich abwickelnden Renaissancebildes — wie es Rafael oder die Florentiner Bildhauer um 1500 geben — tritt die gewaltig bewegte Barockdarstellung, die grundsätzlich die Hintergrundsebene mittels perspektivischer Durchbrechung zerstört und auch die Einzelform lediglich nach ihrem plastischen Gehalt, ihrem Tiefenausdruck wertet; hierfür seien als malerischer Vertreter Peter Paul Rubens, als Bildhauer der Römer Lorenzo Bernini genannt. — Daß schließlich die lineare Kunst die Kunst absichtlicher Formklarheit ist, wie die malerische die Kunst absichtlicher Formunklarheit, ein Gegensatz, der sich auch auf die Farben- und Lichtgebung noch ausdehnen läßt: die in einfachster Harmonie zueinanderstehenden Lokaltöne hier, die vielfach gebrochene, in unendlichen Zwischenabstufungen verschwimmende koloristische „Stimmung" da — hat natürlich denselben kunstbiologischen Ursprung, und ebenso wird der malerische Barock sein Formensystem in ganz anderer Weise zur Einheit zusammenschweissen, als die — relativ — vielheitliche klassische Kunst, die dem künstlerischen Einzelgebilde immer noch ein gewisses Maß von Sonderexistenz zubilligen zu müssen glaubt. —

Ob nun Wölfflin, wie er selbst in seiner Schlußbetrachtung dahingestellt sein lassen will, mit diesen fünf Kategorien alle Möglichkeiten der künstlerischen Anschauungsänderung charakterisiert hat, ist der Natur der Sache nach fraglich: es gibt keine zahlenmäßig bestimmte Beschränkung wissenschaftlicher Fragestellung der unerschöpflichen und unendlichen Wirklichkeit gegenüber. — Meiner persönlichen Meinung nach wäre vielleicht noch eine Gegenüberstellung des „Tektonischen" und des „Atektonischen" fruchtbar gewesen, vor allem für die in vorliegendem Buch im Verhältnis zu den Schwesterkünsten etwas zu kurz gekommene Architektur. über die gerade Wölfflin uns sonst so viel Tiefes und Feines und in letztem Sinn Aufschlußreiches zu sagen weiß. — Gewiß ist aber auch dieser Gegensatz des Tektonischen und des Atektonischen schon in den übrigen Stilvergleichen, vor allem in dem Abschnitt über „Klarheit und Unklarheit" implicite erörtert, wenn ihm auch keine Sonderbetrachtung zuteil wurde. —

Wie alle Wölfflin'schen Bücher besitzt auch dieses wieder seine hervorragende kunstpädagogische Bedeutung, das will sagen, daß es in eminentem Sinn in das Wesen des Kunstwerkes einführt. Dem Laien, der auch jetzt immer noch in den Bildkünsten nur die nämliche Nachahmung einer außerkünstlerischen Wirklichkeit sehen will, darüber aber ihre „dekorative", eigenste Wirkungsabsicht verkennt, sei nur der Satz auf S. 237 vorgehalten: „Der Inhalt der Welt kristallisiert sich für die Anschauung nicht in einer gleich bleibenden Form. Die Anschauung ist eben nicht ein Spiegel, der immer derselbe bleibt, sondern eine lebendige Auffassungskraft,

Digitized by Google

die ihre eigene innere Geschichte hat und durch viele Stufen durchgegangen ist." —

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob nicht die hier von Wölfflin mit soviel intellektueller Willenskraft aufgestellten „Grundformen der Kunstanschauung" dazu angetan wären, die konkrete Lebendigkeit der in reichem Entwicklungsstrom dahinfließenden Kunstgeschichte doktrinär unwirklich zu schematisieren, besonders da die aus einem begrenzten Forschungsgebiet, der Renaissance und dem Barock, gewonnenen ästhetischen Gegensatzpaare in einer Art von Periodizität auch in andern Kunstperioden, wenn auch nicht mit dieser vorbildlichen Schärfe, neue Wirksamkeit gewinnen. — Aber aus Wölfflins Aeußerungen selbst klingen deutlich warnende Stimmen vor einer mechanischen Uebertragung der in Renaissance und Barock sich mit besonderer Klarheit ausprägenden Grundbegriffe; auch er sieht die historische Wirklichkeit als Komplex sich mannigfaltig verflechtender, generell überhaupt nicht von vornherein zu bestimmender Tendenzen aller verschiedenster Art, wie dann auch Wölfflin sich dem fundamentalen Umschwung von der Renaissance zum Barock im 16. Jahrhundert und dann wieder von dem Barock zu dem neuen Klassizismus um 1800 keineswegs rein ästhetisch als „Aktion" und „Reaktion" zurecht legt, sondern eine durchgreifende Aenderung in der Gesinnung, in der Weltanschauung annimmt, die weit über den bloß künstlerischen Menschen hinausgreift. — So ist wohl auch für Wölfflins große Schülerzahl zu hoffen, daß sie den lebendigen Reichtum kunstgeschichtlicher Erfahrungen nicht einem theoretischen Schema gedankenlos opfert, das in solchem Sinn der Meister sicher nicht gemeint hat, sondern vielmehr die bunte, stets neue Individualität künstlerischer Geschehnisse nur dann begrifflich zu akzentuieren wagt, wenn damit auch diese Individualität selbst, das Endziel und die Frucht alles historischen Sichbemühens, in ihrer einzigartigen Wirkung gesteigert erscheint. —

Deutschland und Oesterreich-Ungarn

Es sollte eigentlich recht leicht sein, ein haltbares Dauerverhältnis zwischen zwei Teilen festzulegen, für welche eine unbestreitbar tiefgehende Notwendigkeit des Zusammenschlusses besteht. So für Deutschland und Oesterreich-Ungarn nach dem Krieg. Ob dafür die etwas verbrauchte Formel Mitteleuropa beibehalten wird oder nicht, ist nicht so wesentlich. Tatsächlich sind ja auch alle bisherigen Verhandlungen über ein bleibendes Einverständnis auf den Grundton der Notwendigkeit, Nützlichkeit, Unerläßlichkeit gestimmt. Deutschland bedarf des freien, ungehinderten Weges nach dem Osten, als Gegenwehr gegen jede ozeanische, feindselige Bedrohung seiner Weiterentwicklung, bedarf wirtschaftsgeographisch der Verbindung an die

Digitized by Google

Adria und zu den Dardanellen. Und dazu eines erstarkten, in dauerndem Einverstehn verharrenden Oesterreich-Ungarn. Letzteres wieder benötigt zu seiner Erstarkung auf politischem, wie wirtschaftlichem Gebiet, sowie zum Schutz gegen zentrifugale, nationale Bestrebungen, zur Festigung seiner Reichs- und Großmachtsinteressen, der dauernden Anlehnung an einen innerlich und äußerlich kräftigen Nachbar. Damit sind wohl alle Bedingungen des gegenseitigen Bedürfnisses gegeben. Und daß dieser Zusammenschluß nach Ablauf der Waffenbrüderschaft unter voller Aufrechterhaltung der heutigen Souveränitäten und Staaten erfolgen muß, wird beiderseits voll verstanden. Nicht nur die feindliche Haltung der Nachbarn beider Reiche, die sie dem Krieg nachwirkend ankünden, auch der eigene Wiederaufbau und die eigene Zukunftsentwicklung Deutschlands und Oesterreich-Ungarn liefern hierfür genügende Gründe.

Nun hat sich dieses gesunde Bestreben nach Einverständnis im ersten Aufleben fast ausschließlich auf die wirtschaftliche Front geworfen. Gewiß ist das wirtschaftliche Moment. als Grundlage aller staatlichen Ausgestaltung, als Basis dessen, was das eigentliche Volksleben heißt, von größter Bedeutung. Aber bei der nun einmal gegebenen Unterschiedlichkeit der beiden Teile, dem verschiedenen Entwicklungsgrad, auf dem sie stehen, müßte das blinde, wirtschaftliche Zusammenwerfen Schwierigkeiten und Hemmungen erzeugen. So fiel mit Recht gleich zu Beginn der Verhandlungen die Idee der Zollunion unter den Tisch. Bei der Tagung der beiderseitigen Wirtschaftsvereinigungen in München wies ein Fachmann daraufhin, wie sich für den Uebergang zu späterer, tieferer Zolleinigung das Mittel der Spezialisierung oder Unterteilung der Warenposten im Zolltarif empfehle, weil damit Waren der Herkunft aus dem verbündeten Land bevorzugt werden können, ohne das für den Abschluß von Verträgen mit dem übrigen Ausland erforderliche Meistbegünstigungssystem zu durchlöchern.

Hier handelt es sich also um wohlüberdachte Festlegung von Uebergangsvereinbarungen, bis zu dem Zeitpunkt, da ein wirtschaftlich Annähern gleiches Niveau die volle Union gestattet. Ein Entweder-Oder-Standpunkt wäre hierbei ein ganz verfehlter.

Anders steht es um die Herstellung eines politischen Dauereinverständnisses. Dafür ist Reife vorhanden. Es erschiene also — in Anbetracht des hohen moralischen Wertes, sowie der Realbedeutung einer solchen auf lange Dauer festgelegten Verständigung der beiden Reiche — durchaus angezeigt, chronologisch vorerst den politischen Zusammenschluß nach dem Krieg, in eine bestimmte Form zu gießen und ihm den Vorrang vor der wirtschaftlichen Einigung einzuräumen. In wirtschaftlicher Hinsicht ist derzeit noch ein Uebergangssystem nötig, in politischer ist ein Definitivum ohne weiteres spruchreif.

v. S.

Fritz Boehle †

Das Jahr 1908 wird einen Markstein in der Geschichte der modernen Kunst bilden. Da sprach ganz Deutschland von einer großen Entdeckung, die man zu Frankfurt a. M. im städelischen Institut gemacht hatte. Dort war Fritz Boehle zum erstenmal mit einer größeren Sammlung seiner Gemälde und graphischen Werke an

Digitized by Google

die Oeffentlichkeit getreten. Daß er der Entwicklung unserer neueren Kunst eine notwendige Erscheinung bedeutete, zeigt die ungeahnte Wirkung, die sein schon damals von einer geschlossenen Persönlichkeit Zeugnis ablegendes Werk auf die künstlerische Oeffentlichkeit auslöste. Eine Parallele dazu bietet das Jahr 1890, als man Hans Thoma entdeckte. Hier wie dort ging die tiefe Wirkung des Geschauten nicht auf Form, Stil, Zeichnung oder Farbe im Besonderen zurück, hier wie dort sah man in dem Neuen nicht die Erfüllung längst erwarteter und in der Entwicklung liegender künstlerischer Erwartungen: Thoma wie Boehle wirkten im Augenblick durch das Unzeitgemäße ihrer Kunst. Erst wenn man nach überraschtem Staunen sich der Betrachtung beider Erscheinungen hingab, sah man, daß es letzten Endes nicht technische Sensation, sondern die Geschlossenheit beider Persönlichkriten war, die ihre Wirkung erzeugte. In der Branche einer Zeit sublilster Geistigkeit und feinster Nuanzierung individueller Werte, die ihr künstlerisches Ziel in vollendetem Ausdruck flüchtigster Bewegung und bewegtester Form suchte, fand man bei Thoma wie Boehle einen ruhenden Pol.

Nun war Boehle damals ein Fünfunddreißiger, dem eben die Wirre seiner Lehrjahre sich zu klären begann, zum Unterschied von Thoma, der schon ein Menschenalter nahezu mit seinem Schaffen Abweisung und Unverständnis erfahren hatte. 1873 in Emmendingen geboren, trägt Boehle alle Eigenart seiner alemannischen Herkunft in seine Kunst. Seine Lehrjahre am städelischen Institut, wo er bei Mannsfeld zeichnete und in Hasselhorst, dem liebevollen Darsteller Frankfurter Kleinbürgerwelt, einen seiner schlichten Art gemäßen Lehrer fand, versahen ihn mit allem technischen Können, das er in harter Arbeit sich selber weiterbildend zu einer soliden Vollkommenheit brachte, so daß ihm die Münchner Diez-Schule wenig mehr zu geben hatte. Was er in München sich holte war eigene Arbeit und den um strenge Form ringenden eigenwilligen Kopf setzte Diez in schärfsten Gegensatz zu seinen „malerischen" Tendenzen: er vernachlässigt alle malerischen Werte zu Gunsten der Form. In Sachsenhausen fand er erst wieder das rechte Milieu für sein schon in den Lehrjahren zielbewußtes Schaffen. Hier am Main traf er die Welt der Wirklichkeit, die sein tiefstes Erlebnis und sein Gestaltungswille forderte, hier fand er den Menschen der Arbeit, den Bauer, den Schiffer, den Arbeiter, den er in der Mehrzahl seiner Bilder zu einer restlos typischen Erscheinung formte. Darin hat er sein Höchstes gegeben, daß er diese einfachen Lebenseindrücke in meisterhafter Formgebung zu einer erhabenen Monumentalität gestaltete. Seine Knnst ist in dieser Heroisierung des arbeitenden Menschen im besten Sinne Volkskunst. Seine scharfe Beobachtung der Wirklichkeit, des Körperlichen, seiner fern aller Geistigkeit sich bewegenden Typen und sein von der bildlichen Darstellung der Form sehr früh nicht restlos befriedigter Formwille, mußten in seiner Entwicklung Boehle zur Plastik führen. In diesem Ringen um die Form, die an Stauffer-Bern, Klinger und Schmidt-Reutte gemahnt, hat ihn der Tod, bevor noch Vollendetes aus seiner Hand hervorging, erfaßt. Sein Stierbändiger weckte die höchsten Erwartungen, hier wieder einmal einen Denkmalsplastiker großen Stils zu besitzen. Für Frankfurt arbeitete er an einem Kaiser Karl, für Karlsruhe hatte man ihm ein Markgraf

Digitized by Google

Karl-Wilhelm-Denkmal übertragen. Keines von beiden ist vollendet. So bleibt für uns das Bild des Malers Fritz Boehle.

Was er für die deutsche Kunst bedeutete, kann heute noch kaum gesagt werden. Ob, was er hat, entwicklungsfördernd sein wird, mag man bezweifeln. Denn Schöpfer und Werk sind hier so ganz Eins und bilden ein so Gebundenes, daß sie untrennbar sind. Die Tragik seines künstlerischen Schicksals ist die, daß er hineingeboren in eine Zeit individuellster Kunst, ganz unzeitgemäß wirken mußte und daß er starb, als eine in alle Tiefen greifende Umwälzung sich vollzog, die uns sein Werk in neuem Licht erscheinen lassen wird, ihm aber innerliche Möglichkeit neuen Antriebs gegeben hätte.

Hermann Leopold Mayer

„Bismarcks Friedensschlüsse"

So gewiß weniges so sehr immer fesselnd zugleich und lehrreich ist, als sich mit Bismarcks Arbeit und Arbeitsmethode innerlich auseinanderzusetzen, so sicher ist es irreführend, den großen Leiter deutscher Politik wie einen Schulmeister anzusehen, der einen gültigen Lehrplan und ewige Leitsätze hinterlassen hätte. Das ist die Gefahr der Bismarcklegende, die in volkstümlicher, durch den Zeitabstand wachsender Vergröberung fast einen Götzen geschaffen hat, um den ein Dogma sich gesammelt hat, das nur noch die Krone der Unfehlbarkeit braucht. Dabei ist nichts so unbismärkisch gedacht. Der Kanzler war ein guter Kenner der Geschichte und hat vorzugsweise in den Historikern gelesen; nicht aber um dort nachzusehen, wie er sein Werk zu vollbringen habe, sondern um sich mit dem Geist staatlichen Handelns zu erfüllen. Er suchte nicht nach Vorbildern, er sah aber Beispiele.

Einer Zeit, die vor der großen Aufgabe steht, einen Frieden vorzubeiten, einstweilen mit Bajonetten und Geschützen, dann mit Gedanken, schließlich mit Vertrag und Unterschrift, muß es willkommen sein, nachzugehen, wie die drei Frieden enstanden sind, die von Bismarcks Hand gezeichnet wurden. Ihr Resultat kennt jedermann, ihre Geschichte in Ziel und Zaudern, in Weg und Umweg mag den meisten ein gleichgültiges Geheimnis geblieben sein. Ihnen, die sich am Errungenen freuten und es noch genießen, mochte es gleichgültig erscheinen, die Fäden des Gewebes zu lösen und auszubreiten.

Nun fehlt es ja gewiß nicht an teilweise umfangreichen Darstellungen aus diesem Abschnitt neuerer Geschichte. Alle Bismarkbiographen müssen sich mit ihm auseinandersetzen. Sybel hat ihn in seinen aktenmäßigen Befunden, gewissermaßen unter Bismarcks Aegide, breit beschrieben, Friedjung hat ihm eine im politischen Tiefblick überlegene Ergänzung gegenübergestellt, Brandenburg hat kürzlich eine Neubearbeitung des Materials gegeben. Und Bismarck schrieb selber ein klassisches Kommentar zu seiner Leistung.

Wenn jetzt der Tübinger Historiker Johannes Haller mit einer Sonderuntersuchung über „Bismarcks Friedensschlüsse" vor die Oeffentlichkeit tritt (Verlag F. Bruckmann München, 2 Mk.), so muß er einige allgemeine Kenntnis des Geschichtsverlaufs voraussetzen, namentlich eine gewisse Vertrautheit mit dem preußisch-österreichisch-französischen Verhältnis während der fünfziger Jahre und dessen kritischem Stadium im Jahre 1859, aber die Behandlung der Friedensaufgaben von Wien (1864),

Digitized by Google

Nikolsburg-Prag (1866), Versailles (1871) ist von so guter literarischer Klarheit, daß der Leser sich sehr rasch inmitten der geschichtlichen Problemstellung befindet. Die Arbeit hat nun ein doppeltes Gesicht: ein wissenschaftliches, indem sie sehr nachdrücklich die bismarcksche Darstellung der Situation in Nikolsburg korrigieren will und dann die Tätigkeit des preußischeu Botschafters in Paris, Goltz, in ihrem wesentlich abweichenden Parallelverlauf zu den Absichten des Ministerpräsidenten aufhellen; ein politisches, indem sie dartut, wie Bismarck planmäßig 1864 einen „halben", unfertigen Frieden konstruiert, (der 66 vorbereitet), wie er während des Juli 1866 das Ziel des Krieges unter dem Einfluß ausländischer Interventionsgelüste (aus Paris und Petersburg) abändert, aber doch die große Linie durchhält, wie er 1871 ein von vornherein klar umrissenes Wollen modifiziert und auf Belfort verzichtet, weil er sich in der englischen Einmischungsbereitschaft täuscht und Frankreich nicht den Stachel der vollen Verzweiflung lassen will.

Geradezu spannend ist das Kapitel Nikolsburg in jenen Teilen, die die schwankende Haltung Napoleons beschreiben und Bismarks positiven Annexionswillen nachzeichnen. Freilich scheint mir, daß Bismarcks eigene Darstellung der Spannung im Hauptquartier zu sehr abgelehnt wird. Insbesondere ist es doch fraglich, ob Bismarck die ziemlich entscheidende Antwort von Moltke hat frei erfinden können: ein Eingreifen Napoleons würde ihn auf dem böhmischen Boden zur Defensive veranlassen, damit er die Hauptkraft gegen Westen werfen könne. Man weiß, daß die Widerstandskraft der Floridsdorfer Linien nördlich von Wien nicht unterschätzt wurde, daß die schwere Artillerie erst herangezogen werden mußte und daß die Oesterreicher beträchtliche Truppenteile aus Venetien nordwärts schoben; auch war der Aufenthalt in Böhmen für die preußischen Truppen durch das Umsichgreifen der Cholera ziemlich verlustreich, ein Umstand, der auf Bismarck offenbar ziemlichen Eindruck machte (Haller vernachlässigt ihn). Man möchte des weiteren glauben, daß Sachsens Wiederherstellung weniger eine Folge der angedrohten Intervention als der außerordentlichen Festigkeit war, mit der Wien die Unversehrtheit seines besten Freundes zur Voraussetzung des Friedens machte. Wenn Bismarck, was sicher und ja der geniale Kern seines Friedens ist, den künftigen Vertrag mit Oesterreich-Ungarn im Kopfe trug, dann konnte ihm der Verzicht auf die „Abrundung" durch Sachsen strategisch nicht mehr so wichtig sein, dann mußte vielmehr das völlige Aufgehen Hannovers (und nicht dessen Verkleinerung) als entscheidendes Ziel gelten, aus dem zerrissenen einen nun geographisch ganz einheitlichen Staatskörper zu machen.

Meisterhaft ist die Darstellung der Verhandlung mit Thiers und dessen diplomatische Charakteristik; man wird auch darüber mit Gewinn nachlesen, wie Bismarck zwar der populären nationalgeschichtlichen Forderung von Elsaß-Lothringen freie Bahn in der Oeffentlichkeit ließ, aber den eigenen Entschluß zur Annexion nicht im Sinn einer Befreiung oder Beglückung faßte, sondern ganz unromantisch, militärgeographisch. Um so interessanter, daß er schließlich im Verzicht auf Belfort, das er nach Hallers überzeugender Darstellung unbedingt noch hätte erhalten können, selber beim König und Moltke gegen diese militärgeographische Forderung seinen politischen Frieden durchsetzen mußte und wollte. Diese

Digitized by Google

Schonung hat ja bei den Franzosen wesentlich den Glauben an künftige Offensivverfolge erhalten: der Blick auf die tronée de Belfort.

Mit treffender Lebendigkeit wendet sich Haller in seinem Schlußwort gegen diejenigen, die mit der Frage hausieren, „was Bismarck täte," wenn er heute zum Entscheid berufen wäre, gegen „den billigen, aber nicht löblichen Kunstgriff, was man selbst getan sehen möchte, für das auszugeben, was Bismarck täte." Und er schließt: Mit mehr Recht dürfen wir wohl fragen: was täte Bismarck nicht. Darauf gibt es wenigstens die eine und sichere Antwort: er würde sich nicht danach umsehen, was andere täten oder getan haben, er wüßte von allem Anfang, was er zu tun hätte. Bismarcks Friedensschlüsse sind die seinen nicht nur, weil er sie unterschrieben hat. Wissen, was man braucht, wissen, was man kann, wissen, was man will, und von dieser Erkenntnis geleitet jede Gunst des Augenblicks nutzen zu bleibendem Gewinn — das ist die große Lehre, die aus seinen Friedensschlüssen wie aus allen seinen Taten spricht. Sie klingt so einfach und ist doch so schwer zu befolgen, denn es ist nun einmal so, wie Goethe sagt, „daß alles Denken zum Denken nichts hilft, man muß von Natur richtig sein." Wie in Wissenschaft und Kunst, so trifft auch in der Politik das Richtige nur, wer von Natur richtig ist. Ein Friedensschluß ist ein Kunstwerk, und wie ein großes Kunstwerk einen großen Künstler, so setzt ein wirklich guter Friedenschluß eine überlegene staatsmännliche Persönlichkeit voraus. Die aber ist ein Geschenk des Himmels; man kann sie weder machen noch ernennen, man kann sie höchstens — finden."

Theodor Heuss

Zwischen Tag und Abend

So heißt ein Gedichtband, den Karl Willy Straub soeben im Saturnverlag (Hermann Meister) in Heidelberg erscheinen läßt. Es ist ein schmaler Band, der Letztes und Endgültiges umfaßt. Zwischen Tag und Abend, aus dem Helldunkel erwuchsen die Erlebnisse, und man spürt aus diesen Gedichten das bezaubernde Licht des Tages und den dunklen, feierlichen Glanz der Nacht. Denn diese Gedichte, deren edle Sprache das Ohr zu beglücken vermag, kommen aus dem Herzen eines Mannes, der Leid und Lust auf das Innigste empfand. In ihnen ist die bezwungene Leidenschaft, die aus der Erinnerung immer neues Glück und erneuten Schmerz empfängt. Das Erlebnis behielt die Farben des ersten Augenblicks und jene unverminderte Leuchtkraft, die alle verwitweten Dinge bewahren, die uns teuer wurden. Außer den zehn Sonetten an eine Frau, die starkes und tiefes Empfinden spiegeln, erhält der Band Landschaften und Städtebilder von intimem Reiz und feinen Stimmungswerten. So ist denn dieses Buch ein Buch des Herzens und der Sinne, ein Spiegel, der das Bild vieler Dinge auffängt und bewahrt, vielleicht auch ein Bekenntnis, das jenseits aller Bitterkeiten von vergangenen Dingen spricht, nämlich von jenen Dingen, die Glück, Wirrsal, Weh und Resignation bedeuten.

Hermann Bagusche

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Englische Zeitungen

Von Levin L. Schücking

Dem die geistige Physiognomie Englands einige Zeit entrückt war, der bemerkt mit Verwunderung, wenn ihm neue Zeugnisse zur Hand kommen, die Veränderung, die sich in ihr während des Krieges zugetragen. Am auffallendsten wirkt die leidenschaftliche Sympathie für alles Russische. Ihre Anfänge setzten freilich schon mit der Politik Eduards ein, als ein sprechendes Dokument dafür, wie das ganze Kulturleben Englands dem politischen Steuerdruck gehorcht. Aber über den Dostojewski-Kult dieser Anfänge ist man jetzt weit heraus gekommen. Auch Schriftsteller, von denen der gebildete Deutsche wenig oder nichts weiß wie Korolenko, werden von der Presse als Klassiker gerühmt, Namen wie Krylov, Skabichevsky und Saltykov werden in Besprechungen beim Leser als bekannt vorausgesetzt und eine billige Ausgabe von des Fürsten Krapotkin Literaturgeschichte sorgt für ihre Einbürgerung. Russische Erzählungstechnik gilt der führenden Kritik als Musterbeispiel und Vorbild bei der Beurteilung einheimischer Werke. Sprachführer, Lehrbücher und Grammatiker pflastern sorgfältig den Weg zum russischen Kulturleben und bei ihrer Würdigung kann sich die Kritik nicht genug tun, die Schönheit der zu erlernenden Sprache zu rühmen. „Es geht über die Kraft der englischen Sprache," bemerken die Times in bei ihr ungewohnter Schwärmerei, die russischen Verkleinerungsformen wiederzugeben, „warmes Wasser" ist teplaya voda, aber wenn man ein Kind darin wäscht, wird es teplenkaya voditoa; wie reizend es klingt und wie unübersetzbar!" Die Ausbildung eines so feinen Tones für sprachpsychologische Schönheiten hat sich in England erst seit dem August 1914 vollzogen.

Digitized by Google

Einen ähnlichen Siegeszug wie die russische Literatur hat die russische Musik auf großbritannischem Boden angetreten. Die Anzeigen russischer Musikalien, die Anpreisungen von Konzerten mit russischer Musik legen davon deutliches Zeugnis ab. Diese Dinge sind politisch nicht unwichtig, denn sie zeigen, daß der Kurs der englischen Politik in erster Linie auf die Erhaltung der russischen Freundschaft geht, wie aus den Umständen begreiflich. Es ist bekannt, daß man diesem sich so uninteressiert gebärdenden Gefühl in Rußland vielfach ziemlich lau gegenübersteht. Gorki hat sich dahin ausgesprochen, die englische Freundschaft bedeute nur die Ersetzung des deutschen Kapitalisten durch den englischen. So lange Rußland in seinem gegenwärtigen Zustand von Unfreiheit und Unkultur sei, stelle die Freundschaft mit jeder europäischen Macht das Zusammengehen des irdenen Napfs mit dem eisernen Kessel dar. Kommerzielle Ausbeutung sei Englands einziges Ziel. Diese Anschauung gefällt den Times natürlich wenig. „Es wäre wirklich jammerschade," sagen sie mit aufrichtiger Betrübtheit, „wenn die Russen nicht die Tiefe und Aufrichtigkeit unseres Interesses an ihrer Religion, ihrer Literatur und ihrer Lebensart wahrnehmen sollten. Welche politische Haltung auch immer unser Interesse fördern mag, so bleibt es nichtsdestoweniger wahr, daß England von Rußland geistige Förderung erfährt; und ein gut Teil von dem, was Gorki an seinem eigenen Volke verurteilt, hilft dazu mit, uns vom Handelsgeist und Materialismus zu erlösen." Wie man sieht, eine Verbeugung vor der russischen Reaktion in aller Form.

Die Umstände haben es mit sich gebracht, daß ein so eifriges Liebeswerben um Frankreichs Gunst nicht mehr nötig ist. Aber es versteht sich von selbst, daß von dem am härtesten mitgenommenen Bundesgenossen nur in den anerkennendsten Worten gesprochen werden darf. Man treibt die Höflichkeit so weit, daß gelegentlich etwa die Besprechung eines englischen Romans von dem Gesichtspunkt ausgeht, was wohl ein Franzose zu

Digitized by Google

einem Buch wie diesem sagen würde, und eine Darstellung der Times rühmen besonders das klare, unbeeinflußbare, nüchterne Urteil der Franzosen in allen nicht nur literarischen Dingen! —

Erstaunlich kühl steht man dagegen dem japanischen Verbündeten gegenüber. Offenbar erwartet man wenig Gutes mehr von ihm. Aber die Art, wie sich das zeigt, ist sehr eigentümlich. Ein neues Buch über die politische Geschichte Japans in der neueren Zeit hatte geglaubt, sich mit den Worten einführen zu können, daß niemals das Interesse an japanischer Politik in England stärker als augenblicklich gewesen sei. Die Times beanstanden das. „Das Interesse an Japans auswärtiger Politik ist z. Zt. beinahe erloschen," sagen sie. „Japan hat uns wirksam dabei unterstützt, die Deutschen aus dem Stillen Ozean zu verjagen, es hat unsere australischen Truppen zum Roten Meer eskortiert, es liefert Rußland die Munition, ohne die seine Heere machtlos wären, wir wissen, daß wir uns auf seine Freundschaft und sein Bündnis bis zum Ende des Krieges verlassen können und damit ist unser Interesse erledigt." Es folgt dann eine ganz kühle Würdigung der japanischen Zustände, mit ihrer Bestechung und persönlichen Interessenwirtschaft, und eine kritische Abwägung der Zukunftsaussichten. Auch die Times sind der Meinung, daß ein Zusammenstoß mit Amerika droht, aber sie halten den Zeitpunkt noch für sehr entfernt, wenn auch dadurch — da mittlerweile Japan sich um Chinas Kräfte bereichert haben wird — um so verhängnisvoller für Amerika. Ganz ersichtlich betrachtet man die Freundschaft mit Japan ohne Sentimentalität als ein zu Ende gehendes Kapitel.

Den sich dort entwickelnden Gegensätzen zu Amerika sieht man um so leichteren Herzens zu, da die Stimmung gegen Amerika im allgemeinen und den Präsidenten Wilson im besonderen höchst ungnädig ist. Daß Amerika sich nicht offen auf die Seite derjenigen Völker schlägt, die für „Freiheit und Fortschritt" unausgesetzt so große Opfer bringen, erscheint unverzeihlich und nur der lebhafte Protest dagegen von seiten derer im Lande,

Digitized by Google

die englischer als England empfinden, stellt einen mildernden Umstand dar. Zu ihnen gehört der Expräsident Roosevelt, dessen neue Biographie alle englischen Zeitungen anzeigen.

Der kulturelle Einschlag Deutschlands im englischen Leben erscheint wie ausgelöscht. Zwar hat ein famoser Parlamentsbeschluß die Berner Akte umgeworfen, aber sichtlich ohne viel Erfolg. Das Hauptergebnis davon ist offenbar der Diebstahl von Naumanns „Mitteleuropa" gewesen, gegen den es, wie zur Ehre des englischen Buchhandels festgestellt sei, an entrüsteten Protesten freilich nicht gefehlt hat. Aber unzweideutig geht das Bedürfnis zur Zeit in England nicht so sehr nach deutschen Büchern, als nach Büchern über Deutschland, in denen — genau entsprechend einer bestimmten Kategorie deutscher Schriften über England heute — der Leser seine Vorstellung von der gegnerischen Gemeinheit bestätigt und überboten finden kann. Was er erwarten darf, verraten vielfach schon die Titel, so wenn ein Buch, das dem Charakter der führenden Persönlichkeiten in Deutschland gewidmet ist, die Ueberhunnen heißt (The Superhuns) oder ein anderes in höchst geistreichere Wort und Ziel mit demselben Kosenamen die Bezeichnung Hunlikely? trägt. Die deutsche Frau namentlich, die sich schon vor dem Kriege im Lande der streitbaren, fensterzerschmetternden Wahlrechtsamazonen einer großen Zuneigung erfreute, ist der Zielpunkt und Gegenstand von allerlei schonungslosen Enthüllungen geworden. Zwei Autoren: Henry de Halsalle und C. Sheridan Jones, die schon mit „Deutschlands Entartung" (35. Tausend) gute Geschäfte gemacht haben, künden ein Buch über „Die deutsche Frau und ihren Herrn" an, das der Verleger mit den Worten anpreist: „Dieses Buch gewährt einen ganz neuen und aufsehenerregenden Blick auf das Wesen der deutschen Frau. Es führt die Entartung der ganzen Rasse auf die niedrige Stellung zurück, die das weibliche Geschlecht in Deutschland einnimmt und zeigt, in welch außerordentlichem Grade die deutschen Frauen davon selbst beeinflußt sind. Es ist keine Uebertreibung,

Digitized by Google

daß ihre Ausschweifungen, ihre Erotik und ihre sittliche Verkommenheit ohnegleichen seit den Tagen ist, wo der Niedergang Roms an das Gewissen der Menschheit rührte." Nach dieser Ankündigung zu urteilen, muß das Buch ein interessantes Novum sein. Neben den bisher schon bekannten Gattungen weltlicher und geistlicher stellt es anscheinend eine neue Art politischer Pornographie dar.

Kasernengeist nach dem Kriege

Von Josef Klische

Anders als in früheren Kriegen ist in diesem Weltringen das Leben an der Front. Die fortgeschrittene Technik der Waffen hat höllische Konsequenzen gezeitigt, neben denen die von anno Siebzig verblassen wollen. Die Nerven fordern ihren Mann. Aber just die durch die zeitgenössische Kriegstechnik bedingte seelische Zermürbung verlangt auch wieder umso rascher nach einem Ausspannen, nach einer zeitweiligen Rückversetzung in heimatliche Kulturzustände. Oasen des Krieges wurden erforderlich.

Aus diesem Gedanken heraus entwickelten sich sehr bald an der Front mancherlei Einrichtungen, die berufen schienen, dem im Schützengraben malträtierten Soldaten neue Lebenszufuhr zu geben. Ablenkung durch mehr oder weniger gehobene geistige Genüsse ward Parole. Und so kamen dann in schneller Folge Soldatenheime, Lesehallen, Feldzeitungen, Feldbuchhandlungen, Frontkinos usw. Spiel und Sport wurden gepflegt und neben den schon aus der aktiven Dienstzeit her gekannten Preisschießen, wurden bei einzelnen Truppenteilen noch große Sportkämpfe, Sportfeste arrangiert. Alles dicht hinter der Front. Im Westen wie im Osten. Das Generalgouvernement in Brüssel schuf gar eine ständige Bildungszentrale, etwa wie sie seinerzeit der sozialdemokratische Parteivorstand ins Leben rief, die bestrebt ist, den Truppenteilen an der belgischen Front künstlerische Genüsse zu vermitteln. Frontheater, Frontkonzerte kamen zu Ehren. Keine Kriegsschöpfungen, doch dankenswerte Vermittlungen ins Kriegsgebiet. Und wenn auch von Gesang und Deklamation mehr die in den Etappenorten Weilenden ihren Vorteil hatten — sie waren zu begrüßen.

Digitized by Google

Ein volkstümlich, sozial und ethisch wirkendes Rückgrat hatte sich dicht hinter den Gräben gebildet. Initiative der Soldaten, Einspringen privater Vereine und Wohlwollen der Militärbehörden standen Pate.

In den vielen Lesehallen, in den Ruhequartieren sind nun umfassende Bücherschätze aufgesammelt. Ich schätze das zurzeit im Feld vorhandene Material auf etwa drei Millionen Bände. Die letzte Reichsbuchwoche hat allein über zwei Millionen Bücher eingebracht; doch nicht alle gehen ins Feld, auch die heimatlichen Lazarette brauchen Stoff. Auch wird vieles verbraucht, ausgeschieden. Und neben den Bücherschätzen für Ausleihezwecke finden wir in diesen Heimen die angesehensten und die bekanntesten Zeitschriften, dazu eine reichliche Auswahl von Tageszeitungen aller Richtungen. Schreib- und Spielgelegenheit vervollständigen den Zweck der Einrichtung. Heeresbericht und geographische Karten an den Wänden orientieren über die Kriegsvorgänge. Also war auch im Feld, nach einem alten Königswort, Nahrung für den Geist geschaffen. In umfassenderem Sinne als man es sich jemals hätte träumen lassen. Mit Kirche und Kantine allein ists eben heute nicht mehr getan. Deklarierte doch selbst eine evangelische Feldpastorenkonferenz, daß im jetzigen Krieg die Wesensarbeit der Feldpfarrer die Vermittlung von guter Lektüre an die Truppen sei.

Für Scherz und Kurzweil der Kameraden machte man zuweilen angetroffenes technisches Material in Form von kleinen Unterhaltungszeitungen nützlich, eine ganze Reihe von Blätter wurden von Truppenverbänden offiziell geschaffen. So primitiv manches ward und blieb — es erfreut den damit Beschenkten. Im ersten Kriegsjahr — ich denke an die Westfront — war es mit der käuflich zu erwerbenden Lektüre meist eine mißliche Sache. Private, mit behördlicher Erlaubnis den Truppen nachgereiste Zeitungsverschleißer machten irgendwo im letzten mit gangbarer Bahnstation versehenen Etappenort einen Laden auf. Hier wurde nun in der Hauptsache die Kriegsausgabe einer an der deutschen Westgrenze hergestellten Zeitung gehandelt, in ungeheuren Ballen wurde sie verschlissen, für alles andere fehlte der Raum! Doch nein! noch die Erzeugnisse der Firma Ullstein drängten sich in dem engen Ladenfenster mit lebhafter Geste. Bis dann die Militärbehörde die Sache in die Hand nahm und für Ordnung, Regelung und Mannigfaltigkeit sorgte.

In diesen geistigen Annehmlichkeiten — sie eingehender zu schildern ist hier nicht der Ort — die samt und sonders Kinder dieses brutal geführten Krieges sind, darf man ein notwendiges Rückgrat der Kämpfer sehen. Aber auch einen guten Geist, wie man ihn aus der Zeit des Kasernenfriedens nicht kennt. Und so ergibt sich die Frage: soll man diesen nicht in die doch wohl wieder einmal kommenden Jahre des Friedens hinüberretten?

Digitized by Google

Schon rein äußerlich hat diese Frage ein stark Bejahendes. Wohin mit den enormen, in den Feldbüchereien angesammelten Schätzen? Wohin mit den mancherlei Geräten und Spielgelegenheiten, vom Tintenfaß bis zum Schachbrett? Nach Friedensschluß werden alle die Reserve-, Landwehr- und Landsturmformationen wieder aufgehoben. Viele sind aber im Besitz der genannten Mittel. Wie reich können damit die heimatlichen Kasernen ausgestattet werden! Was früher vielfach recht öde war, könnte so freundlich und heimisch gemacht werden. Gewiß können den Militärbehörden eigene Kinos, Buchhandlungen und Zeitungen nicht mehr in Frage kommen. Das sind Mittel, die in die Hand Privater gehören. Aber gute Soldatenheime und Lesehallen mit Spiel- und Schreibgelegenheit scheinen mir Bedürfnis. Und warum sollen nicht auch in die Kasernen, wie im Felde, täglich die großen Zeitschriften und Zeitungen aller Richtungen ausliegen? Die Mittel für sie sind belanglos. In jeder Stadt würden sich hiefür Mäzene finden. Das wäre etwas wesentlich anderes, als wenn man lediglich den im Felde so verpönt gewordenen Traktätchen in den Kasernen Gastrecht gewährt und der Soldat die sozialdemokratischen Blätter nicht lesen darf, ohne schwere Strafe zu gewärtigen.

Mir will scheinen, das brächte Sonne, brächte Bürgerkunde, brächte staatsbürgerliches Wissen für den Einzelnen. Neben dem Körper würde der Geist trainiert. Und vor allem: es würde ein gut Teil des Feldzugsgeistes in die Kaserne hinübergerettet.

Wanderung im Fränkischen

Von Theodor Heuß

Die Gegend zwischen dem unteren Neckar und dem ehemals hohenzollerischen Ansbacher Land ist voll zerrissener Geschichte, die nur einmal, im großen Bauernkrieg, zu einem einheitlichen Atem zusammen kam. Damals schien das Eigenleben der Reichsstädte und Grafschaften, der Rittersitze und Abteien, der Ordenskommenturen und gefürsteten Probsteien ausgelöscht und eine gewalttätige politische Einheit wollte sich gerade aus dieser vielregierten Landschaft herausquälen, bis aus dem Schwäbischen und vom

Digitized by Google

Rhein her der Schlag kam, unter dem der rauhe und ungeformte Wille gänzlich zusammenbrach.

Heute, da der Schritt unvermerkt immerzu über alte Hoheitsgrenzen weggeht, steckt dies Land voll von den köstlichsten Dingen der Kleinstaatgeschichte, die je und je ihr eigentümliches Bild im lebhaften Kontrast heraus schuf. In manchen Strichen des Hessischen mag es ähnlich sein, nur sind die Formen hier im Frankenland überall reicher und entwickelter. Was umschreibt den Begriff Reichsstadt eindringlicher als Rothenburg oder Hall, was gibt heute noch einen ähnlichen Nachklang von geistlicher Selbstherrschaft, (die nun gänzlich säkularisiert und entwichen ist) wie Mergentheim und Ellwangen, wo herrscht mit ähnlich großem Zug in evangelisches Land hinein der stolze und herrische Prunk eines reichen Klosters und Stiftes wie auf der Comburg oder in dem Schönthal des Balthasar Neumann. Und weithin gestreut über den ganzen Bezirk die Unzahl der kleinen Residenzen, die alle irgendwie mit der zahllos gespaltenen Familie der Hohenlohe zusammenhängen: Waldenburg, Oehringen, Neuenstein, Ingelfingen, Langenburg, Bartenstein, Weikersheim, Kirchberg — verwahrloste Wehrhaftigkeit hier, verträumte oder verwilderte Rokokoidylle dort, breitspurig geschmückte Renaissance umwuchert von köstlich frischen Barockstücken, umstelzt von pedantischem Serenissimus-Empire — die seltsamsten fürstlichen Hinterweltgeschichten stehen am Wege und in den Nestern, wo heute kein Serenissimus vorhanden, kann man in den Schlössern anmutige und fabelhafte Anekdoten herausstöbern.

Die ganze Gegend, hervorragend durch schlechte Bahnverbindungen, liegt noch so ein bischen nebendraußen und das macht sie einstweilen noch so erholsam, nahrhaft und behaglich; ihr landschaftlicher Charakter, ohne sehr starke Akzente, wird durch ein paar in die wellige Ebene scharf eingeschnittene Flußläufe bestimmt, Waldstücke stehen in gut bebautem, fruchtbarem Ackerland, an den Rändern im Westen und Nordosten, der Tauber zu, hat der Weinbau sich noch angeklammert. Der Menschen-

Digitized by Google

chlag ist gescheit, lebhaft, aufgeweckt, etwas rechthaberisch und selbstbewußt.

* * *

Es lockte uns, in gelbbelaubten Herbsttagen dort zu wandern, wo der Zufall der Entscheidungen in den Antichambres von Versailles zwischen 1800 und 1806 die bayrisch-württembergische Grenze gezogen hat. Er brachte die ehemalige reichsunmittelbare und gefürstete Propstei Ellwangen an die stuttgarter, die Reichsstadt Dinkelsbühl an die münchener Regierung — nun haben sich die Loyalitäten längst dabei beruhigt, aber wenn man heute dort hinten sich umsieht, so denkt man nicht, daß das Leben der Städte irgendwohin angebunden ist. Ihre geschichtliche Eigenwilligkeit ist ungebrochen und man spürt, gerade auch in dem Gegensatz der katholischen Barockkultur der einen und der kräftigen Gotik der andern, die geschichtliche Welt in ihrem eigenen Rhythmus unverdorben schlagen.

Freilich, die Priester, die hier in ihren reichen Kurien durch Jahrhunderte als sichere Herren saßen, erblickt man nicht mehr; nur dort oben, bei der Wallfahrtskirche sahen wir einen schönen starken Mann, der mit einer leichten Geste wie ein Besitzer über die Gegend wegschaute; man mochte ihn, der in dem schönsten breiten Haus wohnt, ein wenig beneiden. Unten, die Stadt, sitzt voll von Beamten — der Staat Württemberg hatte reichlich viel Gebäude übernommen und in die steckte er jetzt Schulen, Gerichte, Verwaltungen. Die Einwohnerschaft ist mit 4000 gut gezählt; aber sie hat einen überwältigenden Prozentsatz von Honoratioren, Kreisregierung und hohes Gericht, die Präsidenten, Direktoren, Räte und Professoren müssen den Glanz der alten geistlichen Herrschaft, so schlecht sie es können, ersetzen und der Staat, mit einem halbguten Gewissen, wie er diese Zentrale einer Vergangenheit in den Winkel geschleudert, erhält pflegsam das politische Sonderrecht der kleinen Gemeinde, ihren eigenen Zentrumsmann in die Kammer zu schicken.

Digitized by Google

Der Baucharakter der Stadt ist im wesentlichen durch das Barock bestimmt; zahlreiche Kurien der Stiftsherrn, Pfarrhaus und Verwaltungsgebäude stehen mit malerischer Freundlichkeit um den ruhigen Hauptplatz. Die Jesuiten hatten hier ein stattliches Kollegium; in ihrer kühnen Kirche, die kecke hohe geschwungene Emporen besitzt und ihr weites Raumgefühl durch perspektivische Deckengemälde steigern möchte, genießen die Evangelischen ein seltsames Gastrecht — wie man hier Luther predigen mag! Auf einen nahen Hügel hat der baueifrige Orden sich eine Wallfahrtskirche gestellt, den Schönenberg, in einer reinlichen einfachen Größe — der Stationenweg, unter bunten schweren Baumkronen, mit vielen behaglichen Rundkapellen, ist friedsam und feierlich in einem. Das Aufgeregte des Stils der Gegenreformation ist verschwunden, die Formen haben eine beruhigte Linie.

Zwei Baudenkmale treten aus dem Wesen der Straßen und Plätze hervor: im siebzehnten Jahrhundert ließ sich die Grafenfamilie der Adelmanns, die hier reich begütert ist, ein prunkvolles Stadtschloß bauen; in schwer gebrüsteter, südlicher Pracht und sauberem Maß steht das Palais zwischen kleiner Umgebung, den Geist Palladios beschwörend. Bewegender aber ist der Eindruck der Stiftskirche, eines großen romanischen Werkes, dessen Basilikacharakter im Innern durch barocke Ueberarbeitung reichlich zerstört ist, dessen Außensicht aber ein herrliches Beispiel schöner und eigentümlicher Gliederung bleibt. In die schweren Massen der Wände ist eine fast zarte Lockerung geschrieben, die vor allem der Westseite mit ihrem verdeckten Paradies eine feine Liebenswürdigkeit gibt. Daß das romantische Idyll nicht fehle, ist an die Nordseite ein verwachsener gotischer Kreuzgang geschoben.

* * *

Als wir die Stadt verließen, hingen die Fahnen aus den Giebelfenstern. Feuerwehr und Vereine, Gericht, Regierung, Gymnasium stellten sich mit Zylinder, schwarzem Rock und Ordenslast zusammen, die Banner starrten in die Luft, die

Digitized by Google

Trommel wirbelte, die Trompete wetterte im Marsch — feierlicher Kirchgang zum Königsjubiläum. Alle guten Geister der Kleinstadt saßen in den Fensterluken und freuten sich an der getragenen Würde ihrer Spitzen.

Uns führte der Weg rasch den Hügel hinauf, der ein breites fürstpröpstliches Schloß trägt, mit einem weiten Hallenhof. Und während wir von der freundlich schönen Stadt im Tal Abschied nahmen, überdachten wir das Schicksal dieses Baues: als der gefürstete Propst erledigt war und noch nicht der Rationalismus des 19. Jahrhunderts eine Ackerbauschule und ein Museum hier abgesetzt hatte, wohnte da oben, ein Zwischenspiel der Zeiten, Napoleons Bruder Jerome. Dem hatte der württembergische Herzog-Kurfürst-König, der dicke Friedrich, seine Tochter Katherina zur Frau gegeben, und die blieb, gegen den Willen des Vaters, dem Gatten treu, als die Katastrophen von Leipzig und von Waterloo das Schicksal der Napoleoniden geknickt hatten. Friedrich wies dem Schwiegersohn, dem er den Titel eines Herrn von Monfort verlieh, 1816 das Schloß da oben zur „Residenz" an; aber sie war nicht so „lustik" wie die des westfälischen Königreichs zu Kassel und Jerome verpflanzte sein optimistisches Abenteuerdasein bald nach Oesterreich und Italien.

Die Gegend hat eine leise Wehmut; Wald wechselt mit Ackerland, wenig Dörfer, ein paar Höfe und alte Mühlen, ganz glatte graue Seen liegen zerstreut, in denen sich rasche Taucher tummeln. Die Bauern kommen zum Kirchgang. In behaglichen Stunden windet sich das Sträßlein auf und nieder — dann, von einem Höhenzug blickt man überraschend auf das nahe Dinkelsbühl, das in einer weiten braunen Ebene liegt.

Die Stadt ist von unendlichem Reiz. Sie streitet sich mit Rothenburg um den Preis der Schönheit, man kann die beiden aber nur schlecht vergleichen, denn, Gewächse derselben Zeit und Gesinnung, sind sie durch die Natur Gegensätze geworden. Die Tauberstadt ist beherrschende Bergfestung und dadurch hat nicht nur ihre Silhouette jene unvergeßliche Großartigkeit erhalten,

Digitized by Google

auch im gedrängten Bau der Innenstadt sind die dramatischen Momente, wenn man so sagen darf, stärker herausgebildet, die Kirchen sind in der Ausstattung reicher, das Holzfachwerk nicht mit Mörtel überschmiert — aber Dinkelsbühl ist der vollkommene Typ der Stadtbefestigung der Ebene — die Straßen sind breiter gestaltet, der tiefe Wassergraben umzieht die ganze Stadt und ungebrochen in köstlicher Folge der Perspektive stehen noch die zahllosen Türme, an deren Fuß sich jetzt ein idyllisches Kleingartenleben angesiedelt hat.

Die Anlage der Stadt mit ihren drei großen Straßenzügen, die von den stolzen Toren zum Markt herkommen, ist frei und klar; wo sie sich begegnen, wuchtet die ungeheure Masse von St. Georg empor. Der Baugedanke der Hallenkirche ist nirgends so vollkommen zur Entwicklung gebracht: das Aeußere fast schmucklos, ohne Gliederung, das romantische Westtor die einzige Anekdote der Geschichte, ein ungeheuer drückendes dunkles Dach, das wie eine Last auf den Strebern steht, die starke gleiche Vertikalen bilden — tritt man aber durch die Pforte, so verwandelt sich die gehaltene Schwere in befreite Bewegung. Alles steigt mit ungehemmter Linie zur Höhe. Kein Turmunterbau, kein Choransatz — ein ungeteilter dreischiffiger Raum in hellstem Licht, die Dienste steigen an den glatten Pfeilern ohne Kämpfer in das weite Netz der Wölbung: das ist die süddeutsche Gotik des ausgehenden 15. Jahrhunderts, die aus Leidenschaft zur kräftigsten Klarheit kam und noch nicht von der geistigen Unruhe der neuen Zeit angefressen wurde.

Ergriffen tritt man aus dieser gehaltenen und doch frohen Feierlichkeit wieder in das Tagwerk der belebten Gasse. Die Romantik des Stadtbildes war vor dem gewaltigen Eindruck schier zur Vergessenheit gesunken. Aber, während der wenig eilige Zug der Kleinbahn uns noch einmal an den Stadtmauern vorbeiträgt, schließt sich die verlorene Idylle unter der großen Linie des Kirchenumrisses wieder zusammen, und durch unser Gedächtnis zuckt jene klassische Ortsbezeichnung, mit der J. P. Hebel eine

Digitized by Google

seiner schönen Kalendergeschichten einleitet: „Drei Meilen hinter Dinkelsbühl . . .“

Die Theaterstücke Knut Hamsuns

Von Paul Hatvani

I.

Kultur und Schicksal — die beiden Pole, zwischen denen sich der Lebenslauf des heutigen Menschen herrisch, tragisch oder komisch gestaltet, — Kultur und Schicksal sind nun auch die bestimmenden Gewalten der modernen Epik geworden. Das Wissen um die Vorkommnisse in der Natur hat nur die Details bestimmt; Realistik und Naturalismus erschienen zur Zeit der größten Expansion; die Selbstverleugnung des Künstlers wollte seinen Geschöpfen Seele geben und so entstand das „psychologische Kunstwerk.“ Ich denke an Emil Zola, an die Goncourts; — denn Dostojewsky, an den mich der Literarhistoriker (oder irgend ein Leser in unserer Zeit!) gemahnt, konnte niemals die Idee und die Macht seiner eigenen Beseeltheit verleugnen. — Es würde ein Zweifeln an den lyrischen Möglichkeiten der Kunst sein, Zolas Kunstwerk „objektiv“ zu nennen. Zola ist ja unendlich mehr als der empfindsame Reisende in seiner Welt; das Wunder seiner Schöpfung aber ist die Identität mit der Welt überhaupt: *er stellt das Menschenschicksal in die Kultur.*

Der andere große Epiker unserer Zeit, *Knut Hamsun*, läßt seinen Geschöpfen nicht mehr von der Kultur, als es ihr Schicksal eben erfordert. Er läßt ihnen das bischen Krämerseele des Alltags und erfüllt es mit der eigenen Unendlichkeit. Unendlich aber ist das Schicksal des Einzelnen; wie die Wege des Meeres wird es gehoben und verschwindet unter den andern. *Hamsun stellt die Kultur in das Schicksal.*

Damit ist das Neue, das Unerwartete im Werke Hamsuns gegeben. Und es wird so vieles überflüssig, wovon sich Literatur sonst zu ernähren sucht; und es erneut sich alles: Form und Inhalt, Ausdruck und Vollendung. Seine Psychologie ist nicht Synthese; seine Menschen verraten sich nicht an den Problemen, in die sie gestellt sind, sondern am *Verschweigen ihrer Seelen.* Denn die Kultur, dieses Fatum unserer Zeit, gebietet den Gefühlen; das aber macht den Menschen aus: seine Gefühle erleben zu lassen im Rahmen der Posen, die ihm das Leben erlaubt und zuweist. Seine Psychologie hat kein System; wollte man sie in eine Formel sperren, das

Digitized by Google

Formlose ihrer Gestaltungsfähigkeit würde die Sätze sprengen, die sie erklären wollen. Da gibt es nichts zu erklären: die Klarheit der Ereignisse ist von der Sonne beschienen, die auch in unsere Blumengärten scheint; diese Welt von unserer Welt kennt die gleichen Stimmen wie wir und diese Menschen haben den ungeheuren Mut, aufrichtig zu sein. Selbst bis zur Lüge. Nicht nur in dem herrlichen Lügenroman „Benoni", wo ein Menschenschicksal aus den Gerüchten geboren wird, die um sein kleines Erleben entstehen; nicht nur dort, wo die fromme Lüge verschonen und die trotzige verhüllen will: überall, wo ein Außen dem Innen verbietet ganz „sich selbst" zu sein, lügt uns eine Aufrichtigkeit die Wahrheit vor. Ohne es zu wollen. Und so wird dieser Gestalter willenloser Menschengeschöpfe zum Schöpfer einer großen, ungeheuren Welt. Souverän, ohne zu vergessen, daß er selbst die Welt ist, die er sich baut; gläubig, ohne seinen Unglauben zu predigen. Jeder Pose abhold, wird jede Pose zum Symbol; und ist nicht jede Handlung unseres alltäglichen Lebens zur Pose geworden? Hier liegt die Tragik in den scheinbar so untragischen Schicksalen Hamsuns und gleichzeitig auch das Dramatische an ihnen. Denn dort, wo jede Handlung ein Stück Seele enthüllt, fehlt nur noch ein letzter Mut des Künstlers — auf sich selbst zu verzichten — zum Drama.

Seine Dramen sind fast unbekannt. Das ungeheuer Neue an ihnen lebt an unserer Zeit vorbei. Denn unsere Zeit ist gerade noch reif genug, die dünne Luft Ibsens einzuatmen, die aus jedem Symbol eine Handlung macht. Sie versagt aber vor Hamsuns „Spiel des Lebens", das, in luftleerem Raume gespielt, jede Handlung in das Innere der Seele verlegt und in dem trotzdem noch so viel geschieht, daß dem fühlenden Zuschauer der Atem stockt, wenn das Spiel des Lebens verloren geht.

II.

Es gibt ein Tragikum des untragischen Menschen: Mensch zu sein und leben zu müssen. Denn der untragische Mensch ist der Mensch, der unbehelligt durch die Zeiten schreitet, und das Leben so erlebt, wie es die Welt bietet, ohne eine Absicht dabei zu haben. Die Tragödie des untragischen Menschen aber ist jenes sogenannte „dramatische Gedicht", das über Shakespeare's Mikrokosmos zu schweben scheint, das uns der Zauberer Goethe in Faust's Gestalt beschwört, das aus Parsifals stilisiertem Gebahren zur Menschheit sprechen will und das uns verkündet, wie menschlich, allzumenschlich Peer Gynts Schicksale und Abenteuer sein mögen. Aber sie sind es nicht; und gerade dieser Umstand wird Knut Hamsuns „Munken Vendt" den richtigen Platz weisen. Denn dieses Menschheitsdrama des reinen Toren ist jenes dramatische Gedicht, welches wir bisher im „Peer Gynt" zu besitzen

Digitized by Google

vermeinten. Hier wird ein zeitliches Erleben in die Ewigkeit gesteigert; die sonderbaren Wiederholungen, Ereignisse und Hindernisse des Lebens ranken sich um den tragikfosen Träger einer Handlung, in der es keiner symbolischen Beziehung mehr bedarf, um so allgemein menschlich zu werden, daß man das Einzigartige dieses Lebens vergißt. Man weiß nicht, wo das Märchen beginnt; aber man glaubt daran. Man fühlt, daß die Lust am Fabulieren ein Teil jener Lust ist, der wir alle das Leben verdanken. Man weiß, daß dieses Leben, unberechenbar und voller Wunder, sich selbst so bunt gestaltet, daß es die Einförmigkeit des Fluches vergißt, der es an das Dasein kettet. Hamsun nennt es „Spiel des Lebens": aber er kennt den ungeheuren Ernst dieses Spieles. Denn es hat ihm die Bücher „Hunger", „Mysterien" und „Erlebnisse eines Wanderers" vorgespielt und das Erlebnis der Kunst wird wohl für einen Ernst des Lebens zeugen, den die Mittelmäßigkeit zeitgenössischen Literatentum niemals ahnen darf. So ist eine wunderbare Ergriffenheit über den Werken Knut Hamsuns; eine Ergriffenheit, die von einer Gläubigkeit durchleuchtet ist und die sich an der Fülle der Welt beglückt. Das aber ist das höchste Glück, das Glück des Einsamen vor Gott und Welt.

Nirgends teilt sich das Schöpfungsgefühl dem Hörer oder Leser stärker mit, als auf dem Theater. Das Buch erfordert höchste Konzentration, ist ewig neu in seiner veränderlichen Starrheit, die den von tausend Reizen umgebenen Leser beängstigen und verwirren kann. Das Theater aber ist die feste Form einer verbürgten Konvention; sein jeweiliger Stil liegt ebenso in der Zeit, wie etwa die Sprache, die gesprochen wird. Alles ist suggestiv: die Bühne, der Saal, die Menschen, die Dunkelheit, die Billeteure und die Erwartung. Und sollte er auch nicht jenes hohe Glück einsamer Weltliebe vermitteln können, das Hamsuns Bücher durchzieht? Freilich, dieses „Spiel des Lebens" ist kein Spiegel der Welt; aber es ist ja möglich, daß sich ein Publikum zusammenfindet, das sich im Lichte dieser Spiele spiegelt! Ich weiß nicht, ob man versucht hat, Hamsun aufzuführen, die Probleme der Theatralik, die eine Aufführung seiner Werke lösen müßte, würden Lohn sein, der reichlich lohnet; die Liebe zu den Dingen und der Haß der Menschen, das Spiel einer wunderbaren Welt würde aber vielleicht einen Schimmer jenes verlorengegangenen Idols wiederbringen können, das einst von einer ethischen Sendung der Schaubühne träumte. —

III.

„Munken Vendt" und „Spiel des Lebens", von den fünf oder sechs Dramen wohl die überzeugendsten, kühnsten, bedeutendsten, vereinen eine Fülle ungewöhnlicher Ereignisse mit der allereinfachsten Linienführung

Digitized by Google

ihrer Handlungen. Das Ungeheuer „Welt" ist auf ein regelloses Schachbrett gestellt. So kommt die Handlung zu ihrem Recht; denn das Theater ist die Kunstform der Ereignisse. Das ist nun die Ueberlegenheit Hamsuns über Ibsen: bei Hamsun wird gehandelt, wovon bei Ibsen höchstens nur gesprochen wird. Und noch mehr: die sichtbare, hörbare Handlung verhilft der Phantasie des Zuschauers immer noch zur Arbeit die Symbole zu lösen, die ihm das Theater vorenthält. Diese Symbole leben; sie tun mit, greifen ein; während sie bei Ibsen nur das gesprochene Wort illustrieren um es — das Wort! — zu beleben.

So wird auch das neue, ich möchte sagen, erkenntnistheoretische Fatum „Vergangenheit", das Ibsen über sein Drama herrschen läßt, bei Hamsun zu einer bunten, sinnlichen Gegenwart. Die Auflösung des ibsen'schen Vergangenheitsproblems gelingt aber in den zwei Dramen „An des Reiches Pforte" und „Abendröte": das erste ist die Prämisse des zweiten; das zweite aber führt ein Einzelschicksal gewaltig in den Sinn der Welt ein. Es ist das große Tragikum des Alterns, des seiner Zeit verlorenen Mannes. Ein Baumeister Solneß des Geistes, ist der Kampf ums Altern des Helden Ivar Kareno so sehr ins Innere verlegt, daß Alle, die wir heute noch jung sind, den Schauder fühlen müssen, der uns einst von der Jugend des Geistes reißen wird. Und wir vergeben dem Alter, das uns nicht erkennen kann, auf daß auch uns vergeben werde!

IV.

Der untragische Mensch geht an einer Unendlichkeit zu Grunde; Munken Vendt, der Streiter wider Gott, verendet an Gottes Rache, die ihm das Hindernis „Welt" entgegenstellt. Dieses Schicksal ist ganz menschlich: hilflos zwischen Gott und Welt, ein irdischer Prometheus, dem das kleine Erleben des Alltags zur unendlichen Fülle der Welt wird. Und so sind die Helden Hamsuns in ihrer irdischen Tragik: Menschen, die das Große verschweigen und am Kleinen zugrunde gehen. So erst werden sie bedeutend; die konsequente Intensität dieser Gestalten hebt sie hoch über die Rollen empor, die sie im kleinen Erdenspiele zu spielen haben. So sehr sind sie Norweger, daß sich mit ihnen Norwegen zur großen Heimat der Menschheit weitet. Und wir alle erkennen diese Landschaften, diese Menschen, dieser Menschen Sorgen, Freuden, Schicksale, Wünsche, Geheimnisse. Und diese innerlichste Erkenntnis eines tiefen Zusammenklingens scheint mir wiederum eine jener magischen Offenbarungen des Nordlichts zu sein, das unsre Zeit durchstrahlt.

Es ist, als wäre auch Knut Hamsun einer jener Propheten, die unserm alten Leben eine neue Kunst verkünden wollen. Auch sein Wort kommt vom Norden her, wie Swedenborgs mystische Verkündigung von Himmel und

Digitized by Google

Hölle, wie des unerbitterlichen Kierkegaards Lied von Gut und Böse, wie Andersens liebliches Märchen aus Traum und Spiel. Und auch wie Thorwaldsens sanfte Antike in ihrer edlen Reinheit, — und, endlich, wie jenes allergrößte Gewissen, das unsre Zeit durchtobt und unsre Zukunft erst stören wird: August Strindberg . . . .

Hamsun erzählt von Güte und Menschlichkeit; sein Wort ist noch heiß von der Nähe des Erlebens, wir können noch keine Formel finden dafür.

Vorläufig müssen wir nur noch dieses Wortes lauschen . . . .

* * *

Knut Hamsuns Dramen sind wie seine Prosawerke bei Albert Langen in München erschienen.

Europa's Allerseelen 1916

Von Heinrich Hutter

Wer trüge jahrelanges Morden

Wer trüge jahrelanges Morden,
Und fühlt nicht selbst den Todesstreich?
Wir waren jung und waren weich,
Wie sind wir hart und fahl geworden.

Erst Kraft und Leben, hier wie dorten,
Dann Trotz und Tod, blutrot und bleich,
Wohin die Hand ich suchend reich,
— Erstarrte Fäuste allerorten!

Der Blick ist müd vom Zukunftsspähen,
Des Schwertes Zauber ist vorbei,
Wann wird dein lichtes Banner wehen,

Wann bist du, Friede, wieder frei?
Wir wollen wieder Jugend sehen,
Wir wollen, daß es anders sei.

Digitized by Google

Der Frauen Sinn hat sich gewendet

Der Frauen Sinn hat sich gewendet,
Erlöst vom harten Männerwahn:
Nicht Kind um Kind, nicht Zahn um Zahn,
Der Mütter Opfer sind verschwendet.

Ihr Blick ist feucht, nicht mehr verblendet:
Führt diese blutumspülte Bahn
Die Menschheit aufwärts und voran?
Fragt leis ihr Gram und: Wie das endet?

Der Groll des Manns trotzt halbermattet
Und leugnet, daß auch er bereut,
O wie viel Kraft liegt unbestattet,

O wie viel Reiz welkt unbegattet!
Der Frauen Tränen spiegeln heut
Was sich der Mann zu sehen scheut.

Theaterrenaissance

Unser geschlossener Handelsstaat hat keine Parallele im geschlossenen Kulturstaat gefunden. Wir haben die Literatur des Feindes weiter verlegt und gekauft. Gemälde aus der Fremde zu achten oder zu lieben nicht aufgehört. Reinhardt hat die Kriegserklärung Englands mit besonders gepflegten Aufführungen Shakespeares beantwortet. In der königlichen Oper erschienen Carmen neben Aida. Die deutsche Sachlichkeit zeigt in solchen Erscheinungen stillen, hohen Triumph.

Die Kraft zu so leidenschaftsloser Ruhe sucht sie in sich selbst. Sie steigt tiefer in sich hinein als sie es, zu ihrem Schaden, im Frieden getan hat.

In Berlin haben gleich drei Theater mit solcher Selbstbesinnung ihre Tätigkeit begonnen. Das Deutsche Theater mit den „Soldaten" des alten Jakob Michael Reinhold Lenz. Das Lessingtheater mit den beiden „Klingsberg" von Kotzebue. Das Kleine Theater mit Otto Ludwigs „Goldschmied" (aus der Madame de Scudéry).

Das Stück von Lenz ist ein Monstrum. Der Spiegel einer weitläufigen Zeit und eine menschliche Tragödie, zugleich. Zustandsdarstellung und Entwicklungsdrama. Aus der Zeit geboren und in zeitlose Zukunft ragend. Der Kampf der Stände, die aneinander verbluten, indem sie aufeinanderprallen, ist die Perspektive. Das Zugrundegehen eines Bürgermädchens und einer Bürgerfamilie an der Liebschaft eines Adligen ist die Handlung. Zwei Menschen, die einander lieben, gehen unter, weil der Mann nicht die Kraft hat aus den Grenzen seines Standes zur freien Natur zurückzufinden, geben den Stoff — das umgekehrte Motiv der Kabale und Liebe, die Vorbereitung zu Schillers antikem

Digitized by Google

Schicksal, das Menschen zermalmt, weil sie in Mächte hineingezwungen werden, gegen die ihre Kraft versagt. Es ist ein seelischer Aufschrei gegen die Zeit; gegen unfreies Menschentum; gegen Unaufrichtigkeit und Ziellosigkeit von elementarer Gewalt. Man sieht Shakespeare heraufsteigen. Die Zeiten Schillers und der Revolution. Die großen weltumspannenden Formen des germanischen Dramas. Es war nebensächlich: daß Reinhardt Bilder stellte und in Bewegung hielt, die dem schaulustigen Publikum einen Abend lang Genüge taten; daß der alte Dichter Else Heims und Diegelmann (als Tochter und Vater) zur Auswirkung tragisch empfundener Gestalten begeisterte. Die Hauptsache war: der Dichter wurde zur Tragödie in der Tragödie, weil er mit, freilich, ungewöhnlichem Willen Gigantisches versuchte.

Die beiden Klingsberg leben von den Brosamen, die von den Tischen derselben Großen fielen. Aber selbst dieser kleine Wille war sympathisch. Denn er macht ehrlich bei dem ganz kleinen Halt, zu dem er ausreicht. Bei Otto Ludwig erlebte man ein Nachspiel zu Schillers Werk von unharmonischer Gestalt. Der Kampf der Stände ist da schon historisch empfunden; die Psychoanalyse des Helden Konstruktion nach dem Verbrecher aus verlorener Ehe. Auch das redliche Bemühen des Theaters, durch die Darstellung das Werk in das Gebiet rein gefühlter Kunst hinüberzuspielen, mußte versagen.

Aber einen weiteren Schritt zur deutschen Theaterrenaissance hat auch Otto Ludwig machen helfen.

S. H.

Kritik

Dr. Ludwig Thoma schreibt uns: Herr Joachim Friedenthal, Korrespondent des B. T., lebend in München, war unzufrieden mit meinen Einaktern, die am 21. Oktober im Residenztheater zum erstenmale gegeben wurden.

Schön.

Er befand sich im Gegensatze zum Publikum und schickte seinem Blatte einen Bericht, der sogar seinen Reporterrespekt vor den Tatsachen vermissen ließ.

Auch schön.

Das ist nicht bemerkenswert; die Besucher des Residenztheaters brauchen keinen Friedenthal, um sich ihr Urteil zu bilden. Ich brauche erst recht keinen.

Er ist ein Mann, über den in München ähnlich viele und gleich pointierte Anekdoten erzählt werden, wie in Wien über die Witwe Pollak. Dabei gilt er für anständig und für einen eifrigen Korrespondenten, dem auch glücklich vermiedene Straßenbahnunfälle nicht entgehen. Man weiß wohl, daß ihm die Literaturbranche nicht alle Möglichkeiten bietet, die ihm die Textilbranche geboten hätte, und so läßt man ihn lächelnd gewähren, wenn er seine kritische Meinung drucken läßt.

Auch die Witwe Pollak kann zuweilen ihre Ansicht äußern. Allein Herr Friedenthal bemerkte so leichthin und nebenbei, daß ich alljährlich mit einer „Chochotte" auf die Bühne komme, und das hatte anzudeuten, daß ich geschäftliche Interessen über künstlerische stelle, oder dem „Geschmacke des Publikums" entgegenkomme.

Das sollte ein tüchtiger Korrespondent nicht schreiben. Wenn er gewissenhaft genug ist, über jeden erlittenen Knochenbruch Erkundigungen einzuziehen, sollte er sich auch über die Natur eines solchen Vorwurfes Klarheit verschaffen. Das „Publikum" aber, dessen Diener er ist, und dem

Digitized by Google

er doch beinahe göttliche Verehrung weiht, sollte er nicht als geistig unter ihm stehend bezeichnen.

Ich nehme jedoch an, daß Herr Friedenthal den Vorwurf lediglich zur stilistischen Abrundung seines Aufsatzes hin geschrieben hat.

Und aus Gutmütigkeit.

Er verkehrt mit einem Literaturklüngel, dem er einen Gefallen erweisen wollte, und vielleicht hat der Eine und Andere daraus seine Verwegenheit mit einem schmalzigen Lächeln belohnt. Allein, das ließe sich auch auf anständigere Weise verdienen. C'est la verité, wie der alte Pariser Friedenthal zu sagen pflegt.

Die Stillen im Lande

Sie wußten nicht, daß sie im Stillen schürten
Mit ihrer Not den ungeheuren Brand,
Sie wußten nur, daß nach dem Vaterland
Im Vaterlande sie ein Heimweh spürten.

Das brannte fort, bis jäh der Friede schwand,
Bis draußen Stimmen sich und Waffen rührten
In Haß und Zorn, und wilde Schläge führten ...
Nun haftet es wie Blut an ihrer Hand.

Nun stehen sie, die Keinen je befehdet,
Doch stets bereit, ihr Herzblut hinzugeben,
Und fühlen es wie Schuld und Strafgericht.

Daß sie allein den Krieg herbeigebetet,
Daß, was Erfüllung sollte sein und Leben,
Heimsuchung heißt und Schicksal und Verzicht.

F. Reuting

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Der neue polnische Staat

Von Georg Gothein, M. d. R.

Der 5. November 1916 ist ein welthistorischer Tag. Der Tag der Wiedergeburt des seit fast 5/4 Jahrhunderten unterdrückten polnischen Staatswesens. Wohl hatte dies zwischendurch im Großherzogtum Warschau noch einige wenige Jahre ein ephemeres Dasein von Napoleons I Gnaden geführt und von 1815 bis 1830 als russische Satrapie fortexistiert, aber von einer nationalen Selbständigkeit war seit der dritten Teilung Polens nicht mehr die Rede. Es war für Polens Machtentwicklung das Verhängnis gewesen, daß die ursprünglich slawischen Gebiete östlich der Elbe deutsch kolonisiert wurden, daß der deutsche tiefgehende Scharpflug seinen Siegeszug über den polnischen Hackenpflug führte, der nur die wenig fruchtbaren, leichten Böden zu lockern vermochte. Daß mit der höheren Technik von Landwirtschaft und Handwerk des Deutschen zugleich sein freies Städte- und Bauernrecht den Einzug hielt und allmählich auch der hörige polnische Bauer zu dem besseren, wenn auch hinter dem deutschen zurückbleibenden laffitischen Recht eingesetzt wurde, daß er von den deutschen Einwanderern Recht, Sitte und Sprache annahm, daß er germanisiert wurde. Daß durch Erbteilungen alte polnische Lande wie Schlesien dem Königreich Polen schon früh verloren gingen und der polnische Adel und das polnische Reich sich im Osten Eroberungen zu machen suchte: Ostgalizien, Wolhynien, die Ukraine, große Teile Weiß-Rußlands, Wohl glückte das, aber das polnische Element blieb in all diesen Gebieten im Wesentlichen nur eine großgrundbesitzende, herrschende Oberschicht, der es nicht gelang, die altangesessenen nichtpolnischen Stämme zu polonisieren. Das hätte nur der Bauer mit höherer Technik und höherem Recht gekonnt, das konnte der polnische Staroſt, der als Eroberer ins Land gekommen war ebensowenig wie es in Kur- und Livland dem deutschen Adel und den deutschen Hanseaten gelingen konnte, die lettische Bevölkerung zu germanisieren.

Die feierliche Verschmelzung mit Litauen stärkte wohl die militärische Stoßkraft des polnisch-litauischen Staates, aber sie fügte ihm ein neues fremdstämmiges Element hinzu; nur der litauische Adel wurde polonisiert und zu dem nationalen Gegensatz trat in diesem wie in den eroberten Gebieten noch der soziale. Das gab dem polnischen Staatswesen geringen inneren Halt und in den viele Jahrhunderte dauernden Kämpfen mit dem an Zahl und

Digitized by Google

Geschlossenheit überlegenen russischen Erbfeind verlor es ein erobertes Gebiet nach dem andern. Wohl hätte es dem widerstehen können, wenn es im Westen, Süden und Norden einen starken Rückhalt gehabt hätte. Aber das aufstrebende brandenburg-preußische Staatswesen, das Ostpreußen einerseits, Schlesien andererseits besaß, mußte sich notgedrungen konsolidieren, seine unglücklichen, schwer zu verteidigenden Grenzen verbessern. Die Inbesitznahme Westpreußens, das zudem als früheres deutsches Ordensland einen starken deutschen Einschlag hatte, die Posens, wodurch die Entfernung der Hauptstadt Berlin von der Grenze von 125 auf 280 km erweitert wurde, waren daher eine gebieterische Notwendigkeit. Hatte doch auch der siebenjährige Krieg gelehrt, daß das damalige Polen keinen Schutz deutscher Lande gegen russische Einfälle darstellte.

Und doch war die völlige Aufteilung Polens auch vom deutschen Standpunkte aus ein schwerer politischer Fehler. Verstärkte das doch die ohnehin gewaltige Uebermacht Rußlands aufs Höchste, machte es zum unmittelbaren Nachbar Preußens wie Oesterreich-Ungarns, gab die Grundlage zu dem bedrohlichen Traume des Panslawismus, der idealistischen Bemäntelung russischer Eroberungssucht.

Ein so weitblickender Staatsmann wie der Frhr. von Stein, der sonst gewiß nicht russischer Antipathien verdächtig war, hat trotz des Gefühls der Dankbarkeit für die russische Mithilfe an der Befreiung Deutschlands vom französischen Joch, trotz seiner persönlichen Freundschaft mit Alexander I auf dem Wiener Kongreß aufs eindringlichste davor gewarnt, Polen — wenn auch nur durch Personalunion — mit Rußland zu vereinigen. Die ganze Unmöglichkeit der Verbindung eines konstitutionellen, auf westeuropäischer Kultur fußenden, polnischen Staatswesens mit dem autokratischen, asiatischen Rußland, all das Elend, das daraus für Polen erwachsen würde, hat er klar vorausgesagt. Und trauernden Herzens hat er selbst es noch erlebt, wie sich seine trüben Ahnungen verwirklichten. Er hatte ein selbständiges Polen in Anlehnung an Deutschland, das ihm Kultur und Religion vermittelt hatte, gefordert. Es ist Stein'scher Geist, Geist der Freiheitskriege, der jetzt wieder gut macht, was auf dem Wiener Kongreß von Rußland, England, Frankreich und dem Oesterreich eines Metternich an dem unglücklichen Polen gesündigt worden ist.

Man muß Polen kennen, um einigermaßen zu ermessen, was Rußland an ihm gesündigt hat. Wohl konnte sich seine Industrie nach der Einverleibung in das durch gewaltige Zollmauern geschützte, riesige russische Absatzgebiet mächtig entwickeln; aber das war auch der einzige Vorteil. Im übrigen wurde die wirtschaftliche Entwicklung des Landes durch die systematische Vernachlässigung, ja direkte Verhinderung des Ausbaues der Verkehrswege, durch

Digitized by Google

Unterlassung aller Flußkorrektion und Melioration gehemmt. Beides geschah im Landesverteidigungsinteresse. Polen war für Rußland nur Glacis.

Unendlich schlimmer war aber die Unterbindung jeder kulturellen Entwickelung des Landes. Weder in den Städten, geschweige auf dem Lande, wurde eine Selbstverwaltung geduldet. Und wie der russische Tschinownik verwaltet, dafür als Beispiel, daß von den mehr als 100 russischen Stadtgemeinden — 37 % der Bevölkerung des ehemaligen Generalgouvernements Warschau leben in solchen — nur 4 eine Kanalisation, nur 8 eine Wasserleitung besaßen, daß selbst in der über 600,000 Einwohner zählenden Industriestadt Lodz-Pabianice die eine wie die andere fehlte; daß nur 13 Städte Gas- oder elektrische Beleuchtung besitzen, alle anderen auf Petroleum angewiesen sind. Daß es keine öffentliche Armen- und Krankenpflege gab, und Elend und Sterblichkeit darüber ungeheuren Umfang annahmen.

Das Allerschlimmste aber war die Verhinderung der Volksbildung. Für den Volksschulunterricht wurden in Polen aus öffentlichen Mitteln — sage und schreibe: 9 Pfg. auf den Kopf der Bevölkerung aufgewendet und 70 % der Bevölkerung sind Analphabeten; man muß sich fast wundern, daß es nicht noch mehr sind. Dabei lagen die Bildungsverhältnisse bis zur Revolution von 1830 wesentlich günstiger — Von Gymnasien wurden nur wenige russische mit recht minderwertigem Bildungsgang geduldet. Die Hochschulen wurden aufgelöst. Erst der deutschen Verwaltung war es vorbehalten, Universität und technische Hochschulen in Warschau wieder ins Leben zu rufen, einen Volksschulunterricht wenigstens in seinen Anfängen zu organisieren.

Ungeheuer sind die Aufgaben, die das polnische Staatswesen zu lösen hat, und ihre Lösung ist um so schwieriger, als es an geschulten Kräften hierzu fehlt, man wird solche zur Mitarbeit aus Deutschland wie aus Oesterreich heranziehen müssen.

Die Aufgabe wird auch dadurch noch schwieriger, daß Polen — selbst wenn es auf das frühere Generalgouvernement Warschau beschränkt würde, was aus wirtschaftlichen, politischen und militärischen Gründen nicht zu empfehlen ist — keine rein polnische Bevölkerung besitzt, letztere vielmehr nur 73 % der Gesamtbevölkerung ausmacht. Und je weiter man die Grenzen zieht, um so geringer wird der Anteil der Nationalpolen an ihr. Wie eingangs dargelegt, ist der Zerfall Polens nicht zuletzt auf die nationalen und sozialen Gegensätze in den polnischen Eroberungsgebieten zurückzuführen. Soll das neue Staatswesen den notwendigen inneren Halt gewinnen, so wird man von vornherein Vorsorge treffen müssen, daß den nationalen Minderheiten die Pflege ihrer Kulturgüter vor allem in der Schule gesichert wird, und daß Wahlkämpfe der verschiedenen Nationalitäten gegeneinander von vornherein vermieden werden. Wie das erreicht werden könnte, habe ich in früheren Heften des

Digitized by Google

März eingehend dargelegt, insbesondere auch die in Polen so ungemein schwierig liegende Judenfrage erörtert. Gerade in der Frage der Nationalitäten wird es unerläßlich sein, diese Ordnung nicht dem neuen Staatswesen selbständig zu überlassen, sondern sie in der Verfassung zu regeln, die mangels vorhandener gesetzgebender Körperschaften zunächst oktroyiert werden muß. Man wird aber gut tun, die Rechte der nationalen Minderheiten als unveräußerliche Menschenrechte unverrückbar festzulegen und sie nach amerikanischem Vorbild unter den Schutz eines höchsten Gerichtshofs zu stellen. Als solcher habe ich schon früher den Haager Schiedsgerichtshof empfohlen, bei welchem die einzelnen Nationsgemeinschaften gegen Verletzung ihrer verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte klagen könnten. Das würde wirkungsvoller sein, als die Garantieverpflichtung dritter Mächte, wie sie beispielsweise die europäischen Großmächte hinsichtlich der Rechte der Juden in Rumänien übernommen hatten und die wirkungslos wurde, weil bei dem Gegensatz der Mächtegruppen sich jede hütete, ihrer Verpflichtung nachzukommen und sich damit die Feindschaft Rumäniens zuzuziehen. Auch hat es für jedes selbständige Staatswesen etwas Bedrückendes, durch fremde Staatswesen zur Erfüllung von den eigenen Staatsangehörigen gegenüber übernommenen Verpflichtungen gemahnt zu werden. Das entfällt, wo ein unparteiischer Gerichtshof Recht zu sprechen hat.

Daß bei genügendem Ausmaß der Freiheit, bei der Sicherung ihre Rechte die verschiedensten Nationalitäten mit Liebe und Treue zum gemeinsamen Vaterland erfüllt werden, dafür ist der schlagendste Beweis die Schweiz. Auch dort hat es in früheren Jahrhunderten die erbittertsten Kämpfe zwischen den einzelnen Nationalitäten gegeben, und sie sind glücklich überwunden worden.

Die Proklamation der beiden Kaiser hat die Grenzen und die näheren Verfassungsbestimmungen für das neue Staatswesen offen gelassen, sich über das zukünftige Schicksal Litauens und Kurlands begreiflicherweise ausgeschwiegen. Für Deutschland aber hat die Grenzfrage ebenso wie die der militärischen Orientierung Polens das größte Interesse. Wir wollen gern und willig Polen und den sonstigen westslawischen Völkern, ebenso wie den unter ihnen wohnenden Deutschen und Juden die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht geben, aber wir müssen gleichzeitig die russische Gefahr so weit als irgend möglich bannen, müssen dafür sorgen, daß die von uns vom russischen Joch befreiten Völker nicht bei einem etwaigen erneuten kriegerischen Konflikt die Waffen gegen uns kehren.

Die Bevölkerung Rußlands vor dem Kriege wurde auf 176 Millionen geschätzt; die Deutschlands auf 68, die Oesterreich-Ungarns 53 Millionen. Beide zusammen blieben also um rund 45 Millionen hinter Rußland zurück; das Verhältnis verschob sich bei dem starken Geburtenüberschuß von Jahr zu Jahr

Digitized by Google

mehr zu Gunsten Rußlands. Wenn die zirka 12 Millionen, die in Kongreßpolen wohnen, auf die Seite Mitteleuropas treten, so bessert sich für uns das Kräfteverhältnis um 24 Millionen; kommen in Litauen und Kurland noch weitere 4—5 Millionen dazu, so um 32 Millionen; dann ist die zahlenmäßige Ueberlegenheit des russischen Kolosses keine erschreckende mehr, sie dürfte auch für die Zukunft durch die natürlichen und Verkehrsverhältnisse Mitteleuropas ausgeglichen sein.

Aber auch nur dann: denn Polen auf russischer Seite bedeutet eine ständige Bedrohung Deutschlands wie Oesterreich-Ungarns. Indem es wie ein Keil zwischen Ost- und Westpreußen einerseits, Oberschlesien und Galizien andererseits vorspringt, ist es eine für beide Reiche stets drohende russische Angriffsstellung. Das um so mehr, als unsere wie die galizischen Grenzen fast nirgends natürliche Verteidigungsstellungen gewähren, im Gegenteil fast durchweg völlig offen sind. Wenn Rußland im jetzigen Krieg diesen Vorteil nicht ausgenutzt hat, so deshalb, weil es sein Bahn- und Wegenetz westlich der Weichsel nicht ausgebaut hatte, einen Fehler, den es in einem etwaigen neuen Krieg nicht wiederholen würde. Wie nahe war es in diesem Krieg, daß Oberschlesien mit seiner gewaltigen Bergwerks- und Hüttenindustrie in russische Hände fiel! Und wenn das auch für wenige Tage geschah, so hätten diese doch genügt, um sie so zu zerstören, daß sie erst nach Jahren wieder produktionsfähig geworden wären. Wie aber hätten wir in Kohlen, Eisen, Waffen und Munition ohne die Leistungen der oberschlesischen Industrie durchhalten, wie den Bedarf unserer Verbündeten daran decken sollen! Mitteleuropa braucht eine andere Grenze gegen Rußland, nicht eine, die ihm den Angriff, sondern eine, die ihm die Verteidigung erleichtert, die, da sie auch für Rußland eine weit bessere Defensivgrenze schaffen würde, dem europäischen Frieden zu dienen berufen ist.

Polens Interessen decken sich hier mit denen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Seine Selbständigkeit kann es nur in Anlehnung an diese wahren. Nicht Frankreich und England haben trotz vieler tönender Worte und Sympatieerklärungen sie ihm erringen können; das vermochten nur die großen Staatswesen Mitteleuropas und nur sie können sie ihm bewahren. Allein ist Polen mit seiner gegen Rußland verschwindenden Einwohnerzahl dazu ganz außer Stande. Es muß seine militärische Kraft in den Dienst Mitteleuropas stellen, von dem es ein Teil ist. Polen soll mit Recht seine eigene Armee haben, aber es muß durch eine Militärkonvention — vielleicht in der Form, wie sie von 1866 bis 1871 zwischen Bayern und dem norddeutschen Bunde bestanden — die Sicherheit gegeben sein, daß sie im Kriegsfall auf Seiten Deutschlands und Oesterreich-Ungarns steht.

Ist nicht aber zu befürchten, daß ein selbständiges Polen der Herd irridentistischer Bestrebungen für die preußischen und galizischen Polen wird? Nun

Digitized by Google

neben den Reichsdeutschen gibt es Deutsche in Oesterreich, in Ungarn, in der Schweiz, in Polen, in den russischen Ostseeprovinzen usw. Das große deutsche Reich trägt das ruhig und hat es stets abgelehnt, irgend welche Bestrebungen zu unterstützen, welche auf deren Vereinigung mit Deutschland hinzielten. Ja Bismarck hat Deutsch-Oesterreicher, die so etwas wollten, deutlich an ihre Pflichten gemahnt. Und Polen kann großpolnische Bestrestrebungen um so weniger unterstützen, je weniger es selbst ein reinpolnisches Land ist, je mehr die Auslandspolen untermischt mit andern Nationalitäten d. h. bei uns mit Deutschen wohnen. Freilich ist es dazu nötig, energisch mit der preußischen Polenpolitik zu brechen, die teils aus mißverstandenem deutsch-nationalistischen Interesse, teils aus Rücksicht auf Rußland gemacht wurde, mit dem man durchaus im Frieden leben wollte. Das hat sich trotz aller Liebesmüh als unmöglich erwiesen und nach der Selbständigkeitserklärung Polens verlangt unsere Polenpolitik eine andere Orientierung Dieser Krieg, in dem die preußischen Polen Gut und Blut für das gemeinsame Vaterland mit geopfert haben, muß uns auch den inneren Frieden mit ihnen und die Sicherheit vor der russischen Gefahr bringen.

Amerikas chemische Industie und der Krieg

Von Julius Luebeck, München

Aus der Reihe der kriegswirtschaftlichen Untersuchungen aus dem Institute für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel ist vor kurzem das 7. Heft erschienen, das Beiträge zur Lage der chemischen, insbesondere der Farbstoffindustrie in den Vereinigten Staaten von Amerika enthält, die Johannes Pfitzner, Privatdozent an der Universität Giessen, zurzeit Kiel, zusammengestellt und übersetzt hat. (Gustav Fischer, Jena 1916. Preis M. 1.60.) Fürwahr eine Menge hochinteressantes Material über die Bestrebungen der Amerikaner, während des Krieges eine eigene Farbstoffindustrie zu gründen und die deutsche Farbstoffindustrie, die bisher den amerikanischen Markt, wie auch die übrigen Weltmärkte beherrschten, aus ihrem Lande zu verdrängen, ja sogar den Wettbewerb mit ihr auch auf den ausländischen Märkten aufzunehmen.

Indes wir erfahren zugleich aus dem Bericht des Regierungssachverständigen und Farbstoffspezialisten des Handelsdepartements Thomas H. Norton, den der Handelssekretär unter dem 20. Februar dem amerikanischen Senat unterbreitet hat, daß die Mehrzahl der Koksanlagen in den Vereinigten

Digitized by Google

Staaten noch mit Bienenkorböfen ausgestattet sind, die alles Gas, Ammoniak und Teer unverwendet lassen. Moderne Retortenöfen mit Kondensationsanlagen gibt es nur wenige, anders in Europa und namentlich in Deutschland, wo fast alle Nebenprodukte erhalten bleiben. 1913 gab es in den Vereinigten Staaten 102650 Koksöfen; unter ihnen waren nur 5688 Retortenöfen. 30485 alte Oefen, oder 31,4 Prozent, waren während des ganzen Jahres unbeschäftigt, Dementsprechend die Ausführungen des Commerce Reports vom 22. September 1915 zur ersten Nationalausstellung chemischer Industrien in New-York: Der Besucher der Ausstellung wird sehen, daß wir Nebenprodukte der Kohlendestillation im Werte von 100 Millionen Dollars ungenützt lassen, während wir 10 Millionen Dollars jährlich nach Deutschland zum Ankaufe der verschiedenen Farben senden, die für unsere Textil- und andere verwandten Industrien erforderlich sind. Er wird erfahren, daß Berge von Sägemehl sich in unseren Sägemühlen des Nordwestens anhäufen, während wir jährlich von Deutschland Oxalsäure im Werte von 400000 Dollars einführen, welche wir so leicht aus dem ungenützten Sägemehl gewinnen könnten.

Weiter entnehmen wir dem recht verdienstlich zusammengestellten Material, wie sehr der beratende Chemiker J. Merrit Matthews in der Sitzung Society of Chemical Industry vom 22. Oktober 1915 mit den jüngsten Ankündigungen von Erfindungen abgerechnet hat. In einer Rede, „die allgemeine Meinung über die Farbstofflage" stellte er (entsprechend dem Newyork Journal of Commerce vom 23. Oktober 1915), fest, daß eine Flut wissenschaftlichen Unsinns über das Land hereingebrochen sei, anläßlich der Bestrebungen, dem Farbstoffmangel abzuhelfen. Als Beispiele der hinsichtlich der Farbstoffe vorherrschenden Unwissenheit erwähnte er die Erfindung von Preißelbeerenrot, die einem Erfinder in Neu-England zugeschrieben wird, der bemerkt habe, daß die Beeren die Hände färben und die als Osageorangefarbe bekannte Farbe, die weit und breit von der Regierung angekündigt worden ist. Der Chemiker hat sich lange an das Mißverstehen chemischer Dinge durch Laien gewöhnt, aber in der Fabstoffpropaganda beschränken sich diese Mißverständnisse nicht auf den Laien, sondern scheinen sich auch innerhalb des Berufes selber auszudehnen. Es ist eine seltene Ausnahme, einen Textilindustriellen zu finden, der, wenn er auch noch so sehr an der Farbstofffrage interessiert ist, vollständig mit der Natur des Farbstoffproblems vertraut ist, selbst in der einfachsten Form. Neue, für die Produktion von Farben, sei es aus neuerdachten Rohmaterialien oder mittels geheimnisvoller Prozesse, vorgeschlagene Methoden müssen im allgemeinen als sinnlose Ausgeburten unwissender Ignoranten oder als Schwindeleien betrachtet werden." Und die Newyorker Staatszeitung berichtet am 31. Oktober 1915 über die deutschen Teerfarbstoffe:

Digitized by Google

„Es wird jetzt tatsächlich unglaubliches hervorgebracht in der Herstellung neuer Farbstoffe, aber weniger in der ehrlichen Absicht, eine leistungsfähige, daurnde Farbstofferzeugung zu gründen, als schnell enorme Profite zu schaffen. So wie die Sachlage jetzt ist, ist jedes Pfund der guten deutschen Farbstoffe mit dem vierfachen Preisaufschlag noch sehr billig. Jedenfalls wird die heutige amerikanische Farbstoffindustrie der künftigen Wiedereinfuhr deutscher Produkte, und sei der Schutzzoll noch so hoch, keinen Abbruch tun."

Wie aber steht es mit der Behauptung des anfangs genannten Farbstoffspezialisten des Handelsdepartements Thomas H. Norton, daß in den Vereinigten Staaten jetzt 15 000 Tonnen Farben hergestellt würden, d. h. etwa die Hälfte der Konsumtion in diesem Lande vor dem Kriege? Dieser Behauptung von Th. H. Norton wird in einem Bericht von J. Merritt Matthews aufs entschiedenste widersprochen, einem Berichte, den dieser als chemischer Sachverständiger der Textilindustrien einem Briefe an den Handelssekretär Redfield beigefügt hat und der von allen durch die Farbstoffknappheit berührten Industrien unterzeichnet ist. Matthews schließt aus seinen Nachforschungen, daß nur 6500 Tonnen in den Vereinigten Staaten hergestellt würden und daß dieser Betrag aus einigen wenigen, meist schwarzen Farben zusammengesetzt sei. „Fast alle Fabrikanten von Kohlenteerprodukten," so heißt es in dem Bericht von Matthews laut Newyorker Commercial vom 11. Februar 1916, stimmen mit uns überein, daß Nortons Angaben sehr stark übertrieben sind. Matthews sandte ein Rundschreiben an etwa 30 Gesellschaften im Lande, von denen berichtet worden ist, daß sie Farbstoffe herstellen. Aus den Antworten ergab sich, daß offenbar 3 Gesellschaften gegenwärtig damit beschäftigt sind. „Eine Anzahl der in Nortons Aufsatz erwähnten Gesellschaften scheinen keinerlei Farbstoffe hergestellt zu haben, schreibt Matthews. „Es war sogar unmöglich, über die Tätigkeit der meisten dieser Gesellschaften irgendwelche Auskunft zu erhalten. Man gewinnt dadurch den Eindruck, daß sie nur auf dem Papier stehen.

Allerdings, was den Hauptfaktor bei der Förderung des frühen Beginns der deutschen chemischen Industrie und ihrer bemerkenswert schnellen und harmonischen Entwicklung anbetrifft, so hat Thomas H. Norton an den Handelssekretär sehr treffend berichtet: „Der Hauptfaktor war der deutsche wissenschaftliche Forschungsgeist und die staunenswerte Ausstattung zur Erleichterung der Betätigung dieses Geistes, größtenteils auf Staatskosten. In Deutschland erkannten die Industriellen, Kapitalisten und Regierungsbeamten frühzeitig die schaffende Macht und die Gewinnaussichten einer gut organisierten,

Digitized by Google

industriellen wissenschaftlichen Forschung. Jeder bedeutende Fortschritt in der Entwicklung der Kohlenteerindustrie in den Vereinigten Staaten hängt von der Kenntnis dieser Tatsachen ab, denn keine Industrie ist so eng mit der wissenschaftlichen Forschung verknüpft. Mit vollem Recht hob Norton noch weiter hervor: Die mangelhafte Entwicklung der amerikanischen Kohlenteerindustrie erklärt sich aus der Vorherrschaft Deutschlands auf diesem Gebiete. Von der deutschen Farbstoffindustrie hängen aber nicht bloß die Vereinigten Staaten sondern die ganze Welt ab, selbst Großbritanien und Frankreich. Im Jahre 1913 erreichte der Gesamtverbrauch der Welt an Farbstoffen einen Wert von 92 Millionen Dollar. Davon deckte Deutschland allein 74 Prozent und außerdem von dem Rest über die Hälfte des zur Herstellung erforderlichen Materials. In nennenswerter Weise ist bloß noch die Schweiz Farbstofflieferant für den Weltmarkt, hängt aber hinsichtlich der Rohprodukte und Halbfabrikate vollkommen von Deutschland ab. Die beherrschende Stellung Deutschlands ist so ausgeprägt, daß die Emanzipationsversuche anderer Länder bisher fast ohne Erfolg geblieben sind. Die deutschen Farbenfabriken stellen sämtliche 300 Zwischenprodukte selbst her, die für die deutsche Farbenindustrie erforderlich sind, und ebenso einen großen Teil der von der ausländischen Farbenindustrie verwendeten. Dies beruht auf dem Erfindungsgeist der deutschen Chemiker, verbunden mit technischer Geschicklichkeit und kühner geschäftlicher Verwertung und findet in der Geschichte aller Industriezweige kaum ein Gegenstück. Die 21 deutschen Farbenfabriken haben ein Nominalkapital von 36,7 Millionen Dollar mit einer durchschnittlichen Dividende von 22 Prozent; sie bilden die einträglichste Industrie in Deutschland.

So ist es denn bei der überragenden Bedeutung, welche die deutsche Farbstoffindustrie für die deutsche Volkswirtschaft und auf dem Weltmarkte hat, sehr zu begrüßen, daß Johannes Pfitzner schon während des Krieges eine Fülle von recht wertvollem Material zur Lage der chemischen Industrie Amerikas zusammengestellt hat. Seine Beiträge bieten nicht nur den Farbstoffproduzenten, sondern allen volkswirtschaftlich und politisch interessierten Kreisen unentbehrliche Informationen, wenn sie sich mit der voraussichtlichen Stellung Deutschlands auf dem Weltmarkte nach dem Kriege beschäftigen.

Digitized by Google

Der Philosoph

Von Alfred Manns, Bremen

s war zur Konventszeit.

Vor dem Fenster eines unscheinbaren, alten Pariser Renaissance-Hauses stand ein Mann mittleren Alters. In seinen Augen lag ein schwärmerischer Ausdruck, doch war es unschwer zu erkennen, daß dieser Mann gewohnt war, seine Gefühle dem unterzuordnen, was er für vernünftig und richtig hielt.

Er hatte aufmerksam auf einen kleinen Vogelkäfig geblickt, in dem ein Stieglitz schwerfällig herumhupfte. Offenbar hatte sich das Tierchen ein Bein gebrochen. In den Zügen des Mannes spiegelte sich Mitleid. „Was nun tun? Das kleine muntere Kerlchen töten? Oder genügt es, ihm das Bein abzunehmen? Oder — halt — man könnt's ja mal mit einer kleinen Schiene versuchen."

Einem der zahlreichen Blumenstöcke auf dem Fensterbrette entnahm der Mann ein Stäbchen, das er zu teilen und zuzuschnitzen begann, als plötzlich auf der Straße ein Tumult entstand. Nicht eben übermäßig laut war der Lärm, denn man war es ja in Paris gewohnt, den beladenen Scharfrichterkarren zu sehen.

Vorsichtig, um keine der Blüten zu beschädigen, öffnete der in seiner Beschäftigung Gestörte das Fenster und sah hinaus. Er tat das instinktiv, denn auch für ihn bot das Schauspiel nichts neues, und er war ein Philosoph.

Auf dem Wagen saß ein alter Mann und neben ihm ein junges Mädchen. Auch das war etwas alltägliches. Der Mensch gewöhnt sich an die Schrecknisse des Schlachtfeldes, er gewöhnt sich auch an die ihm täglich vor Augen tretenden Qualen der menschlichen Seele. „Was geht's mich an? Ich habe mir

Digitized by Google

heute einen Feiertag genommen. Mag draußen vorgehen was will." —

Gleichgültig wollte er das Fenster wieder schließen, da fiel sein Blick von dem Henkerkarren auf das Stieglitzhäuschen. Ein Schatten huschte über sein Gesicht, er grub die Zähne in die Unterlippe und schüttelte den Kopf. Etwas wie Zweifel zuckte durch seine Mienen, die indessen gleich darauf ihren schwärmerischen Ausdruck wieder annahmen. Leicht ungeduldig stampfte er mit dem Fuße auf.

„Ferien hab' ich, Ferien", damit öffnete er den kleinen Käfig, ergriff das Vögelchen mit einer Behutsamkeit, die etwas Rührendes hatte, schiente er die Bruchstelle am Beine des Tieres, worauf er es wieder in den Käfig setzte. Er zog sich dann einen Stuhl heran, ließ sich darauf nieder, legte das Kinn in die rechte Hand und beobachtete wohl eine Viertelstunde lang teilnehmend den trübselig auf seiner Stange hockenden Vogel. Er ließ sich hierin auch nicht durch den Lärm des Pöbels stören, welcher eine weitere Fuhre Gefangener zum Meister von Paris geleitete. Ebenso überhörte er das Oeffnen der Tür und den Eintritt eines jungen Mädchens, das trotz aller Lieblichkeit und anscheinender Intelligenz dem niederen Bürgerstande anzugehörn schien. In ihrem Wesen und Gebaren lag eine angstvolle Zwiespältigkeit, welche nur wenig gemildert wurde durch einen Zug namenloser Hingebung, der aus ihren Augen strahlte, als sie den Sitzenden gewahrte. Leise schlich sie näher und legte dem Manne zärtlich ihren weißen Arm um den Nacken. Der Tierfreund, der bei der Berührung nervös zusammenzuckte, zog das Mädchen auf den Schoß und drückte es zärtlich an sich.

„Meine Lenore" — sie schmiegte den Kopf an seine Wange und beide betrachteten gemeinsam das verletzte Tierchen. Plötzlich gewahrte sie die Schiene. „Das hast Du — —, Du Guter," fast schrie sie es in einem Uebermaße des Glückes, das durch die Geringfügigkeit der Ursache nicht berechtigt erschien. Aber-

Digitized by Google

mals wollte er sie an sich ziehen, aber sie war aufgesprungen, beide Hände preßte sie gegen die Schläfen. —

„Das bist Du, ja, ja, ich wußte es — ich bin ja so glücklich."

Der Mann erhob sich ebenfalls; ein bitterer Zug spielte um seinen Mund — „So, so, jetzt verstehst Du mich, jetzt erst, alle die Stunden stillen Glücks sind nichts gewesen? Aus einem selbstverständlichen Akt der Liebe zu einem hilflosen Geschöpfe glaubst Du mein Wesen zu erkennen, nichts galt Dir meine Aufopferung für die mit Füßen getretenen Gesetze von Recht und Tugend, die ich mit größter Gefahr für das eigene Leben . . ." Er vermochte nicht zu enden, denn Lenore warf sich ihm in wilder Verzweiflung an die Brust. „Ich wußte es, Liebster, ich weiß es, aber sieh, ich bin ein einfaches Bürgermädchen, verstehe nichts von den blutigen Händeln der Welt — selbst wenn Du mich fragst, ich weiß es nicht — wer ist im Recht, die Guillotine — Männer oder die Verfolgten? Sieh mich nicht so fürchterlich an, Geliebter. Ich bin ein dummes Ding, habe in qualvollen Nächten mein Gehirn zermartert und wie ein wüstes Räderwerk wälzten sich darin die Reden des Vaters, die von den wollüstigen, volkaussaugenden Ludwigen erzählten. Ja, ja, Liebster, bestimmt, es ist schlimm gewesen, aber andererseits wußte Vetter Antoine von so viel Opfern der Jakobiner zu berichten. Es waren eine Menge darunter, die ihr blutiges Schicksal hundertfach verdient hatten, aber auch eine große Zahl der edelsten Männer, die sich je Franzosen nannten." Ein Schluchzen ging durch des Mädchens Körper — „Vetter Antoine ist jetzt auch dabei."

Langsam hatte der Mann seinen Arm um Lenore gelegt, hoffnungslos und unter Tränen blickte sie zu ihm empor. — „Liebster, ich weiß es ja nicht mehr, was ist Gerechtigkeit, was ist Mord, ich weiß nur eins: über dem allen steht das Gefühl meiner Liebe zu Dir — ihr allein muß ich leben, wenn auch in Verzweiflung. Ich liebe Dich, weil Du Du bist, weil Du mir gehörst, wenn ich auch die Augen schließen muß vor den Gefahren,

Digitized by Google

in die Du Dich begibst. Jeder Schritt auf Deiner Bahn macht mich zittern und ich segne jeden freundlichen Zug Deiner Seele — der sich meinen Augen bietet, und mir die quälende Angst lindert."

Da küßte er sie — „Meine kleine Lenore, ich habe davon geträumt, Dich mir zu Seite als Mitfechterin im Kampfe gegen die gemeinen Instinkte zu sehen. Der Traum bleibt unerfüllt, aber —" und er küßte sie wiederum — „wenn wir dereinst das Fest siegender Tugend feiern, so wirst Du eine seiner Königinnen sein, wenn Du auch den Preis der Tapferkeit unter den Frauen nicht erhalten wirst. Wer weiß auch" — fügte er flüsternd hinzu — „ob sich die zielbewußte Tapferkeit, die nicht nach rechts, nicht nach links sieht — nicht sehen darf — jemals ganz mit der Tugend vereinbaren läßt?"

Eine Weile herrschte Schweigen im Raume.

„Ich kann Deinen Gedanken nicht folgen und darf's auch nicht, will ich mein bißchen Verstand behalten. Ich will nicht denken, ich will nicht urteilen, ich will nur lieben, Dich lieben".

Er preßte das Mädchen fest an sich. Wieder entstand eine Pause, die durch den unregelmäßigen Schritt draußen marschierender Bürgergarden unterbrochen wurde.

Lenore zuckte zusammen. „Ich kann das Grauen nicht unterdrücken, die Angst krallt mir das Herz zusammen, sobald ich diese Schritte höre. Liebster, wenn sie zu Dir kämen, zu Dir . . ."

Sie grub ihre Nägel in seine Schultern und sah ihn mit entsetzenstarren Augen an. Sanft nahm er ihre zitternden Hände in die seinen und während seine Blicke abwärts irrten, bildete sich auf seiner Stirn eine tiefe, senkrechte Falte und seine Mundwinkel zogen sich nach unten.

„Wie ich ihn hasse, diesen vertierten Pöbel schrie er, der das in Strömen vergossene Blut um seiner selbst willen liebt, mitsamt seiner Horde von Anführern, von denen wenige besser sind, als die dumme Masse".

Digitized by Google

Lenore sah den Geliebten ihres Herzens erschrocken, verwundert an. Er war so selten heftig. Doch dieser hatte sich durch die eigenen Worte in einen Zustand der Extase versetzt.

„Der letzte Kampf, der Kampf gegen die Bestie, wird der fürchterlichste sein. Mancher wird verzagen, mancher wird fallen, viele werden sich zurückziehen; wehe ihnen, sie trifft der Fluch aller Zeiten. Das vergossene Blut kommt über sie. Aber einige werden aushalten. Sie werden den Sieg schauen".

Der Mann erhob sich und streckte mit einer Geberde, die trotz aller Impulsivität nicht ganz frei von Pose war, beide Hände gegen die Decke. „Und ich werde unter ihnen sein".

Mit großen Schritten durchmaß der Erregte das Zimmer.

„Das Ziel, das wir erstreben, ist herlich und rein, aber —" und er ballte die Fäuste, „der Weg dahin muß mit gebundenen Augen begangen werden, offen wo es sein kann, heimlich und bei Nacht, ja durch Ströme von Blut, wenn es sein muß. Tod allem Halben, Tod allem Lauen, die Tugend braucht ganze Kräfte, ganze Männer".

Lenore hatte verschüchtert in einer Ecke der Ruhebank gesessen. Als der Geliebte schwieg, schüttelte sie mit einer hoffnungslosen Gebärde den Kopf.

„Du stehst allein. Nicht einen wirst Du zur Seite haben. Hörst Du draußen das Volk, das im Blutrausche rasend gewordene? Kann das ein einzelner bekämpfen? Könntest Du zurück, ach könntest Du. Schon viele edle Leute, so erzählte mir der Vetter, haben dem Volke das Glück geben wollen, aber nie war es das richtige. Glaubst Du wirklich, diese Aufgabe lösen zu können, Du, dessen Gedanken sich in Weltenferne von anderen Menschen bewegen?

Er schien ihre Worte nicht gehört zu haben. Er stand wie verzückt da.

Da erhob auch sie sich. Müden Schrittes ging sie auf ihn zu, legte ihren Kopf an seine Schulter und streichelte leise seine Backen.

Digitized by Google

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, küßte sie und schritt mit ihr zum Fenster.

„Es wird Abend, Liebste, wir müssen die Blumen begießen". Mechanisch griff Lenore nach der kleinen Gießkanne, die neben dem Käfig stand, doch sie erfaßte das Gefäß nicht. Aufmerksam blickte sie in das Vogelkästchen, und stieß einen leisen Schrei aus, worauf sie das Türchen zurückschob und hineingriff. Als sie die Hand öffnete, lag der tote Stieglitz darin. Wange an Wange betrachteten beide den kleinen Leichnam, wie zwei Kinder, beide in aufrichtiger Trauer. Dann drehte Lenore das tote Tierchen plötzlich herum und zeigte auf eine Stelle an dem kleinen Körper. Sie sah den Geliebten groß an. „Du hattest es gut gemeint, aber die spitze Schiene hat das kleine Herz durchstoßen. Sieh hier". Einen Augenblick schaute er gedankenvoll. Ein unruhiger Zug huschte über seine Mienen. Er wollte etwas erwidern, als unmittelbar unter dem Fenster das Rasseln der Trommeln ertönte. Lenore wurde totenbleich. Der Mann dagegen legte entschlossen das Tier auf den Tisch und wandte sich der Tür zu. Man sah, wie jeder Muskel sich in ihm straffte. Auf der Treppe wurden dröhnende Schritte hörbar und gleich darauf stand ein Offizier der Bürgergarde mit 2 Gardisten im Zimmer. Er hielt ein Papier in der Hand, das er entfaltete.

„Ich habe hier das Todesurteil gegen den Marquis von Artois."

Der Bewohner des Zimmers biß die Zähne aufeinander, nahm das Papier und tat einen Schritt zum Tisch. Der bärtige Offizier berührte seinen Arm. „Bürger", sagte er, „man war für Milde im Convent, und wenn Ihr — —" Lenore war am Fenster in die Knie gesunken, bittend hob sie die Hände. In dem Gesichte des Mannes spiegelte sich eine furchtbare seelische Erregung.

„Geh hinaus Lore".

Wankenden Schrittes gehorchte das Mädchen.

Als sie draußen war, ergriff der Mann entschlossen eine Feder, tunkte ein und schrieb gegen seine Gewohnheit diesmal seinen vollen Namen unter die Akte.

Digitized by Google

Maximilian Marie Isidor Robespierre.

Mitleidig sah der riesige Gardist auf den gefürchteten Namen. „Es ist ein junges Blut und nicht sehr schuldig, wie es scheint. Die Ansicht des Convents war geteilt. Ihr wolltet ja heute nichts von Geschäften wissen. Aber in diesem Falle dachte der Convent — —"

„Schon gut, Offizier", unterbrach ihn Lenores Liebhaber, „aber keine Milde. Auf dem Wege zur höchsten Tugend müssen vorerst schmarotzende Pflanzen und alles Unkraut mitleidslos ausgerissen werden". —

Abend im Herbst

Mit mildem Lächeln neigt sich der schöne Abend,
holder Wunder voll, über die grüne Erde:

Schwalben winden Guirlanden vor dem frühen Mond,
und Mücken tanzen der sinkenden Sonne nach.

Alle Büsche hüten süße Heimlichkeiten
und in den Wäldern läuten goldene Glocken den Herbst ein.

Der Dämmerung entschweben gütige Träume;
ihre weißen Flügelsäume graben silberne Spuren ins Dunkel.

Weit über die Felder hin singen sanfte segnende Stimmen
der Geduld und Demut der Hände
ein heiliges frommes Lied.

In der Stille und unter den Sternen des Abends führen alle Wege,
von Seligkeit überblüht,
zu Heimkehr und Gott.

Emil Wiedmer

Digitized by Google

Demosthenes und der Weltkrieg.

Der freundliche Leser erschreckt nicht: — der Schreiber dieses gehört nicht zu denjenigen, welche, sei es aus eigener Betriebsamkeit, sei es (wenn sie z. B. im öffentlichen Schuldienste stehen) infolge „Höherer Einladung" sich bemühen, noch irgend eine ältere oder neuere Lebenserscheinung aufzuspüren, die „in Beziehung zum Weltkriege gesetzt" werden können. (Ein Verfahren, das, nebenbei bemerkt, an das gewisser Geschäftsleute erinnert, welche den schönen Idealismus und die Begeisterung des Volkes als Vorspann für ihren Reklame-Schimmel benutzen und uns „Helden-Ruhekissen", „Kriegergräber als Photographieständer" und dergl. anbieten). — Nein, der Verfasser erinnert sich vielmehr mit Wehmut der Zeit, da er seine Lehrer Ansichten über Demosthenes vortragen hörte, in denen sie sich mit der übereinstimmenden Auffassung des ganzen Altertums und aller seither verflossenen Jahrhunderte begegneten. Diese altmodischen Leute stellten uns den Demosthenes nicht bloß in formaler Beziehung als den größten Redner aller Zeiten hin, sie fanden es auch vom rein menschlichen und geschichtsphilosophischem Standpunkt aus betrachtet für höchst bewundernswert, wie dieser eine Mann mit der ganzen Kraft seiner Seele, mit der Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit seine in Wirklichkeit entarteten Mitbürger immer wieder — und leider fast immer wieder vergeblich, weil zu spät Gehör findend — zum mannhaften Widerstand gegen den Vernichter ihrer politischen Selbständigkeit aufzustacheln sich bemüht, wie er sie beschwört, ihrer großen Vergangenheit würdig zu handeln, solange es noch Zeit sei usw. — Und wer auch nicht die Muße hatte, in alle Feinheiten dieses politischen Schachspiels einzudringen und wer vielleicht aus sprachlichen Gründen nicht ganz im stande war, das Feuer dieser hinreißenden Beredsamkeit voll auf sich wirken zu lassen, der empfand doch wenigstens in tiefster Seele die ungeheure welthistorische Tragik dieses Kampfes und des Gegensatzes, der sich auftat einerseits zwischen dem die Gefahr klar erkennenden und daher rastlos mahnenden, ja sagen wir ruhig: hetzenden politischen Denker und glühenden Patrioten und andererseits zwischen der Schlaffheit seiner herabgekommenen vergnügungssüchtigen Landsleute und der Bestechlichkeit ihrer übrigen politischen Ratgeber und dem mit den verächtlichsten Mitteln — dem rollenden Silber — arbeitenden, ebenso schlauen und zähen wie skrupellosen Landesfeinde.

Nun sollen wir umlernen, nun ist diese „romantische Geschichtslüge" angeblich zertrümmert, ja, sie „muß nach dem Kriege aus dem neuen deutschen Gymnasium verschwinden!"

So will es nämlich Herr Professor Engelbert Drerup, bisher außerhalb engster Fachkreise nur bekannt durch ein mehr an Paradoxen als an wissenschaftlichem Gehalt reiches halbpopuläres Buch über Homer.

Diese Zertrümmerung vollzieht seiner Ansicht nach Herr Drerup in einem eben im Erscheinen begriffenen Buche, das der Verlag (Schöningh in Paderborn) in einem soeben ausgegebenen Prospekt vorsichtig als „ein Kriegsbuch besonderer Art" bezeichnet. Der Tite allein: „Aus einer alten Advokatenrepublik. (Demosthenes und seine Zeit). Mit einem Anhange: Der Krieg als Erwecker literarischer Kunstformen", würde auf das Erzeugnis eines politischen Pamphletisten schließen lassen. Da aber darauf die Angabe folgt: „von Prof. Dr.

Digitized by Google

Engelbert Drerup, ord. öff. Prof. der klass. Philologie und Gymnasialpädagogik (!) in Würzburg", so muß man sich darein finden, wirklich das Buch eines deutschen Gelehrten vor sich zu haben. — Freilich, wer hat nicht mit steigendem Unwillen die Verheerungen verfolgt, welche die Kriegspsychose in den sonst klar und objektiv zu denken gewohnten Köpfen vieler Männer des Gelehrtenstandes angerichtet hat, und welcher Deutsche hat nicht Schmerz darüber empfunden, daß gerade in dem bisher den Ruhm der deutschen Nation bildenden Stande der deutschen Professoren das Kriegsschriftstellern so mancher seiner Mitglieder keineswegs zur Vergrößerung dieses Ruhmes beigetragen hat! Was aber nach dem erwähnten (offenbar von einer dem Autor sehr nahestehenden Seite geschriebenen) Prospekt von dem angekündigten Buche Dreraps zu erwarten ist, übersteigt wohl alles bisher auf diesem Gebiet Dagewesene. Man höre: Es wird zunächst als verwunderlich und bedauerlich bezeichnet, daß der Kult dieses „Heros des Freiheitskampfes" (aha!) die — „Schlacht von Sedan und die Errichtuug des neuen deutschen Reiches überdauert habe!" Doch habe, gottlob „der Geist der bismarckischen Politik die partikularistischen Tendenzen (!), die in Demosthenes beschränkten Ideenkreise herrschten, derartig bloßgestellt, daß in den neueren Darstellungen der griechischen Geschichte eine immer kühlere Auffassung der demosthenischen Politik Platz griff.

Die deutsche Geschichtsforschung wird sich für das Kompliment bedanken, das hier ihrer Objektivität und Voraussetzungslosigkeit gemacht wird, und im übrigen mit einiger Heiterkeit die Belehrung in Empfang nehmen, daß also die Athener eigentlich Makedoner oder Thraker waren, die sich aus purer Bockbeinigkeit und Eigenbrödelei (so wird man ja wohl „Partikularismus" in's neueste behördlich genehmigte Deutsch zu übersetzen haben?) nicht von der makedonischen Dynastie wollten verspeisen lassen . . .

Jetzt aber habe, so fährt der Prospekt fort, „der gewaltige Krieg, in den die halbe Welt durch die Ränke und Lügen vom Pariser und Londoner Advokatenpolitikern hineingehetzt worden sei, vollends die Maske von dem Gesicht jenes chauvinistischem Demagogen (!!) herabgerissen, der nun als ein würdiger Vorgänger und Gesinnungsgenosse der Asquith und Lloyd George, Poincaré und Briand, Venizelos und Jonescu sich zeigt . . ." — Jedensfalls eine originelle Welt- und Geschichtsauffassung, nach der es eine Auflehnung gegen die gottgewollte Ordnung ist, wenn ein freier kleiner Staat (oder ein größerer oder kleinerer Freistaat) sich dagegen sträubt, von einem fremden, momentan stärkeren aufgefressen zu werden, eine Auffassung allerdings, die man eher in — St. James Street als in Würzburg suchen sollte.

Aber freilich — und nun bekennt der Verfasser endlich Farbe —: Diese Auflehnung ist um so tadelnswerter, das Verbrechen ist um so größer, wenn der schwächere Staat eine Republik und der größere, stärkere ein absolutes Fürstentum ist; denn, so fährt der Prospekt fort, „wer im Lichte des Weltkrieges (!) die Reden des Demosthenes, dieses „Führers der Advokatenpartei" . . prüft, der werde . . — „überrascht sein durch die auffallenden Parallelen, die der Kampf der radikalen Advotadenrepublik Athen gegen König Philipp von Makedonien, das Balkan-Preußen jener Zeit, mit den weltgeschichtlichen Ereignissen unserer Tage bietet". — Das genügt wohl!

Digitized by Google

Aber die Sache hat auch ihre sehr ernste Seite: Fühlt denn dieser Herr gar nicht, welche Freude er damit all' den Poincaré's und Asquith's ꝛc. bereitet? „Seht", wird es heißen, „wieder hat ein Deutscher von Distinktion es offen einbekannt, daß Preußen, daß der preußische Militarismus es als ein Recht betrachtet, genau so gegen die übrigen bisher freien Völker vorzugehen, wie Philipp gegen Griechenland tat".

Und noch eine Frage: Glauben Herr Drerup und sein Verleger mit solchen, gewissermaßen ex cathedra vorgetragenen Anschauungen etwa in der deutschen Schweiz „moralische Eroberungen" zu machen? In jener deutschen Schweiz, die es — siehe Gottfried Kellers „Grüner Heinrich" (erste Fassung) — bei aller Betonung der Schweizer Eigenart doch dem deutschen Stammvolk nie vergessen hat, wie dessen volkstümlichster Dichter es war, dem sie für immer die Verklärung ihres Freiheitskampfes verdankt.

Und noch eine dritte Frage: Wird jetzt vielleicht noch so ein „gutgesinnter" Herr auftreten und „im Namen und im Geiste der bismarckischen Politik" verlangen, daß auch Schillers „Tell" künftighin aus den deutschen Gymnasien zu verschwinden habe, weil er den „Freiheitskampf" (überhaupt, so ein Wort!) einer „radikalen Bauernrepublik" gegen einen fremden Fürsten besiegt? (Die österreichischen Zensoren des Vormärz hatten in dieser Beziehung doch wenigstens eine sehr nahe liegende Entschuldigung).

Ich weiß nicht, ob ich mir das Buch nach diesem Prospekt kaufen und es lesen werde — aber das eine hoffe, ja weiß ich: es wird sich in der deutschen Gelehrtenrepublik (verzeihen Sie dies harte Wort, Herr Drerup!) Gewiß ein Mann erheben, der jenem um 100 Jahre zu spät geborenen Schüler Metternichs das Theaterschwert aus der Hand schlägt und ihn von der politischen Bühne dorthin verjagt, wo er hingehört. (Damit meine ich nicht etwa den Hörsaal, denn die deutsche Jugend ist ein viel zu kostbares Volksgut, als daß sie sich die Quellen ihrer geistigen Bildung in dieser Weise von von einem sogenannten akademischen Lehrer vergiften lassen dürfte; nein, dieser Herr paßt wohl besser in ein Zensurbureau oder in die Antecamera Serenissimi). Daß dies aber baldigst und gründlich, daß es Schlag auf Schlag geschehe, bevor noch ein feindlicher Ausländer (jener Prospekt lag u. a. dem weitverbreiteten „Lit. Zentralblatt" bei) diese Waffe aufgreift, und sie, zu einem Dolche umgeschmiedet, gegen uns verwendet, dazu verhelfe uns Huttens Geist und Arndts und Lessings, Amen!

Wien, Oktober 1916.

D. E. Nowotey

Heidelberg

Im Jahre 1904 war ich zum ersten und einzigen Male in Heidelberg. Von Mannheim aus machte ich einen Abstecher dahin. Mein Begleiter und Führer war der uns unvergeßliche Ludwig Frank, damals in der Blüte männlicher Jugendlichkeit. Es war ein wehmütig schöner Herbsttag, als wir durch die Stadt hinauf zum Heinrichsbau schritten und von dort das liebliche Landschaftsbild umfaßten. Studentische und literarische Erinnerungen waren der Gegenstand unserer Gespräche. Ein schier unerschöpflicher Gegenstand, bei dessen Behandlung ein bedeutender Name unserer Literatur den andern ablöste. Diese Stadt und ihre Landschaft liegt

Digitized by Google

gewissermaßen in einem wunderschönen Teile unseres Dichtergartens. An jenen traumhaften Nachmittag wurde ich lebhaft erinnert, als ich das kürzlich erschienene Buch „Heidelberg und die deutsche Dichtung" von Philipp Witkop (Leipzig, Teubner) las. Witkops Name war mir wohl vertraut. Sein zweibändiges Werk „Die neuere deutsche Lyrik" (ebenfalls Teubner) gehört wohl zu den besten Erscheinungen der literargeschichtlichen Forschung der Gegenwart. Es erinnert an jene ältere Zeit der Forschung, in der Meister der Darstellung so zahlreich waren, wie sie jetzt selten sind. An seiner kundigen Führerhand durchwandelte ich die Jahrhunderte bis auf unsere Tage, von den Humanisten bis zu Scheffel. Welche Menge von hochbedeutenden Namen zieht da vorüber! Man scheut sich, einen zu nennen, um nicht all den andern unrecht zu tun. Nur „des Knaben Wunderhorn" sei ausdrücklich genannt. Beim Schauen der Heidelberger Landschaft, beim Lesen dieses Heidelberger Buches wird uns das Herz warm und wir wissen, was wir am Deutschtum haben. Die Dichtung bei allen Völkern ist und bleibt uns wohl für alle Zukunft heilig. Aber darf unser Herz nicht stärker und selbstbewußter schlagen, wenn wir den dichterischen Reichtum dieses einen Ortes überschauen, der freilich überaus geheiligt ist durch die Genies, die ihn in so großer Zahl betreten haben? Aber wir wissen doch, so sehr immerhin Heidelberg hervorragt vor den anderen — es gibt noch viele, viele Orte in Deutschland, die als Stätten deutscher Dichtung eine ebenso liebevolle Betrachtung verdienen mögen, wie Heidelberg. Das Buch Witkops ist wie ein schönes Panorama, in dem wir wohlvertraute Bilder deutscher Dichtung vorüberwandeln sehen. Und gerade in dieser Kriegszeit tut es uns not und tut es uns wohl, so recht vor Augen gestellt zu sehen, warum wir kämpfen. Nicht bloß um die äußere Macht, ohne die ja ein großes Volk und ein großer Staat auf die Dauer nicht leben können — wir kämpfen auch um unsere innere Art, um unsere große blühende und zukunftsreiche Kultur, von der ein schöner Ausschnitt durch dieses Buch sichtbar wird. „Auch der großen deutschen Zukunft wird Heidelberg der heilige Quell der Jugend und der Dichtung bleiben."

E. Pernerstorfer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Ein neuer Moralfeldzug?

Von Arthur Bonus

In friedensfreundlichen englischen Zeitschriften trifft man jetzt des öfteren Aeußerungen in sehr mildem Tonfall über die Bedingungen, die England stellen müsse*).

Gewöhnlich beginnen sie mit Abweisung der wilden Ausbrüche englischer Begeisterter und dem Bekenntnis, daß es sich nicht darum handeln dürfe, nur Deutschland zur Vernunft und zu friedlicher Gesinnung zu bringen: auch England und seine Bundesgenossen hätten diese Mahnung nötig. Darauf wird folgender Gedankengang eingeschlagen:

Alle vernünftigen, zivilisierten und moralisch denkenden Menschen wie Nationen halten für die sittlich gebotene Entscheidung stets die der Majorität. Nun wohl, der Verband will die Entscheidung nach Majorität. Der Bund dagegen will die Entscheidung nach der Kriegskarte, also nach der rohen Gewalt. Infolgedessen würde er sich einer Majoritätsentscheidung auch nie aufrichtig und ohne Hintergedanken unterwerfen. Man müßte Deutschland in Stücke schlagen, was man gewöhnlich als „materielle Garantien zur Niederhaltung des Militarismus" bezeichne. Es frage sich nun in bezug auf die Inangriffnahme dieser Aufgabe, ob bei ihrer Beendigung noch welche übrig sein würden, die sich des so erlangten sicheren Friedens erfreuen könnten. — Aber könnten wir dieselben materiellen Garantien nicht zu einem „Teil der Bedingungen des internationalen Abkommens zwischen den Mächten" machen?

Die Begriffe, auf die sich dieser Gedankengang aufbaut, erscheinen einigermaßen mythologisch. Alle vernünftigen und moralischen Menschen wollen die Majorität? Das gerade Gegenteil

*) Inzwischen ähnlich auch von Grey vorgetragen.

Digitized by Google

dürfte richtiger sein: Es ist eine alte Klage aller Menschen von Bedeutung, daß die Herde blind ist und der Unverstand der Massen schwer zu durchbrechen. Desgleichen auch, daß die Eigenschaften sowohl als Gründe, welche Massen um sich sammeln, nicht die sachlichen und guten zu sein pflegen. Noch grotesker ist der Satz von der Kriegskarte. Eine Mehrheit will eine ihr schädlich scheinende Minderheit zum Gehorsam bringen. So nach eigenem Geständnis: man beruft sich ja darauf, daß man die Mehrheit sei. Da man nun aber wider Erwarten der Minderheit mit Gewalt nicht Herr wird, will mans auf einem Kongreß nach — Stimmenmehrheit! Ja, wie in aller Welt wäre ein Kongreß nötig, um zu zeigen, was auch die Kriegskarte zeigt, daß nach dem Maul und der Anzahl der Mäuler gerechnet dort die Uebermacht ist, wenn auch nicht nach der wirklich vorhandenen Kraft. Ueber die Mehrheit gegen uns wissen wir doch seit der großen Konzertprobe zu Algeciras Bescheid.

Aber weiter: was ist es denn überhaupt um die Majorität? Das Majoritätsprinzip ist offenbar eins der allerwichtigsten und folgereichsten Staatsprinzipien. Sein Wert für die Erziehung zu politischer Selbständigkeit und als Abwehr von Klassenherrschaft kann gewiß nicht hoch genug angeschlagen werden. So starke Gewalten sind nicht ohne sehr starke Gefahren zu haben. Dadurch unterscheidet sich gute von schlechter Politik, daß die gute und einsichtige Politik es versteht, die Kräfte in Bewegung zu setzen und die Gefahren unschädlich zu machen, während die schlechte den Hebel immer gerade am falschen Ende ansetzt, an dem, wo der Nutzen gerade nicht steckt.

Was ist der Sinn der Majoritätsentscheidung? Man kann nicht oft genug darauf hinweisen, da es immer wieder vergessen wird oder absichtlich unbeachtet bleibt. Sie ist weder eine logische noch gar eine moralische Größe. Sie eignet sich von allen denkbaren Grundsätzen des Handelns am allerwenigsten zur Mythologisierung; denn ihr Wert ist ganz und gar rein praktisch. Die Majoritätsentscheidung verkörpert ja gerade die Macht der blinden

Digitized by Google

Masse; die Macht des Unlogischen und Amoralischen. Sie ist der Ausdruck dafür, daß unter gewöhnlichen Umständen fünf Dummköpfe einen Weisen totschlagen können, wenn er nicht will, wie sie wollen, und daß deshalb der Weise sagt: wenn ihr ernstlich so wollt, wie ich für dumm halte, so will ich nachgeben, da ich's doch nicht ändern, aber, wenn ich leben bleibe, wenigstens die Folgen eurer Dummheit etwas mildern kann. Offenbar eine sehr wichtige Bedeutung des Prinzips, aber eine rein praktische. Verhütung von Schlimmerem. Ein Schutzmittel. Sobald dieses Prinzip zur Angriffswaffe statt zum Schutz benutzt wird, zur Vergewaltigung statt zur Abwehr, so wird sie am falschen Ende gefaßt. Wir geben dem Weisen Recht, daß er die Mehrzahl der fünf respektiert, aber nicht den fünf, daß sie sie geltend machen.

Hat in solchem Falle die Minderheit gewagt sich zu verteidigen und gezeigt, daß sie nicht totzukriegen ist, nicht vergewaltigt werden kann, so ist es mehr als naiv ihr zuzumuten, daß sie nun nach der Erprobung das freiwillig tun soll, das nicht tun zu brauchen sie es auf die Erprobung ankommen ließ. Es setzt mir einer die Pistole auf die Brust meines Geldbeutels wegen. Es gelingt mir, sie ihm wegzunehmen. Da hebt er an und sagt: die Pistole sei sein rechtsmäßiges Eigentum; da er also stärker sei, so solle ich ihm gutwillig den Geldbeutel herausgeben, den ich ihm unter der Pistole nicht gab. Das ist viel verlangt!

Es zeigt sich bei dieser Ausnutzung des Majoritätsprinzips dasselbe von neuem wie immer wieder: die Manchestermoral (legale Freiheit bei tätsächlicher Unfreiheit), deren Verlogenheit im sozialen Leben wir durchschaut haben, hat ihre ungeheure Werbefähigkeit im Völkerleben behalten. Der Krieg wird geistig von ihr finanziert. Der Völkerkapitalist hat die Weltmacht in Händen, schließt mit den wehrlosen kleinen Völkern den „freien Arbeitsvertrag" unter dem Druck des Hungerdaumens und liefert gleichzeitig die moralischen Schutzvorstellungen. — Stimmenmehrheit unter englischen Schiffskanonen!

Digitized by Google

Denn an die Neutralen wendet sich offenbar der besprochene Gedankengang. Und hier erst liegt der Schwerpunkt dieser Angelegenheit.

Daß er sich an die Neutralen wendet, verrät sich, wenn man auf den Gegensatz zwischen der liebenswürdigen Intonierung und dem grotesken Schluß achtet. Es klingt, als wolle man noch besonders betonen: seht wie gerecht wir sind, die wir nur friedliche Mittel wie Majoritätsbeschlüsse wollen, während die Feinde auf der blutigen Kriegskarte bestehen.

Es bereitet sich hier wahrscheinlich ein neuer Moralfeldzug der zu London redigierten Ententepresse vor. Ganz wie einst vor dem Krieg der kommende moralisch voraus umgedichtet wurde, so jetzt der Friede, ehe er da ist.

Diese Vorausumdichtung ist dort die Hauptsache. Hier liegt ein völliger Gegensatz zwischen unserer Praxis und der englischen vor. Und man kann in der Tat zweifeln, ob wir nach reiner praktischer Klugheit gerechnet auf dem richtigen Wege sind. Wir sagen: Erst die Tat, dann die Erklärung; am besten erklärt sie sich selbst. Die englische Praxis sagt: Umgekehrt! die Tat ist etwas Plumpes, Rohes, Ungeistiges. Es kommt alles auf die geistige Strömung an, in die sie fällt. Diese heißt es schaffen, ehe die Tat da ist, die von ihr erklärt werden soll. Wenn dann zur Tat selbst die Kraft nicht mehr reicht, so ist das gewiß verdrießlich, aber immerhin bleibt der Mut leichter aufrecht unter dem Zuruf der gesamten Welt, — und wer weiß, wenn nur dieser Zuruf feurig genug erhalten wird, — am Ende springt in der Begeisterung einer aus der Masse ins Feuer, um die Kastanien zu retten. Das Mittel bewährt sich. Es hat ja nun schon laßt uns zählen — der sechste den Sprung gemacht.

Uebrigens: wenn die Vorbereitung der geistigen Strömung für das Verständnis der Tat zum Lügen mißbraucht werden kann, so steht doch nichts entgegen, sie auch zur Abwehr der Lügen und zur Wahrheit zu gebrauchen.

Digitized by Google

Wenn wir vernünftig wären ...

Von Hermann Gottschalk

Vom Standpunkt der Vernunft aus — die Vernunft als das Reich des logisch Lenkbaren genommen — war der Weltkrieg von vornherein unmöglich, und, als er trotzdem kam, findet sich die Blamierte damit ab, diesen nun aber ganz gewiß als den letzten, den nächsten aber als vollends unmöglich zu erklären. Das wird nun, mit dem halb unterdrückten Vorbehalt, auch dieses Ziel noch nicht als ganz gesichert hinzunehmen, wie eine heilige Fahne aufgepflanzt, in dem festen Glauben, daß man den Weltfrieden nur ernstlich zu wollen braucht, und man habe ihn. Wer aber mit der Vernunft näheren kritischen Umgang gepflogen hat, weiß allzu gut, was für eine unsichere Prophetin sie ist. Ihre Legitimationen, die sie sich durchgängig selber ausstellt, halten einer — vernünftigen Prüfung nicht stand, und mit nichts kann man sie ärger in Verlegenheit setzen, als durch das Verlangen, ihre Berechtigung zum Geschichtemachen aus ihrer eigenen Geschichte zu beweisen.

Wir lernen sie seit altersher als Wiedersacherin der Natur kennen, und zwar, anerkanntermaßen, mit dauerndem und wachsenden Erfolge. Gesellschaft und Kultur, aus dieser Opposition entstehend, mußten aus ihrer im niedrigeren Zustand überwiegenden Naturbestimmung mehr und mehr an die Vernunft übergehen. Im Christentum wurde die Krise akut. Tausend Jahre lang schien es, als sollte die Menschheit aus der Verwirrung der Natur- und Vernunftkompetenzen niemals wieder mit gesunden Sinnen hervorgehen. Dann aber erhob sich die Vernunft endlich aus dem Getümmel — als Siegerin. Das heißt, sie schrieb sich selber den Sieg zu, in vorgreifender Anwendung moderner Weltkriegsgebräuche. Jedenfalls behauptete sie das Feld.

Worin bestand er? Daß als Objekt der Gesellschaft und Kultur hinfort einzig der Mensch ins Auge zu fassen sei, dieses arme, sterbliche, verwundbare Spielzeug gefühlloser Mächte, die man einfach absetzte, indem man ihnen die Mitbestimmung am Menschen entzog. Der Mensch erwarb sich die moralische Selbstwertung. Seine Kompetenzen waren zwar nicht so schnell fertig, als dieser Beschluß. Die Vernunft mußte erst in ihren allertiefsten und verzweigtesten Veränderungen ausgegraben werden, ehe man ganz genau sagen konnte, wer oder was der Mensch eigentlich war und sein sollte. Das eine nur war von vornherein sicher: daß der Mensch einen anderen Menschen aus sich machen mußte, und daß das nur vermittelst der Vernunft geschehen konnte.

Digitized by Google

Woher schrieb er sich eigentlich dieses Bedürfnis zu? Aus seinen Leiden! Die mehr oder weniger naturbestimmten Religionen hatten diese Leiden aus dem Willen der Götter hergeleitet und für unausrottbar — in dieser Welt — erklärt. Der Götter, die, wie die Vernunft herausbekam und als Grund des Leids erklärte, außerhalb der Menschen lebten und sie sich als Spielzeug hielten. (Unvernünftig betrachtet lebten allerdings die Götter sogut wie die Vernunft in den Menschen, nur außerhalb der Vernunft). Daraus ergab sich für die Vernunft von vornherein die klare Grundtendenz, aus dem Menschen einen Menschen zu machen, der weniger leidet und Leiden verursacht, als der naturbestimmte. Durch dieses Ziel allein wurde er Herr über die Natur und über seine eigene Bestimmung.

Es kam die große humanistische Erziehungsperiode, die sich den Menschen direkt als Vernunftobjekt vornahm. Vernünftiger und klarer konnte doch nichts sein: den neuen, von Vernunftswegen selbstverantwortlichen Menschen konnte nur der Mensch in eigener Person darstellen. Denn außer seiner Person gab es kein Gesellschafts- und Kulturziel mehr. Der Begriff Menschheit war lediglich die Vielheit davon. Er mußte sich selbst erziehen, und einer Gesellschaft solchermaßen Selbsterzogener mußte sich die Erfüllung aller Vernunftgebote mit überzeugender Gewalt aufzwingen. Man kann (trotz gewisser mystischer Rückströmungen, die aber alle von Vernunft gelähmt sind) nicht sagen, daß diese Voraussetzung bankerott gemacht und etwa der Naturbestimmung wieder Boden eingeräumt hätte. Im Gegenteil. Unaufhaltsam hat sich das Reich der Vernunft weiter durchgesetzt und ausgebreitet. Aber wie es sich ausgestaltet hat, das hat niemand vorausgesehen. Das hat niemand in den vermeintlichen Vernunftgesetzen gelesen, und hätte er es auch, so hätte er es sich selbst nicht geglaubt. Der Erfüllungszwang als Gebot und Bedürfnis der Persönlichkeit hat sich eingestellt, aber als Gegenteil einer persönlichen Steigerung. Denn statt der Höher-Erziehung des Menschen hat die Vernunft einen Erziehungsverfall gebracht. Man hatte sich vollkommen im Objekt geirrt. Das Reich der Vernunft vollzieht sich zwar, aber durchaus nicht, im Sinne seiner Propheten, mit dem Ziel der Veredlung der Instinkte und Minderung des Leids. Erfüllungen solcher Art existieren nur in der Vorstellung fort, nicht konsistenter als Himmel, Hölle, und Fegfeuer; unbestochener Wirklichkeitsinn zieht aus dem Weltkrieg andere Erfahrung.

In der Inkarnation Goethe, dem mystischen Drehpunkt in der Entwicklung vom religiösen zum Vernunftsmenschen, erkennen wir, wie durch den klarsten Kristall die Schwelle der Natur, die die Vernunft nicht ohne Strafe beiderseitiger Entartung überschreiten darf. Unvernünftig und elementar aber, wie alle menschheitliche Entwicklung ist (auch die im Namen der Vernunft, trotzdem!) schwemmt das Reich der Vernunft die Marken dieses großen

Digitized by Google

Grenz-Abstechers glatt hinweg. Gleichsam als wäre sie einer jener verspotteten Gottheiten, die den Menschen von außen her gegen seine eigene Einsicht lenken, macht die Vernunft aus dem vermeintlichen Gegenstand der Vervollkommnung — aus der menschlichen Persönlichkeit — den Stoff zu einer unpersönlichen Gesellschafts- und Kulturgestaltung. Und schon ist ihre Herrschaft über ihn so groß, daß er — eines Rückwärtsstrebens gar nicht zu gedenken — in keiner anderen Art vorwärts-streben, -wünschen und -wollen kann, als in dieser eingeschlagenen Richtung. War die Vernunft von jeher die Widersacherin der Natur, doch in der religiösen Kultur noch langezeit gebändigt, so trägt sie nach Niederwerfung der Religion ihre offene Feindschaft zur Schau. Ist nicht auch die Persönlichkeit, als das zwischen Geburt und Tod bestimmte und nichts darüber hinaus begreifende Lebewesen, ein Produkt und Werkzeug der Natur? Also muß die Vernunft auch Feindin der Persönlichkeit sein. Sie ist der Wille zum System, koste es, was es mag. Sie wälzt das Verhältnis des Ichs zur Natur nach außen und innen um. Nach außen durch Wissenschaft und Technik, nach innen durch Auflösung der persönlichen Bestimmung mittelst der sozialen. Im sozialen Bewußtsein, das eng und unauflöslich mit dem systematisierenden Erkenntnisstreben verflochten ist, verändern sich alle Richtlinien der persönlichen Selbstverantwortung. Schon ist die — noch bruchstückweise ein juristisches Paragraphenleben fortfristende — Unteilbarkeit der moralischen Persönlichkeit aufgehoben, und weiter geht das Bestreben, alle Verantwortung auf die Gesellschaft überzuwälzen und diese entsprechend zu organisieren.

Was ist da vorgegangen? Sehr einfach: Die Natur ist unabänderlich, folglich auch die Grenzen des natürlichen Individuums (sein Triebe-Komplex). Der Mensch läßt sich nicht ändern. Auch nicht durch die Vernunft. Daher hat die Vernunft das Kulturobjekt vertauscht; hat die Entwicklung der Persönlichkeit fallen lassen, hat die Veränderung des Menschen von innen heraus aufgegeben und strebt nun danach, ihn von außen her zu ändern. Von der spröden Natur ablassend entwickelt sie die gesellschaftlichen Einrichtungen. Das ursprünglich so unermeßlich und verheißungsvoll sich öffnende Vernunftreich verengt sich merklicher zu einem bestimmt umschriebenen Zweck: das persönliche Leben aus mechanisch wirkenden, die natürlichen Ungleichheiten übergehenden Gesellschaftsformen zu bestimmen.

Man sage nun nicht, das hätte die Vernunft von Anfang an gelehrt. In unsrer so rasch überholten Aufklärungsepoche hielt man als Objekt der vernünftigen Gesellschaft gerade die freieste und höchste Entwicklung der natürlichen Persönlichkeit fest. Das Aufblühen von Naturwissenschaft und Technik begrüßte man nur in diesem Sinne. Dem Radikalsten fiel nicht ein, in ihnen eine Zersetzung der moralischen Ich-Einheit aufdämmern zu sehen, und die

Digitized by Google

persönliche Menschheitpflicht in ein Bündel sozialer Funktionen aufzulösen, die sich, je vielseitiger sie aufgebaut werden, umso mechanischer und unpersönlicher erledigen. Die den natürlich-gefühlsmäßigen Zusammenhang zwischen den Menschen durch eine Organisation ersetzen.

Nun ist es gewiß auch ein einseitiger Standpunkt, diese Entwicklung vom klassischen Ideal aus zu kritisieren. Die unentrinnbare Gewalt, mit der uns das Vernunftreich beherrscht, ob wir mitwollen oder nicht, birgt zu viele unsre Erkenntnis überschreitende Geheimnisse in sich, um etwa sagen zu können, daß ihre Wirkung auf die Persönlichkeit, ihr Endziel schon sichtbar wäre. Nur weil es anders ist, als das überlieferte, muß es noch nicht schlechter sein. Wir tun, was wir müssen, aber das Warum liegt im Dunkeln. Aber gerade aus diesem Grunde müssen wir auch andrerseits die künstlichen Voraussetzungen abstreifen, die unser Tun begleiten, ohne es doch zu lenken und die immer nur zu Enttäuschungen führen.

Die eine ist, daß die alleinherrschende Vernunft den Menschen besser macht. Daß also auch die (vernunftgemäße) Mechanisierung der Gesellschaft die Veredlung des Menschen zu Zweck und Wirkung haben soll. Die zweite ist, daß die Veredlung des Menschen in der Vorherrschaft des sozialen Bewußtseins besteht. Die dritte, die die beiden ersten zu beweisen hat, ist, daß die Veredlung schon sichtbar geworden sein soll.

Wir Menschen haben gar nicht die Möglichkeit, die uns beherrschenden Bestimmungen zu erkennen. Wir haben daher auch gar keinen Wertmaßstab dafür, ob wir besser oder schlechter werden. Ja selbst der sittliche Drang, daß wir nach Besserung streben müssen, wird durch das Fehlen dieses Maßstabs beirrt. Die Ueberzeugung von dem Vorzug des sozialen Ideals vor dem persönlichen entstammt ja auch durchaus keiner Erfahrung oder absoluten und allseitigen Erkenntnis, sondern nur der gegenwärtigen Höchstschätzung der materiellen Glückseligkeit. Der Unnütz-Erklärung des Leids. Wer aber unvoreingenommen nachprüfen will, um wieviel sich das Leid seit der Eroberung des Vernunftreichs, gegenüber den früheren sozial unentwickelten Zuständen vermindert hat, und wie die so ungemein (unter Führung Englands) entwickelte Herrschaft der Vernunft das unberechenbare, finstere Walten der Leidenschaft aus den Schicksalen der Menschheit zurückgedrängt hat, der frage — den Weltkrieg.

Digitized by Google

Lehrer Vielgut

Von Karl Wilhelm Fritsch (Brünn)

Ein junger Mann hatte er sich für den Lehrerberuf entschieden, weil sich augenblicklich nichts Besseres traf und Papa Vielgut sich einbildete und zwar seit Jahren, der Zacharias müsse schnell ins Verdienen kommen. Dieser fürsorgliche Papa war durchaus kein armer Teufel, aber er wollte aus seinem Zacherl einen Doktor oder doch wenigstens einen Lehrer haben, da beim Steueramte alle Praktikantenposten besetzt waren. Deshalb studierte der Zacherl „auf Lehrer", machte, ums nur ja gründlich zu nehmen, die vier Jahrgänge der Lehrerbildungsanstalt in sieben Jahren und bestand endlich die Matura nach zwei Anläufen und weil sie glücklicherweise nicht an einem Freitage abgehalten wurde. Und so ward er Lehrer. Man nannte ihn Vielgut, aber er hieß eigentlich anders. Den Namen Vielgut hatte er sich während seiner Lehrzeit in Siebenkrebsen verdient und das war so:

Siebenkrebsen, ein elendes Dorf, lag am Tinglbache, der dem Range nach seines Geschlechtes letzter war. Das Dorf selbst fand man unter den Großgemeinden des Landes aber auch nicht. Hier nun lehrte Zacharias Vielgut seine achzig Schüler. Daß man diese nicht gleichmäßig im Unterrichte gedeihen lassen konnte, verschuldete der Umstand, weil eben diese achzig nicht lauter „Köpfe" waren. Doch Zacharias meinte, die achtzig Kinder könnten doch wenigstens alle interessiert werden. So fand er bald, daß die Vorliebe seiner Schüler weniger auf Lesen und Schreiben als auf Kaninchenzucht gerichtet sei. Drum wurde der Schulhof auch bald zu einer energisch und rationell betriebenen Kaninchenzuchtanstalt. An der gewiß nicht kleinen Zahl der jungen Karnickel wurden die Probleme des Rechnens gelöst, auch die Tierkunde kam dabei nicht zu kurz, umsoweniger, als

Digitized by Google

zur Schule auch ein alter Dackel, etliche Tauben und Gänse gehörten und im Nebenhofe ein paar Pferde standen. Die Kinder lernten ganz richtig drei Tauben von einem Karnickel unterscheiden und behaupten, daß dies zusammen drei Lebewesen seien. — Das Lesen wurde vom Zacharias nach einer eigenen Methode betrieben. Daß die Wiederholung die Mutter der Studien sei, wußte unser Lehrer noch aus der Prima, also der ersten Klasse, da er sich am Gymnasium fand, her, ja er konnte diesen Satz sogar noch lateinisch hersagen. Jetzt galts aber der Praxis.

Das Lesebuch enthielt ein Stück „Der Spielball". Dieses Stück wurde nun in jeder Lesestunde gelesen. Alle Schüler von Eins bis achzig lasen es immer und immer wieder, natürlich nicht in einer Stunde, aber diese wurde so reichlich ausgefüllt. Hatte Schüler Nummer Achzig gelesen, so begann wieder Schüler Eins. So kams, daß das Lesen immer flotter ging und zugleich das Memorieren prächtig gedieh. Vielgut war stolz darauf, wie glänzend seine Schüler das Stück „Der Spielball" lesen konnten. Daß dabei auch Worte gelesen wurden, die im Buche nicht standen, bemerkte er nicht, da er im Fenster Kopierrahmen mit Negativen untersuchen mußte. Neben den Negativen beschäftigte ihn aber auch die Goldfischzucht. Und wars diese nicht, dann gabs an der Hobelbank zu tun, die Zacharias im Schulzimmer hatte aufstellen lassen. Neue Bildrahmenmotive oder Schnitzarbeiten war man der Kunst schuldig und auf die hielt nun unser Vielgut eben sehr viel. An den Wänden des Schulzimmers hingen Zeichnungen, Szenen aus dem trojanischen Kriege darstellend und zwar — nicht zu vergessen — in Rahmen, welche Zacharias selbst geschnitzt hatte. — Ein Lebenselixier hervorragendster Art ist gewiß der Humor. Auch Vielgut war dieser Meinung, weshalb er seine Schüler stets auf dem Lachenden erhielt. War dies nach seinem Dafürhalten der körperlichen Gesundheit zuträglich, so vermittelten die trojanischen Kriegsbilder, wie er die von ihm eingerahmten Darstellungen nannte —

Digitized by Google

historische, ja sogar mythologische Kenntnisse. Just diese aber hatten noch andere günstigere Folgen. Die achtzig Schüler teilten sich in Griechen und Trojaner, ohne viel zu wissen, was für Geschöpfe diese beide eigentlich gewesen waren. Aber das hinderte nicht, daß der eine Junge, ein Blondkopf und erstklassiger Raufer Achilles genannt wurde und vor jeder Stunde mit einem anderen, der sich Hektor nannte, Box- und andere Kämpfe ausfocht. Zacharias hatte nichts dagegen, da ja Ringkämpfe die Muskelkräfte stärkten. Später erfuhren dann Vielguts Achtzig, daß jene Griechen und Trojaner in einer Zeit lebten, da Lesen und Schreiben noch nicht zum Schulunterricht gehörte. Umsomehr verlegte man sich deshalb auf Muskelstärkung. Diese bildete auch Vielguts Schwäche und da er auch viel auf frische Luft hielt, so wurden die Lesestunden nach Möglichkeit im Freien abgehalten. Hiebei wurden, Zacharias hatte einmal gedient, auch militärische Uebungen durchgeführt. Tatsächlich konnte unser Lehrer darauf hinweisen, daß seine Achtzig ausgezeichnete Schleuder- und Bogenschützen seien, ja auch im Gewehrschießen Bescheid wußten, so daß zu erwarten stand, sie würden einmal als Soldaten den Feind bataillonsweise niederknallen. — Hauptsächlich aber war Zacharias ein Künstler. Auch davon zeugten die Schulzimmerwände, denn unter den vom Herrn Lehrer eingerahmten trojanischen Kriegsbilder hingen von ihm ausgeführte Bleistift-, Pastell-, Kreide-, Rötelskizzen, Oel- und Aquarellbilder. Fast ausschließlich Portraits. Und in diesen erblickte man die Achtzig, die in den Schulbänken unruhig saßen, mit Pinsel oder Stift ruhig festgehalten. Zacharias portraitierte eben gerne seine Schüler, da sie dann wenigstens einige Zeit ruhig saßen. Auch unter einander betrieben die Achzig die Portraitkunst und wurde der Herr Lehrer selbst zum Modell gemacht, fand es Zacharias nicht als Herabsetzung seiner Autorität. Beim Portraitieren übten die dasitzenden Achtzig übrigens auch die Geduld. — Doch auch das künstliche Auge der Linsen wollte geübt sein, gehörte doch diesen längst die Welt als „schöner Vorwurf", weshalb denn

Digitized by Google

eben Vielgut auch ein eifriger Photograph war. Neben dem Schulzimmer hatte er sich eine prächtige Dunkelkammer eingerichtet und dort entwickelte er, während „der Spielball" gelesen wurde, seine neuesten Negative. Die Achtzig spielten indessen übrigens auch trojanischen Krieg. Manchmal nahm Zacharias einen der Achtzig zu sich in die Dunkelkammer und erklärte ihm dort die Geheimnisse des Entwickelns, Fixierens, Wässerns und was es da sonst noch gab.

Ein Kino kannte Siebenkrebsen noch nicht, aber unser Lehrer sorgte für einen gediegenen Projektionsapparat, den er selbst — und man mußte dies schon sagen — tadellos hergestellt hatte. War nun einmal die Geschichte vom „Spielball" gar zu langweilig geworden, dann wurde der Projektionsapparat aufgestellt, die Fensterläden wurden geschlossen und eine Lichtbildervorstellung begann. — Da man nun die Natur tagtäglich in Natur sehen kann, ein hervorragendes Lebenselixier aber der Humor ist, so waren die Bilder humoristisch gewählt. Da konnte man Achilles sehen, wie er Hektor eben das Bein stellte, oder Zacharias selbst einen der Jungen mit einer Hand stemmend. Muskelstärkung war, wie wir wissen, eine der Schwächen Vielguts. Oder man sah Karnickeln vor den Gänsen die Flucht ergreifen, oder den alten Dackel nach Fliegen schnappend und anderes, was gar sehr erheiterte. Da diese Bilder von Vielgut selbst unter entsprechender Verwendung seiner Achtzig hergestellt waren und Bilder der engsten Heimat brachten, unterlags natürlich keinem Zweifel, daß so Heimatsliebe und Patriotismus gestärkt wurden. Ja, da einige Bilder, wie zum Beispiel jenes, das den Herrn Lehrer selbst stemmend zeigte, von einem oder dem anderen der Achtzig aufgenommen worden war, so ergibt sichs leicht, daß so das Selbstgefühl dieses Einen oder des Anderen eine wesentliche Erhöhung erfuhr. Der Mann aber soll über eine Portion Selbstgefühl verfügen, also war Vielguts Lehrmethode gewiß nicht zu unterschätzen. — Die Siebenkrebser ehrten denn auch ihren Schulmeister im allgemeinen und im besonderen gar sehr. „Der ist halt

Digitized by Google

zu allem soviel gut", hieß es im Dorfe und Zacharias eben deshalb Vielgut. — Seine Lehrmethode zeitigte auch reife Früchte. Einige der Achtzig wurden später mehrfach dekorierte Preisringer oder Boxkämpfer, die Kaninchenzucht verstanden sie sozusagen alle, einige brachten es in der Erziehung der Goldfische weit, so daß diese nirgends so gescheidt wurden wie in Siebenkrebsen. Auch wußten die Jungen, was ein Projektionsapparat sei, wie man Bilder stilvoll einrahmen müsse, (mochte man auch keine haben), was es heiße: Negative entwickeln nnd Positive herzustellen. Schade nur, daß diese photographischen Kenntnisse in Siebenkrebsen keine richtige praktische Verwendung finden konnten. Auch in der Herstellung von Schützengräben oder Aufstellung von Horchposten waren die Achtzig aus Siebenkrebsen längst bewandert. Der trojanische Krieg aber wurde sozusagen das künstlerische Erbgut des Dorfes. Das Künstlerische, das von ihm ausging, zeigte sich besonders bei der Kirmes. Denn anders als sonst in Dörfern wurden dann in Siebenkrebsen Verwundungen, die der künstlerischen Linie nicht entbehrten, hergestellt. Kurzum, unser Siebenkrebsen ward ein Hort der Kunst und aller möglichen Wissenschaften, zudem auch solcher, die kein Lehrplan aufwies. — Da nun dieses Dorf von dem Horizonte, den man gewöhnlich zieht, sehr weit entfernt lag, so gabs hier auch keine Inspektionen. Wozu auch? Dazu gabs der anderen Dörfer reichlich genug, — wenn eben schon inspiziert sein sollte. Manchmal kam wohl der Dechant. Da hatte er denn zunächst einmal den trojanischen Krieg im Bilde beanstandet, da er sich jedoch auch überzeugte, daß die biblische Geschichte nicht so schlimm weggekommen war und der Kirchengesang auf voller Siebenkrebsener Höhe stand — so ließ er den trojanischen Krieg in Frieden. — Einmal aber kam auch der andere Schulinspektor, der ein Auge auf Lesen, Schreiben, Rechnen hatte. Er drückte nun, von den Kenntnissen der Schüler geblendet, dieses eine Auge zu, lud aber unseren Zacharias zu einem Spaziergang ein. Was dabei verhandelt wurde, klärte sich niemals ganz

Digitized by Google

auf, es mußte sich aber um Anregendes gehandelt haben, denn man wollte den Inspektor oft mit dem Kopfe wackeln und sogar die Hände zusammenschlagen gesehen haben. Ja einige zufällig Vorübergehende hörten sogar, wie unser Zacharias zum Inspektor sagte: „Ja, habe ich denn Lehrer werden wollen? Hat man mich denn gefragt. Maler wollte ich werden, aber daheim hat man einen Studierten haben wollen. Maler war ihnen zu gering ...“

* * *

Das nächste Schuljahr kam, aber Lehrer Zacharias kam nicht mehr. Die Siebenkrebser bedauerten dies nicht nur sehr, sondern schworen sogar Vielguts Nachfolgender und allen noch Folgenden ewige Feindschaft.

An der Somme

Ein Schlund, in dem Landschaften bersten,
Schmerzlich zuckende, gewaltige Flächen.
Wo die Blitze aus Millionen Feuerröhren so gigantisch sind,
Daß die Erde wankt in furchtbarem Violett.
Wo Menschenherzen versteinern und alles Denken
Zu einem glühenden Schrei nach Zerstörung wird,
Gibt es kein Brüllen der Geschütze mehr!
Hier ist der Welt-Untergang in einer einzigen, formlosen Nacht!
Der Tod als Sensenmann ist ein armseliges Bild
Für das Sterben alle Tage!
Wo die Götter Nichts mehr wissen,
Zerfleischt sich Mensch an Mensch in weher, endloser Erbitterung.

Otto Steinicke (z. Zt. im Felde).

Digitized by Google

Die drei Sprünge des Wang-lun

Ernst Erik Schwalbach hat sich dankeswertes Verdienst erworben, daß er — durch Verteilung des Fontanepreises 1916 an Alfred Döblin für dessen Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun" (Berlin, S. Fischer) — ehrenvolle Auszeichnung einem künstlerisch bedeutsamen Wehen zuteil werden ließ, dem, seinem Werke gemäß, lauter Beifall und breiter Publikumserfolg versagt bleiben werden.

Breiter epischer Strom wogt durch das Buch. Kein psychologisches Sezieren, keine stimmungsvolle Lyrik, sondern flutende Handlung, drängende Geschehnisse. Ein historischer Roman. Fern in China spielt er, unter Menschen der gelben Rasse. Bebende Schicksale eines Volkes entrollen sich in wechselvollen Bildern. Wie ein ungemein spannendes Buch chinesischer Historie liest sich diese Dichtung.

Religiöse Erschütterung ist des Buches Grundmotiv. Irrationales wird in ihm zu gestaltetem Leben. Selbst Dämonen und Gespenster gewinnen glaubhafte Erscheinung. Religiöse Erregung schwillt zu unerhörter Macht, reißt Menschen zu ungewohnten Taten empor, schüttert das festgefügte Gebäude des Staates, führt verzücktem Tode entgegen.

Wang-lun, Sohn eines armen Fischers, ein Charakter, in dem berechnende Verschlagenheit und transzendale Entrückung seltsam sich mischen, ist die tragende Persönlichkeit, der weitgreifenden Geschehnisse. Nach verwilderter Jugend, gefürchteter Häuptling einer Räuberbande geworden, wird ihm Widersinn des Banditendaseins immer mehr bewußt. So sehnt er Scheidung „von denen, die im Fieber leben, von denen, die nicht zur Besinnung kommen." Ringt sich durch zu dem ewigen Mysterium der Selbstüberwindung. „Ich will arm sein, um nichts zu verlieren ... Nicht handeln; wie das weiße Wasser schwach und folgsam sein; wie das Licht von jedem dünnen Blatt abgleiten." Doch nie war Wang-luns Macht über seine Genossen größer, als nun, da er den wilden Räubergesellen die Lehre des Wu-Wei, die Lehre der Wahrhaft-Schwachen verkündet. „Wir sind Ausgestoßene und wollen es eingestehen. Wenn wir schwach sind, sind wir doch stärker als alle anderen. Glaubt mir, es wird uns keiner schlagen; wir biegen jeden Stachel um ... Wir wollen sein, was wir sind: schwache hilfsbedürftige Brüder eines armen Volkes."

Der Häuptling einer kleinen Räuberbande wird Führer einer Sekte von Tausenden. Doch die Materialität des Lebens bricht schütternd ein in die reine Lehre des Wu-Wei. Das Dilemna Askese oder Erotik schafft klaffenden Zwiespalt. Die heilige Prostitution wächst schwelend empor. Fackelglanz abgründiger Szenen tut sich auf. Man wird oft gemahnt an die orgiastische Ungebundenheit der Wiedertäufer, dieser Dionisischen unter den christlichen Gottsuchern.

Grausame Verfolgung der Sekte durch den Staat überwältigt vollends das vermessene Ziel der Selbstüberwindung. Reizt auf zu blutiger Abwehr, macht aus harmlosen Sektierern religiöse und politische Rebellen. Der Kampf der Wahrhaft-Schwachen wider die Staatsgewalt wird zu gewaltigem Volkskrieg der mystischen Verehrer des Tao wider die Staatsmoral des Kung-fut-se, der Ming-Dynastie wider die Mandschu. Wildes Morden gellt über die gelbe Erde; grausiges Blutbad zehrt die Wahrhaft-Schwachen auf.

Da — im Abendrot der Vernichtung wird Wang-lun bezwungen vom

Digitized by Google

Ekel über die Greueltaten, durch die sein Weg geschritten. In innerer Umkehr findet seine Seele zurück zu der reinen Lehre des Wu-Wei. Nur durch Ergebung und Sanftmut können Last des Lebens und Eisenhiebe des Leidens verwunden werden. Nun berauschen schäumende Ekstasen die dem Untergang Geweihten. Die Pforten des Westlichen Paradieses öffnen sich ihnen . . .

Unerhörtes wildes und buntes Leben drängt dem Leser aus diesem umfangreichen Roman entgegen. Ueberwältigt bei der ersten Lektüre der Rausch überreichen Lebens, genießt man bei nochmaligem Lesen artistische Vollendung farbensprühender Szenen. Doch eines, was den großen religiösen Dichtungen eignet, fehlt diesem Buche: die Kraft, den Leser selbst unter den Bann religiösen Erlebens zu zwingen, ihn reiner das Buch weglegen zu lassen, als er vor seiner Lektüre gewesen. Die Dichtung Alfred Döblins formt das Religiöse nicht zu zwingender Nötigung, sondern nur zu virtuosem Reichtum bunter Gestaltung. So bleibt sie l'art pour l'art.

Max Fischer

Das badische Buch

Gar oft wird seit einigen Jahren versucht, die deutsche Literatur nach Stämmen einzuteilen, d. h. alles, was innerhalb einer Provinzial- oder Landesgrenze an schöngeistiger Literatur erzeugt wird, in einen Topf zu schmeißen und diesen Topf so lange „literarisch" zu untersuchen, bis die literarische Stammeszusammengehörigkeit der und des Einzelnen herausgeknobelt und festgesetzt ist, daß dieser oder jener Länderstrich tatsächlich seine eigene Literatur mit völkischer Eigenart besitzt. Dies mag gewiß in einzelnen Fällen, wie z. B. bei der schwäbischen, holsteinisch-friesischen und steiermärkisch-österreichischen Dichtung seine volle Berechtigung haben, aber im allgemeinen ist diese Literatureinteilung jedenfalls nicht nur nutzlose Arbeit, sondern auch wirklich unsinnig.

Der junge, rührige Herausgeber Walter Jerven tritt nun mit einem Unternehmen an den Tag, das auf den ersten Blick den Schein erweckt, als wolle auch er denselben Versuch machen mit der badischen Literatur, wenn von einer solchen überhaupt geredet werden darf, wie so mancher vor ihm mit dieser oder jener andern Gattung. Als 6. Bändchen der neuen Bücherreihe „Rheinbornbücher" ist ein Bändchen erschienen, das den Titel „Das badische Buch" trägt und eine stattliche Anzahl Erzählungen badischer Dichter enthält. Machen wir das Büchlein auf, so müssen wir eingestehen, daß wir Jerven unrecht getan haben mit unserer Vermutung, daß er nun in einem Experiment eine völkisch-badische Literatur herauskno-beln und uns zu beweisen versuchte.

Ohne Hinweise und ohne lange literarhistorische Einleitung läßt der Herausgeber eine Reihe, sowohl sprachlich, als auch stofflich netter, guter Erzählungen von Schriftstellern und Dichtern, darunter E. von Bodmann, H. C. Kromer, Benno Rüttenauer, Hermine Villinger usw. folgen, die das Geschick oder der Zufall wohl zu Landsleuten gemacht hat, die wohl innerhalb der badischen Landesgrenzen nebeneinander leben und arbeiten, aber deswegen doch noch lange keine gemeinsame völkische Zusammengehörigkeit weder in ihrer Anschauung, noch in ihrer Ausdrucksweise vertreten. Wohl kommt, wie der Herausgeber bemerkt, das Allemannische in der vorliegenden Auswahl am stärksten zur Geltung, trotzdem dies nicht die Ab-

Digitized by Google

sicht des Herausgebers war. Aber die allemannische Eigenart ist die wertvollste und stammeskräftigste in Baden und so ist es bei einer derartigen Auswahl eine ganz natürliche Folgerung, wenn sie am stärksten zum Ausdruck kommt.

Wie kommt aber der Herausgeber dazu, dem bescheidenen Bändchen einen so fast unbescheidenen Titel „Das badische Buch" zu verleihen? In seinem Vorwort gibt Jerven aber auch hierzu die Erklärung. Das vorliegende Bändchen ist nur die erste Fassung einer Buchfolge, die sich auf einen vollständigen Ausschnitt aus der badischen Literatur bis auf die feststehenden Anfänge zurückerstrecken soll. Das erste Buch gibt nun einen Ausschnitt aus dem Schaffen der neueren badischen Dichter; über den Inhalt der folgenden Bände wird im Vorwort näherer Bescheid gegeben.

Dem vorliegenden Werkchen ist als Einleitung ein „Vorwort für Leser und Dichter" beigefügt, in welchem Jerven uns nicht nur mit seinen Plänen vertraut macht, sondern mit Vielen und Manchem abrechnet. Das Vorwort bedeutet ein Appell an Leser, Dichter und Verleger und wäre, wenn es beachtet wird, dazu bestimmt, vielen Mißständen, die sich seit einigen Jahren in die deutsche Dichter-, Leser- und Verlegerwelt eingeschlichen und breit gemacht haben, abzuhelfen.

Einige biographische Angaben im Inhaltsverzeichnis schließen die vorliegende, wohlgelungene Sammlung, die nicht nur innerhalb der badischen Landesgrenze, sondern im ganzen Reiche Beachtung verdiente, ab.

Stefan Wangart, Freiburg

Erzählungen heimischer Dichter. Rheinbornbücher Bd. 6. Verlag Reuß & Itta, Konstanz 1916. Preis ℳ 1.50.

Joachim Benn †

Der junge, vor dem Kriege in München ansässige Schriftsteller Joachim Benn ist, ein Opfer des Krieges, als Unteroffizier einer Maschinen-Gewehrkompagnie, an der Somme gefallen. Benn war von früher Jugend auf ein einsamer Mensch. Als er in den Krieg zog, spürte man das Wissen um einen baldigen Tod in seinem traurigen Blick.

Wer ihn näher kennen lernte, war gefangen von seinem ungewöhnlichen Kunstinstinkt und seiner umfassenden Bildung. Eine glänzende Feder und sein sicheres Urteil bestimmten seine kritische Tätigkeit. Die Leser der Benn'schen Buch- und Kunstreferate in Wilhelm Schäfers „Rheinlanden", später in der „Frankfurter Zeitung" werden seinen Namen im Gedächtnis behalten. Wie oft hat er das aufkommende starke Talent zu fördern gesucht! Eine neue künstlerische Entdeckung konnte seine sonst verhaltene innere Glut zum Ausbruch bringen. Mit erbarmungsloser Strenge aber übersah er die Erfolge des Tages, die Mittelmäßigkeit. Als freier Schriftsteller stand Joachim Benn vor einer aussichtsreichen Zukunft. Dafür sprechen die wenigen Proben kleiner, sowohl in formaler wie stilistischer Beziehung eigen gearteter Beiträge, die die Zeitschrift „Neuer Merkur", Jahrgang 1915, veröffentlichte. Seine letzte kurze, mit Todesahnungen erfüllte Dichtung nennt er „Die gotische Pforte."

Joachim Benn hat sich nicht viele persönliche Freunde im Leben gewinnen können. Er suchte dem Geräusch der Welt aus dem Weg zu gehen.

Alfred Mayer

Digitized by Google

Von türkischen Frauen

Die Liebe zu den fein empfindenden, den grauen Tag des Lebens uns mit dem Sonnenschein ihrer Schönheit und Güte erhellenden und unseren rauhen Sinn sänftigenden Kameraden unseres Daseins, die Liebe zu den Frauen (S. 198) hat dem kaiserlich ottomanischen Major a. D. Franz Carl Endres die Feder geführt, als er sein Skizzenbuch „Türkische Frauen" schrieb.

„Wenn wir die Wahrheit sagen wollen, — heißt es in den vor 80 Jahren geschriebenen, aber noch heute sehr lesenswerten, prächtigen Briefen Moltkes über Zustände und Begebenheiten in der Türkei — so müssen wir gestehen, daß bei uns ein junges Mädchen von dem Brautstand in den Ehestand eine Stufe herabsteigt, denn die Vergötterung, mit welcher ihr gehuldigt wurde, kann unmöglich für die Dauer eines Lebens vorhalten. Im Orient wird die Frau durch die Ehe gehoben, und wenn sie auch dem Manne untertan bleibt, so herrscht sie doch in ihrer Wirtschaft über die Mägde und Dienstboten, die Söhne und Töchter. Ich will damit nur sagen, daß wir in der einen Richtung vielleicht zu weit gehen, während nicht die Armenier, aber die Türken in der anderen Richtung noch viel weiter gehen."

Seit den Tagen Moltkes haben sich die Verhältnisse nicht wesentlich geändert und so darf man dem Buch von Endres — abgesehen davon, daß es seines Inhalts wegen nach der rohen Einteilung unserer Lesehallen und Volksbibliotheken der „belehrenden" Literatur zufällt — einen erziehlichen Wert für uns zusprechen.

Ein Kenner des Orients und seiner Frauenwelt tritt uns wieder in Endres' neuem Buch entgegen, man muß das betonen, weil jetzt von vielen Seiten „türkische" Bücher geschrieben, gedruckt und vertrieben werden, ja, ich fühle mich geradezu verpflichtet, vor Verwechslungen mit anderen gleichlautenden Büchern, die ich nicht gelesen habe und nicht lesen werde, zu warnen. Das Buch von Endres ist im Verlag von A. Hertz in München erschienen.

Den Weg, welchen Endres mit seinen — nach wenigen Monaten in zweiter Auflage vorliegenden — Bildern und Skizzen von Land und Leuten der Türkei*) so glücklich beschritten hatte, hat er fortgesetzt, nicht weiter auf der Heeresstraße, sondern auf einem Seitenwege in das Zauberland der Liebe uns führend, wo der Vollmondschein der Sommernacht sein mildes Licht gießt über die verschwiegenen Laubgehege der Gärten, wo an den Stamm der Bäume gelehnt schöne Frauen auf den Geliebten warten, — und wir wieder inne werden des Wortes des Rumi, des Schönsten vielleicht, was über Liebe je gesagt wurde (S. 179): „Wo die Liebe erwacht, stirbt das Ich, der dunkle Despot."

Thomas Otto Achelis

Ludwig Thomas „Kritik"

Herr Dr. Ludwig Thoma beklagt sich im letzten Heft des „März" über meine im Berliner Tageblatt erschienene Kritik seiner drei Einakter

Er kommt bei dieser Gelegenheit, wie er es in solchen Fällen schon des öfteren, anderen gegenüber, tat, mit der Mistgabel an, wenn wir mit dem Degen kämpfen. Jeder nach seiner Weise. Wie liegen denn die Dinge? So begann meine Kritik.

*) Die Türkei. München, C. H. Beck. 1916.

Digitized by Google

„Als Ludwig Thoma im königlichen Residenztheater von seinen vielen Freunden und dem großen klatschenden Haus die Bestätigung eines Erfolges mit freudigen Verbeugungen entgegennahm, mag er nicht derer geachtet haben, die auch gern zu ihm halten, zu dem Dichter und dem politisch sozialen Satiriker, und die mit Scham hinausgingen. Sie schämten sich für den Dichter des stärksten Bauernromans der Gegenwart, des „Wittiber", den Dichter des „Andreas Vöst", daß er leichten Publikumserfolg mit gar so billigen und plumpen Mitteln und Mätzchen sich erkaufte".

Und sie endete mit der warmen Anerkennung des dritten Einakters, „Brautschau", die ein „prachtvolles Stück ungeschminkten Lebens" genannt wurde.

In dieser Feststellung (durch die angeführten Sätze) ist von den beiden sachlichen Einwänden — um das unqualifizierbare und durchsichtig gehässige Verlegenheitsgerede zunächst beiseite zu lassen — der erste widerlegt: der Publikumserfolg wurde klar konstatiert.

Der zweite Einwand bezieht sich auf den Satz meiner Kritik über den, auf Gerhart Hauptmann zielenden, Einakter „Dichters Ehrentag". Der hieß: „Es ist nicht ohne Ironie von tieferer Bedeutung, daß Thoma gerade auch immer mit seiner „Cochotte", dem Schlager der Saison, kommt und so alle seine Getreuen den echten und stets zu feiernden Dichter vergessen läßt."

Der Hieb saß augenscheinlich am besten. Herr Thoma unterschiebt mir, ich wolle andeuten, daß er „geschäftliche Interessen über künstlerische stelle oder dem Geschmack des Publikums entgegenkomme". Herr Thoma weiß recht gut, daß es zu bedeuten hat, er komme mit einem Saisonschlager, wenn man den Dichter in ihm suche. Die geschäftlichen Interessen des Herrn Thoma kümmern mich nicht. Ich suche allein die künstlerischen, denn nur dazu bin ich da. Das Entgegenkommen gegenüber dem „Geschmack des Publikums" ist aber in diesen und anderen Stücklein, die ich, wie sein Gesamtwerk überhaupt, genau studiert habe, für die kritische Betrachtung unverkennbar.

Das Publikum, dem Herr Thoma in diesem Falle — und niemals ich! — „beinahe göttliche Verehrung weiht", indem er es — wohlweislich nicht die andere, fast durchweg mit mir übereinstimmende Kritik! — zum Oberappelationsgericht mit einem ihm aus seiner Advokatenzeit verbliebenen Kniff erhebt — das Publikum sah in ihm diesmal wirklich den „Diener", den so „gemütvoll g'spassigen, mild frozzelnden Hoftheater-Thoma, der so überzeugend dartut, wie beruhigend doch das Leben ist." Was letzteres gewiß nicht Herr Thoma in plötzlicher Erleuchtung selber von sich sagt, sondern ein anderer Münchener Kritiker mit bitterer Ironie geißelte (Münchener Post), während ein dritter ihn in der erwähnten Dichtergeburtstag-Satire „ärgerlich" nannte. (Münchener Neueste Nachrichten).

Es stimmt, Herr Thoma: zwischen „Literaturbranche und Textilbranche" ist nicht allein insofern ein Unterschied, als es weiß Gott nicht die Kritiker sind, die sich besser auf System und Gewinnmöglichkeiten der Textilbranche verstehen.

Ich wenigstens darf von mir sagen, daß ich, meistens gegen das Publikum und gegen die Manufakturisierung, die von mir als echt erkannten Werte künstlerischer Natur stets mit durchzusetzen versucht habe, niemals aber die schalen Publikumswerte.

Digitized by Google

Das dürfte Herr Thoma sehr gut wissen, da doch, nach seinen Mitteilungen, über mich in München so viel Anekdoten erzählt werden sollen. Wie wohl gar über Herrn Thoma selber nicht? (Was eine beleidigende Zurücksetzung Herrn Thomas bedeuten würde!)

Allerdings verkehre ich in einem „Literaturklüngel". Aber wie Herrn Thomas Feinde, alte, ehrliche (auf die es gehen soll), so verkehren auch fast alle seine Freunde in diesem „Literaturklüngel". Ja er selber taucht sogar erfreulicherweise in ihm auf. Es stimmt: es bleibt eine „Verwegenheit", über Herrn Thoma ungünstig zu schreiben. In diesem Ausdruck Herrn Thomas kennzeichnet sich der richtige Instinkt für das von mir begangene Crimen laesae majestatis bajuvaricae!

München, 11. November 1916.

Dr. Joachim Friedenthal

*

So führt er seinen Degen, der elegante Friedenthal. Aber, um mit seinem Ahnherrn und Kollegen Schmock zu fragen: Warum schreit er wie ein Rabe?

Ich habe ihm schonend mitgeteilt, daß er nicht gerade sehr intelligent sei.

Herr Friedenthal hält nun ein sorgsam behütetes Geheimnis für verraten. Er glaubt, daß in den Klatschwinkeln Münchens Einer dem Andern bisher die Tatsache nur ängstlich ins Ohr geraunt habe.

Allein man muß doch nicht erst durch on dit's — dem alten Pariser sei es gesagt — durch on dit's erfahren, daß Herr Friedenthal mit von Herrschaften abgelegten Phrasen handelt. Das beweist er täglich in seiner deutschen Stiefmuttersprache; die Beweise werden gedruckt und gehen öffentlich um.

Kein Barbier muß darum heimlich in das Schilfrohr flüstern, daß König Midas Eselsohren hat.

Indeß, Herr Friedenthal soll nicht glauben, daß er als Individualität behandelt und gekränkt werden sollte.

Ich wandte mich gegen einen Uebelstand, der größeres Interesse beansprucht; ich brauchte ein Exempel, ich brauchte ein Präparat und ich erwischte rein zufällig den Doppelgänger der gutmütigen Frau Pollak.

Es ist ein Unfug, daß die Meinung eines Mannes, den niemals Jemand um seine Meinung fragen wird, etwas gelten soll, bloß weil sie gedruckt ist.

Wer aber seine Meinung ungebeten und ungefragt in die Welt hinausschreit, muß es leiden, daß man ihn ans Licht zieht.

Denn nur so kann man den Wert der Meinung prüfen.

Ich glaube nun nicht, daß man unbedingt einer Mistgabel bedarf, um Herrn Friedenthal ans Licht zu ziehen. So schlimm denkt man nicht von ihm, wenn schon er zu arg von „schalen Publikumswerten" spricht.

Das schale Publikum setzt sich aus vielen und aus verschieden gearteten Leuten zusammen. Sollte wirklich ein Mann darunter sein, der von Herrn Friedenthal etwas lernen kann?

Das wollen wir in dieser ernsten Zeit nicht hoffen.

Ludwig Thoma

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Neutrale Friedensregungen

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Von Quartal zu Quartal taucht das Gerücht einer neutralen Friedensanregung in der Welt auf als Symptom der frommen Friedenswünsche, die auf der Linie der Sonderfriedensgerüchte stehen. Dies habe ich von Anfang bis heute als ein Phantom gehalten, dem die Männer der Börsen mit Schmetterlingsnetzen nachjagen. Rußland, Italien und Frankreich sind militärisch, politisch, wirtschaftlich und vor allem finanziell so mit London verkettet, daß sie nicht ausbrechen können, sogar wenn sie wollten. Wird eines dieser Länder in dem Erschöpfungsdauerlauf, in dem Europa seine Lungen ruiniert, fußkrank und mürb, so meldet er seine bevorstehende Hinfälligkeit in London an und London wird dann daraus die faktisch politischen Folgerungen ziehen. Es geht im Weltkrieg nicht wie im siebenjährigen, wo Rußland aus der Reihe unserer Gegner hinter dem Rücken Oesterreichs ausprang.

Ernsthafter steht es mit dem guten Willen einzelner Kreise in den neutralen Ländern, den Vermittlungsmöglichkeiten näher zu treten. Die neueste verirrte Taube will man in Amerika gesehen haben. Dieser Fall gibt Anlaß, die Lage der Neutralen gegenüber solchen Problemen ins Auge zu fassen. Darüber habe ich der Wiener „Neuen Freien Presse" am 20. November die nachstehenden Ausführungen gegeben.

Die dem wiedergewählten Herrn Wilson in Washington und in Basel nachgesagte Vermittlungsneigung soll man weder sanguinisch noch spöttisch behandeln. In Wien und in Berlin werden die Schritte, die Absichten und die symptomatischen Gerüchte neutraler Staaten mit Gelassenheit und Aufmerksamkeit beobachtet.

Digitized by Google

Es ist nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, und ein „neutraler Diplomat" hat das den Nachrichten versichert, daß man in Washington pflichtgemäß „erwägen" wird, wie lang man die Dinge so weiter laufen lassen will und ob man überhaupt Mittel hat es zu verhindern. Für die Neigung zu einer amerikanischen Initiative mit dem Endziel einer Friedensvermittlung sprechen vom amerikanischen Standpunkt aus eine Anzahl realer, ideeller und staatsmännischer Gründe. Ein durch den Wahlsieg nach einem Riesenkampf gestärkter Präsident und seine geschwellte Anhängerschaft haben ein politisches und psychologisches Bedürfnis, ihre Aktivität durch eine Aktion zu markieren. Selbstverständlich ist es auch der heimliche Wunsch jedes Amerikaners, Amerika wenigstens als Schiedsrichter am Ausgang des Weltkriegs zu beteiligen und damit den heimlich ersehnten Uebergang der Hegemonie von Europa auf Amerika sichtbar zu machen. Wilson hat jetzt auch mehr Handlungsfreiheit und wieder festen Fuß unter dem Boden und ist nach einem Wahlkampf, der um seine Person ging, berufen und ermächtigt, auch persönliche Auffassungen und philantropische Reminiszenzen nicht ganz zu unterdrücken.

Die große Hemmung, die diesem Antrieb entgegenwirkt, ist innerer und äußerer Natur. Im Innern wünscht Wilson und die anglo-amerikanische Mehrheit der Vereinigten Staaten eine vorangehende, militärische Dämpfung Deutschlands und einen Erfolg der Entente. Auf diesen Erfolg warte man drüben seit 2½ Jahren und man hat sich heimlich an die Vorstellung gewöhnt, erst nach demselben eingreifen zu wollen. Nach außen aber glaubt man die Erlaubnis Londons zu einem ersten Schritt auf der Vermittlungslinie zu bedürfen. Hier beginnt der kritische Punkt der Diplomaten von Washington. Denn einerseits ist es wahr, daß bei Weigerung Englands, eine Konferenz zu beschicken, der praktische Erfolg der Konferenz von vornherein ausgeschieden ist. Andererseits belastet diese Weigerung England mit dem offenen Odium der

Digitized by Google

Friedensfeindschaft. Der Wunsch, England dieses Odium zu ersparen, das ist ein Hauptgrund der bisherigen Passivität der Neutralen, „das ist die Rücksicht, die den Krieg zu hohen Jahren kommen läßt."

Die Haager Konvention hat gut vorschreiben, man dürfe die Friedensvermittlung eines neutralen Staates „nicht als unfreundlichen Akt" erklären. Die Neutralen wissen seit September 1914, daß England Schritte von ihrer Seite als unfreundlichen Akt nicht erklärt, aber empfindet. Als die Schweiz vor zwei Jahren bei Amerika wegen eines gemeinsamen Vorgehens der Neutralen sondierte, winkten die Vereinigten Staaten ab, weil England ihnen abwinkte. Die Neutralen haben sich damit um das Verdienst einer unsterblichen Wohltat an allen europäischen Völkern, einschließlich Englands, leider in einem psychologisch wichtigen Zeitpunkt, der dann im Mai 1915 noch einmal gekommen war, bringen lassen. Sie haben sich inzwischen auch in ihren privaten Interessen, d. h. in den Handels- und Lieferungsinteressen ihrer Gewerbetreibenden spalten lassen. Die europäischen Neutralen sehen sich in einem Jahr auch in ihrer staatlichen Bewegungsfreiheit durch die Meeressperre so stark eingeengt, daß sie den einheitlichen Block, den sie machtvoll zwischen den feindlichen Koalitionen bei deren Gleichgewicht entscheidend hätten bilden können, heute viel schwerer zusammenhalten und in Aktivität setzen können, als im ersten Kriegsjahr. Daß jeder neutrale Staat den Wunsch und den berechtigten Ehrgeiz hat, schließlich der Friedensvermittler zu sein und daß die Konkurrenz dieser Wünsche latente Eifersucht als eine neue Hemmung wirkt.

Für Wilson steht letzten Endes die Frage an Weihnachten 1916 so:

Entweder will England in den Friedenszustand zurückkehren, dann fragt es sich nur, ob ihm eine direkte Unterhandlung, oder eine amerikanisch vermittelte angemessener und vorteilhafter erscheint. Darüber kann sich das Nordamerika ohne zu große Schwierigkeiten vergewissern.

Digitized by Google

Will England noch nicht einlenken, dann mobilisiert die neutrale Anregung Nordamerikas, unterstützt von den Noten oder den Sympathien der europäischen Neutralen und getragen von dem Friedensbedürfnis der Welt, die latente Friedensstimmung in den einzelnen Ententevölkern gegen ihre widerstrebenden Regierungen.

Ob er diese Wirkungen auslösen will, das wird sich Herr Wilson bis nach Neujahr überlegen und die Stahlindustrie Amerikas mit ihrem ganzen Munitionsanhang wird ihm scharf zusetzen „neutral", d. h. dann passiv zu bleiben.

Man sieht, es ist kein Raum zum Sanguinismus noch auch zum Spott. Aber man sieht noch etwas anderes und wie unter einem Scheinwerfer.

England hält den Frieden im Tower eingekerkert. Der Frieden ist selbst nach der Ansicht Englandfreundlicher Neutralen reif und überreif. Die Mittelmächte sind kein Hindernis nach den Erklärungen ihrer Staatsmänner. Aus ihrem Standpunkt, daß sie den Krieg nicht gewollt haben, ziehen die Mittelmächte die kerzengerade Folgerung, daß sie bei erreichtem Schutz ihrer Grenzen den Krieg nicht fortsetzen wollen, daß sie aber weder den Schild noch das Schwert niederlegen, wenn der Feind weiter anrennt.

Die Entente verstrickt sich in den unerhörten Widerspruch, den Krieg nicht gewollt zu haben, aber jahrelang fortsetzen zu wollen! Warum? Weil sie noch keine Eroberungen gemacht hat, oder weil sie Deutschland und Oesterreich-Ungarn „strafen" will. Wer gibt ihr das Richteramt? Als in Nikolsburg König Wilhelm von Preußen dem Frieden mit dem Beweisgrund widerstrebte, „die Oesterreicher müßten zuvor gestraft werden", erwiderte Bismarck, „Majestät! Deutschland hat kein Richteramt." Der König von England scheint keine Berater von gleich klarem Blick zu haben.

Digitized by Google

Der Friede ist im Tower eingekerkert. Die Belgier hätten seit Jahr und Tag aus England in ihr Vaterland zurückkehren können. Die Serben hätten nicht notwendig gehabt, das ihre zu verlassen. Die Rumänier stünden nicht vor dem schweren Schicksal, das ihr Vaterland heut bedroht, wenn nicht England unter Versprechungen, die von den Tatsachen widerlegt sind, den Frieden unter Verschluß halten würde. Diese Schuld der Friedensweigerung Englands grell kontrastierend von der Friedensbereitschaft der Mittelmächte wird die Geschichte noch schärfer hervorheben als es in den Erregungen des Weltkriegs heute schon erkannt und gefühlt wird. Wilsons Aktion aber wird weitgehend abhängig bleiben von der Genehmigung Loyd George's, vorausgesetzt, daß nicht die Minister des Friedentrotzes von einer Woge aus der Tiefe des verständigen englischen Volkscharakters über Bord gespült wird.

Zur Kanzlerrede

Von Alwin Saenger (München)

Belgien, November 1916.

In seiner Reichstagsrede vom 5. April 1916 hatte Dr. von Bethmann-Hollweg einen geschichtlichen Beitrag geliefert zur Bewertung der sittlichen Größe des Deutschland von heute; mit seiner Rede im Haushaltungsausschuß (9. November) bewies er darüber hinaus, daß wir ein großes Volk zu nennen sind.

Es ist eine vornehmlich bei uns Sozialdemokraten beliebte Ausdrucksweise: die Völker *selbst* wollen den Krieg nicht; Kriegshetzer und Veranstalter der Kriege sind die oberen Klassen der Besitzenden und ihre Regierungen, eine Ausdrucksweise, die übrigens im weiteren Verlaufe des Weltkrieges durchaus nicht auf sozialistische Kreise beschränkt blieb. Ob dieser politische Satz in allen Einzelheiten zutrifft, bleibe hier ununtersucht. Das französische und englische *Volk* haben jedenfalls durch historisch feststehende Tatsachen bewiesen, daß sie für ihre Länder nicht unehrenhaften Friedensmöglichkeiten gegenüber sich genau so ablehnend verhalten, wie ihre besitzenden Klassen und

Digitized by Google

Staatsmänner. Zieht man auf der Suche nach der unmittelbaren Kriegsursache die verantwortlichen politischen Staatsleiter vor das Tribunal, dann würde jedenfalls durch den ersten Teil der Kanzlerrede entgültig festgestellt, daß die deutsche Reichsregierung, was in ihren menschlichen Kräften stand, zur Verhütung des Krieges getan hat, und daß nur ein Verläumder wagen darf, zu behaupten, die Regierung habe den Weltbrand beabsichtigt, verursacht, gewollt oder gefördert. Hingegen haben verantwortliche feindliche Staatsmänner den Koalitionskrieg gegen Deutschland nach den vom Kanzler vorgelegten Dokumenten zweifellos gewollt und vorbereitet. An diesem vor der Kulturwelt durch den deutschen Reichskanzler festgelegten Tatbestand kann keine politische Subaltern-Phraseologie erfolgreich mehr mäkeln. Für die geschichtliche Beurteilung der Kriegsursachen hat Herr von Bethmann in dem ersten Teile seiner Rede das bisher wertvollste Material geliefert in einem politisch günstigen Augenblick. Ueber diese notwendigen Feststellungen hinaus scheint uns aber die außerordentliche Bedeutung der Worte des deutschen Kanzlers in der neuerlichen Darlegung jener Gedanken gegeben zu sein, denen er schon in der Rede vom April kraftvollsten Ausdruck verlieh: wir führen nur einen Verteidigungskrieg, nur der deutschen Erde gilt die unerhörte, gemeinsame Kraft dieser Leidenszeit, wir wollen und wollten nie und nimmermehr erobern. Dieser Wille erhebt uns heute über den Gegner, dessen Raubgier in den Namen Straßburg und Konstantinopel für immer niedergeschrieben ist und bleibt eben darum „unbezwingbar und unverwüstlich" und dieser Wille wird uns einst die Kritik eines besseren Jahrhunderts eintragen: die Deutschen kämpften nur für das Erbe ihrer Väter. Die Kriegsgeschichte straft alle gegenteiligen Unterschiebungen Lügen; nur in der Verteidigung war gegen der Welten millionenfache Uebermacht zu vollbringen, was vollbracht ist; nur so wurden die immanenten Kräfte des Bewußtseins zur Seite der ewigen Gerechtigkeit zu stehen in uns allmächtig. Das allen Gewalten zum Trotz sich Erhalten ist der deutsche Sieg nicht im kleineren Sinne eines gefangenen Sedan-Kaisers, sondern in dem größeren der Lebensnotwendigkeit einer deutschen Kultur für das Jahrtausend der kommenden Geschlechter. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister; möchten es auch die Wenigen erkennen, die alle Lehren der Geschichte nicht achtend in der Selbstbehauptung, den Kriegszweck nicht erschöpfend wiederfinden. Wir danken dem Kanzler dafür, daß er abermals die Lauterkeit unseres Kriegsgrundes vor der menschlichen Gemeinschaft feierlich bekräftigte. Mit größter Spannung hören wir hinüber zu unseren französischen Parteigenossen, ob sie auch nach den letzten Worten des Reichskanzlers nicht die Friedenshand ergreifen wollen. Folgen sie, die im Schatten der Bastille groß geworden, auch diesmal wieder blindlings den Spuren eines Grey,

Digitized by Google

geben sie auch diesmal, da sie wissen, daß ihr Land unversehrt bleiben soll, kein Echo, hetzen sie auch diesmal Hunderttausende von Proletariern weiter in Tod und Verderben, dann werden sie eine Anklage über sich ergehen lassen müssen, die mit warmem Menschenblut geschrieben wurde.

Der Klage um die vernichteten Lebensgüter hat der Kanzler im April erschütternden Ausdruck verliehen. Er hat das Volk, an dessen Schicksal er mit tatet, hoch gestellt; er hat auch sich weit über die Staatsmänner der Gegner erhoben; er hat es als deutscher Staatsmann auch in seiner neuen Rede verschmäht, die gift- und haßerfüllte Sprache der „westlichen Demokratie" anzuwenden und nach dem besseren Worte gehandelt. daß wir nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben da sind. „Wenn bei und nach der Beendigung des Krieges seine entsetzlichen Verwüstungen an Gut und Blut der Welt erst zum vollen Bewußtsein kommen werden, dann wird durch die ganze Menschheit ein Schrei nach friedlichen Abmachungen und Verständigungen gehen, der, soweit es irgend in Menschenmacht liegt, die Wiederkehr einer so ungeheuerlichen Katastrophe verhütet." (9. November 1916).

Jenseits des Kanals ist es immer der Weltbund, der in der Bestrafung Deutschlands seine erste Berechtigung findet, der erst die Aufzunehmenden nach der Fasson Norwegens und Griechenlands selig werden ließe, der um der englischen Entente willen geschaffen wird. Hier haben wir einen Humanismus nach den Hoffnungen der Besten und Größten des deutschen Volkes, ein erstrebtes Ideal um der leidenden Menschheit willen. Und so hat uns der Kanzler auch mit diesem aus reiner Sittlichkeit geborenen Gedanken einer endlichen Versöhnung der kämpfenden Völker hingewiesen auf des Philosophen „Mahnruf an die Deutschen": Ehrwürdig und heilbringend wird der Deutsche erst dann den anderen Nationen erscheinen wenn er gezeigt hat, daß er furchtbar ist und es doch durch Anspannung seiner höchsten und edelsten Kunst- und Kulturkräfte vergessen machen will, daß er furchtbar war.

Der Tod und die schlanke junge Frau

Von Eduard Reinacher

Eine schlanke junge Frau wohnte mit ihrem Manne in der Nähe des Meeres in einem Hause mit blanken Scheiben uud weißen Vorhängen. Die beiden waren glücklich miteinander, und als ihnen ein schöner starker Knabe geboren wurde, ließen sie einen Bildhauer kommen. Der baute in ihrem Garten einen Brunnen, wo eine

Digitized by Google

wunderschöne Frau das Wasser aus ihrer Schale langsam ins Becken plätschern ließ. Das sollte ein Zeichen ihres steten und innigen Glückes sein. Als aber das Söhnlein drei Jahre alt war, kam der Krieg, und der Mann mußte hinaus, nachdem er seine weinende Frau tausendmal geküßt hatte. Er aber verhielt sich das Weinen aus Scham, und um ihr nicht mit seinem Leid wehe zu tun. Als er nun schon viele Monate fortgewesen war, bekam sie einmal drei Wochen lang keinen Brief und kein Lebenszeichen von ihm und sie dachte eines Morgens darüber nach, bis ihr angst und bange wurde. Da rief sie nach ihrem Söhnlein, um sich seines Anblickes zu trösten. Er aber antwortete nicht und weil sie so sehr geängstigt war, meinte sie, er müsse sich irgendwo verlaufen und verirrt haben und ging zur Türe hinaus in den Wald dem Meere zu, um ihn zu suchen und sie rief und rief nach ihm, spähte in alle Büsche und blickte hinter jeden Laubhügel, aber ihr Söhnlein war nicht da. Da schrie sie vor Angst, meinend, er sei bis ans Meer hinunter gelaufen und die Wogen hätten ihn hinuntergezogen und sein junges Leben verschlungen. Da rannte sie so schnell sie konnte, dem Strande zu, um ihn den Wellen noch zu entreißen oder wenigstens mit ihm zu ertrinken. Als sie ans Meer kam, liefen die Wellen wie immer aus der weiten Weite heran, brachen sich am Ufer und liefen wieder in die Weite zurück. Und das Meer war grün gefärbt. Sie irrte am Ufer hin und her und rief in Verzweiflung den Namen ihres Sohnes. Da stieg der Tod aus den Wassern auf in der Gestalt eines ungeheuer dicken Meermenschen und in seinen Wanst hatte er wie einen Blumenstrauß zum Schmuck eine blutbespritzte Straußenfeder gesteckt. Der schrie: „Heda, du junge, schlanke Frau. Ich bin der dicke Tod! Willst Du mir Deinen Mann oder Deinen Knaben geben?" Da rannte sie ohne Besinnung nach ihrem Hause zurück, und sie meinte ihr Mann sei mit dem Boote ertrunken, das er befehligte. Er aber wartete in ihrem Garten auf sie, denn es war endlich Friede geworden; er saß mit dem Knaben schon zu Füßen der

Digitized by Google

wunderschönen Brunnenfrau! Und als sie kam, lief ihr der Knabe entgegen, schreiend, der Vater sei wieder da, und der Mann nahm seine schlanke junge Frau in den Arm und küßte sie. Sie aber verschwieg ihm, daß sie den Tod gesehen hatte, und bald vergaß sie es selbst.

Sprüche der Liebe

Von Musketier Max Barthel

Der Weg

Da, ich bin so viele Wege geschritten
Und habe viel geliebt und gelitten.
Auf dem Wege, den ich jetzt gehe, prunkt der Sonnenschein,
Der Weg, den ich jetzt gehe, mündet in Dich hinein.

Gefunden

Ja, ich bin ein Mensch mit vielen Schwächen,
Aber Du darfst den Richterstab nicht über meinem Haupt zerbrechen;
Denn wenn ich nicht suchte von Land zu Land,
Hielt ich denn in dieser Stunde Deine so liebe Hand?

Gute Nacht

Die große Stadt ist schon lange schlafen gegangen,
Nur dort auf den Bergen siehst Du noch Lichter prangen.
Gute Nacht! nun schlafe und vergiß mich nicht.
Mein Herz brennt für Dich wie auf den Bergen das Licht.

Der zärtliche Wald der Liebe

Jeden Tag schreien die Mörser und die Granaten rauschen.
Die Wälder warten und zittern und lauschen.
Du zärtlicher Wald der Liebe, wie bist Du so kühl!
Ich rette mich in dein einsames Gewühl.

Digitized by Google

Erwachen in der Nacht

Oft in der Nacht schreie ich auf und weiß nicht warum.
Die Nacht geht über das Schlachtfeld traurig und stumm.
Am toten Mann wütet die feurige Schlacht . . .
Da weiß ich genau: Du hast an mich gedacht.

Aufwärts zu Dir

Das Abendrot prunkt um den zerschossenen Wald in stiller Gnade
Und birst nicht im Trommelfeuer der Kanonade.
Also verschönt Deine prunkende Liebe die Wälder der Gier,
Mit breiten Armen greife ich aufwärts zu Dir.

Aber Deine Liebe

Klaftertief unter der Erde sind wir im Walde versteckt,
Daß uns der granatenschwingende Tod nicht entdeckt.
Aber Deine Liebe ist sicherer als unser Unterstand:
Zwischen Leben und Sterben behütet mich Deine Hand.

Du bist der Sommer

Die Gärten meiner Liebe sind im Feuer der Schlacht zerwühlt.
Du bist der Wind, der die armen Blumen kühlt.
Du bist die Quelle, die den dnrstigen Boden tränkt,
Du bist der Sommer, der mir neuen Reichtum schenkt.

Sarah die Unausbleibliche

Intermezzo

Von Walther Siegfried (Partenkirchen)

Die Zeitungen verkünden der Welt, daß Sarah Bernhardt „trotz ihrer 73 Jahre und ihres hölzernen Beines" sich auf eine neue Gastspielreise nach Amerika begeben habe, ein Stück im Koffer „Les Cathédrales" — mit dem sie ohne Zweifel Amerika zu neuer Wut gegen Deutschland fortzureißen rechnet. Dazu ließ sie sich in flammender Pose vor den Ruinen der Kathedrale von Reims photographieren und das Bild dieser neuen „Jungfrau" in allen Landen reproduzieren. —

Digitized by Google

Die unerhörte Konjunktur dieser Zeit hat also die alte Geschäftsfrau, Komödiantin und Deutschenfresserin nicht schlafen lassen. Wie durfte auch die Geschichte der Menschheit eines Tages von diesem Weltbrande berichten, ohne daß Sarah Bernhardt dabei gewesen wäre! Unerträglich zu denken! Vor allem aber geschäftlich: Die ganze Menschheit für Sensation empfänglich wie nie! Die Neutralen in Erregung zu versetzen mit jeder Greuelmär! „Une pièce donc! Une pièce, maître Dieusaitqui!" Ich will dich inspirieren. Schau hin! Wozu liegt die Kathedrale von Reims in Trümmern von den hunnischen Feuerschlünden? Wozu rauchen hundert französische Kirchen durch die Granaten englischer Notwehr? Schildere es! Schreie es! Nenn' das Stück „Les Cathédrales!" Ha, welch ein Wort! Welch ein Klang für meine voix d'or! (Elle est joliment ratée, cette voix, c'est vrai. Mais je la leur suggérerai toujours! Le public — heu! — une assemblée de sots!)

Les Cathédrales! Laß es alle zwei Sätze dreimal vorkommen, dieses hinreißende Wort! Inzwischen werde ich auf meinem Stelzbein pathetische Posen üben — inédites! — wie nur dieser weltgeschichtliche Augenblick sie gebiert; et tu verras, mon petit, ça nous fera une affaire, gegen die aller verflossene Sardou eine Bagatelle war!"

Und Sarah rieb sich das Welke, was einst ihre Hände gewesen, und besah im Stehspiegel die Maske unter dem roten Perrückenwirrwarr, die sie sich an diesem Morgen gemacht hatte. Aus einem langwallenden gown Poiret's, mit russisch-rumänisch-serbisch-montenegrinischen Ornamenten aufsteigend, rief dieses Werk der Schminke ihr selber nur noch legendenhaft erinnerungsfern ihre berühmte Erscheinung zurück.

„Ah ma chère Amérique", flötete sie, „du bist in Wahrheit das einzige Land der unbegrenzten Möglichkeiten! Selbst ma galante France hat mich ob meines Greisenbrands schnöde zum Vergangenen gelegt. Bei Dir allein kann ich wagen, was immer ich plane. Das Kühnste, das Gewagteste. Da wag' ich es noch heut!" ... Ein schwarzer Erinnerungsschatten trübte den Blitz ihrer Augen, den sie eben versuchte.

„Ces gredins de boches! In meinem Ruhmeskranze das einzige Blatt des Mißerfolges! Ah dieses Berlin!" ...

Ein langes Leben hatte sie sich den verhaßten Deutschen vorenthalten. Keine Versprechungen der Welt hätten sie über jene Grenze gebracht. Da — war's zu glauben! — wurde Guillaume auf einmal die große Mode der Welt. Kein vielgenannter Lord, kein französischer Rennyachtindustrieller, kein amerikanischer Milliardär, noch südafrikanischer Diamantenräuber, auch kein singender oder tragierender Stern galt mehr für voll, wenn er nicht mit

Digitized by Google

le kaiser einen Händedruck gewechselt, ein Wort von ihm zum Zitieren erhascht.

Schon war selbst Kollege Coquelin nach Berlin gefahren und hatte sich seine Kaiserunterredung, seine Liebenswürdigkeit für Frankreich geholt. Da durfte auch in ihrem Reklame-Riesenfolianten dieses Blatt nicht mehr fehlen. Auf die Zähne gebissen denn! (Es waren damals meisterhafte von Mister Evans kreïrte, der schon diejenigen Eugenie's plombiert.) Und los! Mißlicherweise war sie nur über dem langen Spucken auf Deutschland in die Sechzig geraten, und Phädra mußte sehr ausgeschnitten gehn. Doch was tat das! Sie war von der amerikanischen Geschmacks- und Urteilsstufe her an so beruhigende Erfahrungen gewöhnt! Wie sollten diese Prüssiens anspruchsvoller sein! Und mit dem Kaiser dachte sie sich das so: Gleichwie die Pariser Gassenjungen zur Zeit Louis Philipps den Fremden anbieten konnten, ihnen für 5 Francs den König zu zeigen, und für 10 Francs den König wie er weinte, (für 5 Frs. schrieen sie unterm Palais Royal vive le roi, bis er erschien; für 10 Frs. inszenierten sie eine kleine Volksovation, die den guten Bürgerkönig zu Tränen rührte,) — so brauchte nur ein französischer Komödiant in Berlin aufzutreten und der Kaiser erschien unfehlbar in seiner Loge und lud ihn zu sich. Ließe nun aber gar sie, die Göttliche, sich nach 40jährigem Schmollen erweichen, so würde Guillaume überhaupt nicht wissen, mit welchem Orden er auch nur annähernd dem Begeisterungsglück und dem Huldigungsdrange Berlins und seiner selbst Ausdruck verleihen könnte. Also hatte sie sich überwunden, hatte jenes wilde Land, jenes abscheuliche Berlin betreten, ihre Person, ihre Kunst vor jener populace prostituiert — aber was war geschehen! Diese Barbaren hatten für ihre Ruine gedankt, ihre faltigen Arme und Hände mit Flossen verglichen, und den Kaiser hatte sie überhaupt nicht gesehn.

Unter der Kreide ihrer Maske schoß etwas wie Zornröte empor. Mehr Nuance Tango, um es richtig zu sagen. Nicht eigentlich mehr rot. Aber auch nicht rein gelb. Und sie wutstampfte mit ihrem gesunden Bein, daß die Psyche mit der goldenen Empirebekrönung erbebte, in der sich schon die große Rachel gespiegelt.

„Aber warte, Guillaume! Der Tag meiner Rache ist da. Jetzt spiele ich meinen Trumpf aus! Du hast die Kathedrale von Reims zerschossen. Mit diesem Treffer treffe ich Dich zurück! Amerika soll flammen!" Sie richtete sich auf vor dem Glase, zu der ganzen übrig gebliebenen Größe ihrer Trümmergestalt. (Es war entschieden unbequem. Und das Schlaffe unterm Kinn war auf keine Weise mehr unbemerkbar zu kriegen, sobald irgend anderswoher als von unten seitlich Licht darauf fiel.)

Digitized by Google

„Quand même!“ ſchrie ſie. Wozu wäreſt du, ſtolzes Wort, zeitlebens meine Deviſe geweſen? „Quand même!!! Mein Patriotismus, der keine Jahre, keine Körperlichkeit kennt, mein Ruhm, der bis Arizona reicht, ſie werden alles überwinden! Was heißt: „La troisième jeunesse de Madame Prune?“ Ich werde der Welt La trentième jeunesse de Sarah Bernhardt zeigen! — — —

Und die Göttliche fuhr in einer unvergleichlichen Poſe, die Rodin zu einer Statue „L'Intrépide“, wo nicht gar zu einer neuen Nike hätte begeiſtern müſſen, über den unterſeebotdurchdrohten Ozean und iſt bereits im altgewohnten Newyork gelandet, wie ſeit 50 Jahren empfangen von den Interviewern, den nie fehlenden internationalen Diplomaten, und ihren kunſtbegeiſterten amerikaniſchen Verehrern. Bald wird ſomit über alle Erdteile die Kunde neuer, nieerlebter Triumphe dringen, nach Deutſchland aber der Schlotter einer völlig wieder umgeſchlageneu Gemütsverfaſſung der Vereinigten Staaten.

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichnis;
Das Unvergängliche,
Hier wirds Ereignis;
Das Unausbleibliche,
Hier iſts getan;
Die halbe Sarah noch zieht ſie hinan.

Huber und Cox

Von Hermann Keſſer

Das Gefühl für Politiſches iſt nicht zu erziehen, ohne daß angebaut wird. Erſtarrte Anſichten — mögen ſie für die Phraſenbildner noch ſo unentbehrlich ſein — müſſen erſetzt werden. Der Kampf um den Tatbeſtand iſt Tag um Tag aufs Neue aufzunehmen, die Sachlage immer wieder zu überdenken. Stets wollen wir uns entſinnen, daß wir zumindeſt ein Volk von Fauſt — und Gehirnmenſchen ſind; daß nicht gelegentlich mit einem Handgriff plötzlich vom Haß auf die Verträglichkeit umgeſchaltet werden kann, daß jede Vernunftpropaganda, ob wir nun ſchon am Rand des Krieges ſtehen oder nicht, ihre Zinſen tragen wird.

Nach dieſer Einleitung ſei berichtet, daß einer der nationalſten deutſchen Verleger, Eugen Diederichs, ein überraſchendes Buch herausgegeben hat

Digitized by Google

„Huber und Cox"*). Es werden darin — in einer Form, die an den handfesten und unbestechlichen Philosophen-Geist Friedrich Theodor Vischers erinnert — national-polemische Streitfragen zum erstenmal unpathetisch erörtert. Der deutsche Verfasser heißt Bernhard Guttmann und war vor dem Kriege der Vertreter der Frankfurter Zeitung" in London.

Er will in einem Dialog zwischen dem deutschen Huber und dem Engländer Cox seine Meinung über England und Deutschland sagen. — Kann man immer beipflichten? Antwort: Nein, weder hier, noch da, noch dort; ob nun deutsch, englisch oder neutral geurteilt wird. Aber darauf kommt es nicht an. Zu rühmen ist, daß mit dem tauglichen Instrument von Rede und Gegenrede ein politisches Denkexperiment gelungen ist.

Der Zweck ist, mit blühender dialektischer Satire zu packen, was beidseitig an schiefen, an krausen Behauptungen vollbracht worden ist. Huber und Cox umspinnen sich mit Beweis und Gegenbeweis. Das Inventar jener atemlos hassenden Leitartikel, denen kein Maß genügte, jener Gelehrten, die diesseits und jenseits die Nichtswürdigkeit der Gegner wissenschaftlich zu erhärten suchten, jener Ueber-Patrioten, die Worte wie Keulen handhabten; alles ist in dem Gespräch enthalten und wird virtuos und schillernd hin- und hergedreht. Huber und Cox reden zunächst ganz taub aneinander vorbei. Aber dann und wann knüpfen sich Bänder, reißen ab und knüpfen sich wieder. Es ist wie ein Spiel, bei dem einer dem andern geschickt in die Hände arbeitet — und wird doch mehr als eine bloße Sportleistung im gescheiten Hin- und Herreden. Die beiden geraten in eine zunehmende seelische Erwärmung, greifen aus ihren Tiefen heraus und klingen allgemach in einer geschickten Gedanken-Schachbrett-Technik menschlich näher zusammen. Als einzig Gemeinsames ist eine Sehnsucht nach Erleuchtung da. Im Uebrigen legt jeder seinen Standpunkt dar; denkt jeder verschieden. Im Finale steigen die starken Worte, der Ton wird schicksalhaft. Hier stehen tapfere und unabhängige Sätze, darunter einige, die in allen kriegführenden Ländern nur beherzte Menschen aussprechen, will sagen Menschen, die über die verstürmte Gegenwart weit hinausschauen.

Cox fällt in eine wohlargumentierte Resignation über die Zukunft Europas: „Kopfüber jagt, stürzt die Menschheit in den Hades hinunter. Wer will prahlen, er könne es besser als die andern? Europa will sterben; unsere Rasse erwürgt sich mit ihren eigenen Händen."

Und wieder sagt er: „Europa wurde von der Fülle starker Nationalgeister zersprengt, die es beherbergte.

Huber ist mißtrauisch. Er bezweifelt des Engländers Sorgen um das alte Europa und gibt ihm glatt auf den Kopf: „Die Einheit der Kulturwelt

*) Huber und Cox. Von Bernhard Guttmann. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1916.

Digitized by Google

war längst zur Fabel geworden. Eine neue wird es nicht geben, außer durch uns."

Darauf der trübe Cox: „Ich fürchte sehr, weder ihr werdet sie schaffen noch andere."

(Ein dritter könnte hineinwerfen, daß schließlich der Menschheit doch irgendwie weitergeholfen werden muß!)

Aber wer möchte Huber unrecht geben, wenn er endlich sagt, in dem unermeßlichen Schiffbruch der Zeit heiße es nach dem Himmel blicken, ob er noch Sterne trage?

„Am öden und schwarzen Firmament strahlt ein einziges starkes Licht. Es ist das Gestirn des Vaterlandes, dem müssen wir folgen, ihm nachziehend uns retten, oder scheitern. Uns würde der Untergang unseres Reiches das Ende von allem bedeuten. Wer nachher noch da wäre, fände sich zwischen Abend und Morgen vom Manne zum Zwerge verschrumpft."

Also bekennt der deutsche Huber; und betont Guttman, daß Gerechtigkeit für den Feind, politische Denkfreiheit und andere Verstandestugenden nichts anrüchiges sind, sondern aus dem allerwahrhaftigsten vaterländischen Empfinden erwachsen. (Kein Zeichen für sentimentale Schwäche!) Dafür spricht in „Huber und Cox" jede Zeile.

Diese Zitate als Tonproben; alles will im Zusammenhang aufgenommen sein.

Auf der letzten Buchseite schaut Guttmann noch nach einer Lösung aus, die Huber und Cox, die beiden Kontrahenten, einigen könnte. Er findet immerhin einen Abschluß.

Verschwiegenes Brausen von fernen Schlachten, Feuerschein ist in der Luft.

Götterdämmerung!" sagt Cox.

„Völkerfrührot!" ruft Huber.

So ruht in dem trefflichen politischen Responsorium alles auf einer etwas relativistisch durchwehten Wechselwirkung, es zeigt sich, wie schwer es ist, die Glaubensmacht der Vaterlandsliebe — von der Huber und Cox erfüllt und getrennt sind — auf eine verbindende Achse zu bringen.

Doch: Wohl Herrn Bernhard Guttmann! Er will ehrliche Musik machen und bläst erfrischende Melodien. Wer vermöchte schon heute eine allgemein genügende politische Kontrapunktik zu schaffen?

Zu Beginn des Gesprächs deutet Guttmann auf drastische Weise an, wer bei den Versuchen, einen solchen Generalbaß zu schaffen, nicht in Betracht kommt: Vorgeführt werden als (rasch erledigte) episodische Gestalten Sir Ralph Supercox und Jamnose einerseits, Edelhuber und Duckmauski anderseits. Die Allegorie ist verständlich, man kennt die Figuren an den Namen. Sie rennen aneinander und explodieren nach einem Wortgefecht ohnegleichen in Flammen und Geruch. Ein paar Häufchen grauer Asche bleiben zwischen

Digitized by Google

Huber und Cox liegen. Nach dem lärmenden Vorspiel hebt der Engländer an: „Nachdem wir von diesen Gästen nun befreit sind, lassen Sie uns, damit überhaupt etwas gerettet werde, auf die Grundlage jeder kultivierten Gesprächsbeziehung zurückgehen." Jeder Kulturmensch ist einverstanden. — Aber wer schreibt nun an der Themse das Gegenstück?

Zukunftspolen

Der polnische Magnat, der sich kürzlich zur Zukunftsentwicklung des neuen Polens dahin äußerte: „Wir sind so unaussprechlich gespannt — auf uns selbst" — hat wohl in diesem Wort eine der wichtigsten Vorbedingungen für den Aufbau seines Landes gekennzeichnet. Das Eigenverhalten der Polen, ihre Selbstdisziplin, die Einsicht und das Vertrauen in die organisatorisch bewährte Einführung in das neue Gebilde, für welches bisher mehr Idealismen als Realien vorhanden sind — müssen als bestimmend für die Konsolidierung wirken. Insolang der Krieg fortgesetzt wird, bietet sich den Polen, noch ehe ihre innerpolitischen Verhältnisse festgelegt werden können, die bedeutsame Gelegenheit, sich großenteils aus eigener Kraft und mit Kriegshilfe der Zentralmächte, die beste, solideste Grundlage für ihr neues, staatliches Sein zu schaffen, an dem Kampf um Polen mit allen Kräften teilzunehmen. Die Polen müssen einsehen, daß der gewählte Weg, vorerst selbst für ihre Befreiung kämpfen zu können und daher vor allem an die Bildung geregelter, polnischer Armeeformationen zu schreiten, im eminenten moralischen und praktischen Eigeninteresse liegt. Es mindert gewiß das Gewicht dieser Erwägung nicht im Geringsten, daß es auch die Interessen der Zentralmächte fördert, in einem starken, militärisch nach den Kriegserfahrungen wohlorganisierten Polen, keinen labilen Pufferstaat schaffen zu wollen, sondern einen verläßlichen Zukunftsgrenzenschutz gegen russische Ausdehnungsversuche, im Königreich Polen zu wissen. Der eigene Vorteil der Polen geht hier vollständig parallel mit den berechtigten Forderungen der Mittelmächte.

Jeder politisch weitsichtigere Pole wird über die von der Entente in Umlauf gesetzte Phrase, es solle aus Polen eine „preußische Provinz" gemacht werden, nur lächeln können. Der blinde Haß, der die Republik Frankreich und den angeblichen Vorkämpfer für Menschenrechte, England, mit der russischen Autokratie in ein Lager brachte, mag französische und englische Politiker auf das klassische organische Statut vom Jahre 1832, mit dem Rußland alle seine feierlichen Zusicherungen einer polnischen Verfassung und polnisch-nationalen Selbstverwaltung mit einem Fußtritt umstieß und das damalige Königreich Polen zu einer „russischen Provinz" degradierte, vergessen lassen, kein Pole jedoch wird dessen nicht eingedenk sein und wird da — auch nur in Gedanken — deutsche Politik mit moskowitischer zusammenwerfen.

Daß die polnische Intelligenz und der polnische Nationalgeist alle Fähigkeiten in sich tragen, unter Anleitung, Beispiel und Hilfe, der Patenstaaten Neupolens, in verhältnismäßig kurzer

Digitized by Google

Zeit, polnische Kräfte ins Feld, für polnische Ziele zu stellen, ist nicht zu bezweifeln.

Und daß sich zu einem späteren Zeitpunkt, wenn friedliche Zustände eingetreten sein werden, auch genügend zum staatlichen Aufbau verwendbare Kräfte finden werden, kann auch als sicher gelten. Das Beispiel hierfür liefert Oesterreich, das in seiner Verwaltungshierarchie ungezählte, polnische, wohldisziplinierte Männer zählt.

Wenn sich Deutschland auch als in vielen Hinsichten und insbesondere in militärischer Beziehung, in der Lage des Reicheren befindet, der mehr für das neue Polen tun kann als Oesterreich, wird doch kaum ein Pole das große Verdienst der Donaumonarchie um die polnische Frage und das Polentum vergessen können: Oesterreich hat dabei die Schwierigkeiten, die ihm um Galizien erwachsen könnten, sofort in polenfreundlichem Sinn abgedämmt, um des höheren Zieles willen.

Schon die große Errungenschaft, wieder polnisch fühlen, sprechen und handeln zu können, sollte so bestimmend auf das ganze Polentum einwirken, daß Undank, Nörgelei und Egoismus gar nicht aufkommen können.

Und haben einmal Polen für Polen im größeren Stil gekämpft und gesiegt, dann wird sich wohl jeder Zweifel an der zukünftigen Gestaltung dieses Staates erübrigen und der polnische Edelmann, der von der Spannung auf das eigene Verhalten spricht, sagen können: Die Polen bewähren sich . . . v. S.

Bachs Uebersetzer

Dem Lyriker Ernst Lissauer hat man, zu allen Zeiten, sehr viel Unrechts getan, hat ihn — einseitig — politisch, als Phänomen, gewertet: anfangs blind jauchzend, zuletzt blind verdammend. Echte Kunst aber ist unpolitisch, ist überpolitisch; ohne es zu wollen, leugneten Lissauers politisierende Beurteiler seine gewichtigste Leistung und ursprünglichste Anlage. Auch sonst nicht zum Heil der Gerechtigkeit fielen ihre Entscheidungen: Ein lyrischer Vertreter seiner Zeit büßte ihre Fehler. Wesentlich ist ja weder, daß ein junger Jude aus der Kurfürstendamm-Atmosphäre für Protestantismus, Acker, Strom und Blücher sich entschieden hat; noch daß ein gereifter Preuße und begeisterter Christ in alttestamentarischen Generationen-Haß zurückgefallen ist. Wesentlich ist — einzig —, in beiden Geländen, die fertige Kunstleistung. Die ist über Liebe und Haß hinaus, eigenkräftig genug, um, endlich einmal, eiferlose Achtung zu finden, und ihre jüngste Frucht („Bach"; bei Schuster & Löffler, Berlin) liefert den bündigen Beweis, daß der „Haßgesang" nur episodische Bedeutung besaß, daß der wahre Lissauer doch von jener ehrfürchtigen Liebe gänzlich besessen ist, die den Künstler formt. Ob der vollen Künstlerschaft andere Bedingungen erfüllt sind? Sicherlich, zu gutem Teil. Und wenn die Grazien allein ausgeblieben sind, so liegt das, ganz und gar, darin begründet, daß hier einmal ein Dichter durchaus zeitgemäß sich auswirkt: gemäß der künstlerischen Uebergangszeit unserer Jahrzehnte.

Ernst Lissauers gewichtigstes, auch greifbarstes, Kennmal ist: Rhythmus. Wie ihn auch der Liebhaber einer anderen Musikalität weder bei Richard Strauß noch bei Franz Marc schlichtweg zu leugnen vermag, so keinesfalls bei dem Sänger dieser „Idyllen und Mythen", die nach älteren Kunstbegriffen, eher wie steile

Digitized by Google

Hymnen und (ins Erhabene gereckte) Parabeln gemuten, bei denen, indessen, — wie überall — Name nur Schall und Rauch ist. Es liegt die, höchst persönliche, Transsubstanziation von Bachs Tonrhythmik in neue Wortrhythmik vor; und man kann sich seinen Johann Sebastian — vielleicht — ganz anders deuten und muß doch, bei einigermaßen gerechter Interpretation akustischer Eindrücke, gestehen, daß Beides, Persönlichkeit und Rhythmik, in hohem Grad vorhanden sind und starke Wirkung üben. Freilich: es ist eine kunstgewerbliche Verklärung, die, aber aus reinstem Künstlerwollen heraus, Bach hier erfährt; es ist die unschlichte, bewußt feierliche Uebersetzung in die Sprache Eines, der Wagner, gewiß wider Willen, zutiefst erlebt und erlitten hat, und der neue von Stabreim, Anapher und pompreicher Metapher nicht lassen kann, es ist eine unverkennbar intellektuelle Rhythmisierung seelischens Erfühlens; die Form einer niemals und nirgends naiven Kunst.

Wer, bei Lissauer, schroff sie ablehnt, muß, folgerichtig, aus seiner Anhängerschaft an Goethe, Eichendorff, Keller und Mörike heraus, Platen, Hebbel, Whitman, Holz, Däubler und Nadel verwerfen. Besser aber wäre ein Anderes: von Schiller zu lernen, daß die Erde Raum für Alle hat, daß naive und sentimentalische Dichtung, wenn nur jede stilistisch scharf gegrenzt, daseinsberechtigt sind. In des älteren Pathetikers Wortsinn „sentimentalisch" dürfte, mit dem ganzen bewußten Protestantismus, zu nicht ganz geringem Teile, auch der Meister des wohltemperierten Klaviers sein. Und erst die strenge Scheidung: „Hie Haydn und Mozart — dort alle Fugen und Motetten des Thomaskantors" klärt, restlos, die Gefahr völliger Begriffsverwirrung, wo, mit den Begriffen, von höchsten Rechtes wegen, auch die — begrifflich umschürenden — Worte ausbleiben sollten. Im Preußentum (nicht nur in der Rasse, der sein neuester Dichter entstammt) steckt vom Aufklärer Fritz her, ein gut Teil Intellektualismus; Kant und das „Ich dien" sind, allein vom reinen Gefühl, schwer faßbar; Kleist selbst pflegte, allerdings erst nachträglich, ungebrochene Empfindungslinien begrifflich zu überspitzen. Ernst Lissauer dichtet Preußentum. Ein Künstler, der vom Kunstgewerbe kommt; ein mühsamer Arbeiter; keiner, der elementar sieht, schreibt und singt; vielleicht ein Techniker. Aber Einer, dem zu horchen verlohnt, und das vollends in Tagen, die an mangelnder Handwerksbeherrschung zehren. Vielleicht mit Schönherr nicht allzu weitläufig verwandt; doch, ohne Zwang zur Bühnenvergröberung, sauberer, feiner, dichterischer. Wer den, mit großem, oft geschmackreichem, Kunstverstand „bosselnden", Lyriker Lissauer (aus reinen Motiven) „undeutsch" schelten möchte, sollte es nur tun dürfen, wenn er von seinem Idol des deutscheren Dichters ein Vaterland heischen will, daß größer ist, als das Gefild von der Memel bis an den Belt: ein Land, fähig, statt preußischen Eisens, das von Rostflecken niemals frei bleibt, reinsten, schimmernden deutschen Stahl an den ehernen Tag zu fördern.

Franz Grätzer (München)

Die Dame in der Wildnis

Wer jemals Albaniens rauhe Bergluft atmete und sich von dem Rauschen des weißen Drin in den Schlaf wiegen ließ, stürzt mit Heißhunger auf jede Schrift, die von dem heute noch so wenig durchforschten Lande Kunde zu geben verspricht.

Digitized by Google

Eine nicht geringe Enttäuschung aber bringt das Buch, in dem Gertrud v. Laffert, die Gattin des deutschen Vertreters bei der albanischen Grenzvermessungskommission von 1914, über „Vier Monate in Albanien" berichtet (Verlag Georg Stilke, Berlin 1916). Im besten Falle ist es bedeutsam als Beitrag zu dem Kapitel: Die Psychologie der Dame in der Wildnis. Was bleibt allerdings von der albanischen Wildnis mehr als eine albanische Landschaft, wenn man sie wie Frau v. Laffert unter dem Schutzgeleit von dreihundert Soldaten und mit Gepäck auf sechs Tragtieren durchstreift, wenn man verpflegt wird: morgens mit Milchkaffee, zwei Eiern und Marmelade, um zwölf Uhr mit Suppe, Fleischgericht und süßer Speise, um fünf Uhr mit Tee, Keks und Marmelade, um siebeneinhalb Uhr mit zwei Fleischgerichten, Käse und Kaffee, wenn man sich mit frischem Pilsner und eisgekühltem Sekt erquicken kann, wenn man sich zum Schutz gegen Frost in einem Schlafanzug, eine wollene Unterjacke nebst Bloomers, einen Sweater, zwei wollene Decken und noch in eine Pelzjacke einzuhüllen vermag und wenn man sich schließlich zur geistigen Erfrischung die „Elegante Welt" und die „Dame" nachschicken läßt!

„Elegante Welt" und „Dame" deuten nicht übel die Sinnesart an, mit der behaftet Frau v. Laffert, politisch wie unpolitisch, Albanien und Europa betrachtet. Weltanschauung: Herzblättchens Zeitvertreib. Die Fahrt von Korfu nach Durazzo findet sie „einfach scheußlich", über den Anblick der Hauptstadt des kurzlebigen albanischen Fürstentums ist sie „einfach entsetzt", und mit dem Nasenrümpfen einer Marquise des ancien régime mißachtet sie als „gänzlich rasse- und charakterlos" alle „schlecht gezogenen Lebewesen", ganz gleich, ob Mensch oder Tier. Als die Kunde von der Serajewoer Mordtat einläuft, erklärt sie dem russischen Vertreter bei der Kommission, die ganzen Serben wären ihr jetzt so widerlich, daß sie niemals wieder mit einem von ihnen sprechen wolle, was sie nicht abhält, sich einige Tage später von einem serbischen Offizier den Bären aufbinden zu lassen, die Südslaven hofften für den Thron des erträumten Großserbenreichs einen Hohenzollernprinzen zu bekommen!

Das Niedlichste aber leistet sie sich, als der französische Delegierte sie am 14. Juli mit den Herren der Kommission zur Feier des Nationalfestes einlädt. Die Bedeutung dieses Festes muß sie sich erst erklären lassen. „Als ich dann hörte, daß es zur Erinnerung an die Erstürmung der Bastille, also des Beginns der französischen Revolution stattfände, wollte ich unter keinen Umständen daran teilnehmen. Ich sagte dem (russischen) General, daß die französische Revolution für mich das Abstoßendste und Widerwärtigste wäre, das es überhaupt in der Geschichte gäbe, und daß ich nicht einer Feier beiwohnen wolle, die die Königsmörder verherrliche." Das ist kein fauler Witz, sondern steht wörtlich nnd buchstäblich zu lesen auf Seite 124 und 125 von Gertrud v. Laffert, „Vier Monate in Albanien", erschienen bei Georg Stilke-Berlin im Jahre 1916. Im Jahre neunzehnhundertundsechzehn! Und kein Freund hat es dieser ahnungslosen Dame erspart, mit solchen Bekenntnissen sich und schließlich auch die Schicht Deutschlands unrettbar bloßzustellen, zu der sie gehört! Und kein Berater hat ihr mit Hinweis auf den unvergeßlichen Fürsten zu Pückler-Muskau gezeigt, daß man in fremden Strichen schweifen,

Digitized by Google

sehr blauen Blutes sein und doch der einengenden Vorurteile entbehren kann! Und Pückler-Muskau schrieb um 1830, Gertrud v. Laffert fast drei Menschenalter später!

Damit soll nicht geleugnet werden, daß, von dem beigefügten, zum Teil ganz netten Bilderschmuck abgesehen, das Tagebuch manche niedliche Bemerkung über Land und Leute enthält. Und einmal, wo sie von den Hunde-Proletariern Skutaris spricht, scheint durch eine Art Eingebung sogar etwas wie eine Ahnung von anderen sozialen Schichten und Kräften in ihr aufzutauchen, als die, in der sie lebt und die sie „die Gesellschaft" nennt: „Wehe", schreibt sie, „wenn diese Bestien sich zusammenrotten und draußen jagen gehen. Dann erwacht in ihnen die Kraft und die Wut der Massen, sie brechen in die Schafherden ein und reißen nieder, was sie erreichen können."

Aber der Schein trog: Frau v. Laffert meint wirklich nur die Hunde.

Hermann Wendel

Der Brunnen

Von Max Fleischer

Aus dem schwarzen Schollen
rieselt quellenrein
eine Liebe in den Sonnenschein.

Aus den schweren vollen
Kelchen überm Rain
sickern Samenpollen
in die Furchen ein.

Und die ewige Flut,
die das Wunder tut,
kreist und geht in Welt und Menschheit ein.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

☞ **Diesem Heft liegen Prospekte bei:** J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin: über wertvolle Bücher zu Weihnachten 1916. — Verlag von Ferd. Wyss, Bern: über Dr. Max Beer, Das Regenbogenbuch, das in Heft 17 vom 29. April d. J. eingehend besprochen wurde.

Digitized by Google

Englands politisches Vermächtnis

Von J. P. Buß

Die Hinterlassenschaft der großen politischen Köpfe des modernen England darf nicht gewertet werden von der engen Warte vielbeliebter zeitgenössischer Konjekturalpolitik. Schon der gesunde politische Verstand sollte uns eine solche Betrachtungsweise, die höchstens sentimentalen aber unpolitischen Gefühlen Rechnung trägt, verbieten.

Oskar A. H. Schmitz kennzeichnet in seinem im Verlage von Georg Müller erschienenen Werke: „Englands politisches Vermächtnis an Deutschland durch Benjamin Disraeli" die Wesenheiten eines seltenen britischen Staatsmannes in biographischer und psychologisch-motivierter Darstellung. Er sucht und findet den ganzen Disraeli in seinen Werken, in seinen geistvollen literarischen und politischen Romanen, die den größten englischen Konservativen in seinen unvergleichlichen Eigenheiten als Juden, als Künstler und als Mann der Tat offenbaren. Der „israelitische Magier" — wie ihn seine Gegner und Verkleinerer nannten, ist der Begründer des neuen lebensstarken englischen Konservativismus geworden, eines Konservativismus, der „die konservativen Ueberlieferungen mit den sozialen Forderungen seiner Zeit zu versöhnen wußte" und der mit dem deutschen Konservativismus derer um J. Stahl im Grunde wenig gemein hat. Schmitz glaubt: Der deutsche Konservativismus ist heute da, wo die konservative Politik Englands in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts stand, wo der junge Disraeli, ihr bedeutsamster Verkörperer, am politischen Horizont auftauchte. „Disraeli aber hat, wie kein anderer, aus dem Gegensatz seiner Natur heraus, die Größe der englischen Ueberlieferung wie die Entartung des Engländertums seiner Zeit erkannt. Noch einmal

Digitized by Google

hat er dem englischen Volk den Spiegel vorgehalten und seinen bereits nach Pitt beginnenden Niedergang um mindestens ein halbes Jahrhundert verlangsamt. Als Fremder und doch Brite verstand, verehrte und verachtete er England, und so ist er zum Testamentsvollstrecker seiner politischen Weisheit geworden, deren Erbe wir heute anzutreten haben."

Sein langes Leben hindurch fesselten ihn die Eigenheiten des wahren Abenteurers und schon in seinen „Home letters" finden sich, wie Schmitz bemerkt, glänzende politische Beobachtungen: „Raub wird ehrenvoller als Krieg, da der Räuber sich bezahlt macht, während der Krieger stets mit dem Sold in Rückstand ist." Ihm ist der feine Geist der ursprünglichen Schöpferkraft gegeben: „überall in Disraelis Welt herrschen Geist und Wille;" er ist eine der größten Willensnaturen der neueren Geschichte. Schmitz' in manchem Betracht allerdings stark idealisierte Auffassung hebt das Hauptmoment, das das Leben Disraelis entscheidend bestimmt, den reinen Ehrgeiz, viel zu wenig hervor, wenn der Autor auch nicht ganz verschweigen kann, daß eben dieser auf die Tat gerichtete Ehrgeiz in dem Engländer den endgültigen Sieg davongetragen hat.

„Der Kampf für englische Größe gegen die Nützlichkeitslehre ist der rote Faden, der sich durch Disraelis ganzes politisches und dichterisches Leben zieht." Zu Beginn seiner einzigartigen politischen Laufbahn schrieb er: „Das Torytum hat sich überlebt, und ich kann mich nicht entschließen, ein Whig zu werden." Der landjunkerhafte traditionell-englische Konservativismus ist ihm ein Gegenstand des Spottes und die Notwendigkeit seiner Reform von Grund aus erkennt er an. Schmitz faßt diese Lebensaufgabe Disraelis zusammen in den Worten: Er suchte nicht im Sinn Wellingtons als ein Lobpreiser der Vergangenheit eine dem Untergang geweihte Weltanschauung hartnäckig aufrecht zu erhalten, sondern er fand aus der tiefen Menschenerfahrung seiner Rasse heraus einen neuen Ausdruck, der den Geist der Zeit umfaßte, aber den zerstörerischen Forderungen des

Digitized by Google

Umsturzes widersprach. „Diese Anschauungsweise sollte das noch immer politisch unreife Deutschland als Vermächtnis von England übernehmen." Sicher ist Disraeli der Meister jeglicher gesunder, neuzeitlicher, sozialkonservativer Politik geworden. Denn die soziale Frage bildete ein Kernpunkt seines politischen Schaffens und er hat auf solche Art den konservativen englischen Arbeiter des 19. Jahrhunderts geschaffen.

Um den englischen Ackerbau zu erhalten führte Disraeli den vorerst erfolglosen Kampf gegen die Vertreter der Freihandelslehre: „Dazu kam der nationale Gedanke, die Ernährung des Landes im Kriegsfall möglichst lange unabhängig von fremden Völkern zu erhalten." Denn wir dürfen das damalige England nicht mit dem alle Zugangs- und Verkehrsstraßen der Welt beherrschenden heutigen England vergleichen, dem die uneingeschränkte Ausfuhr aller Länder auch im Kriegsfall voll zu Gebote steht, was aber das britische Weltreich nicht von der drohenden Gefahr befreit, vor der Disraeli zeitlebens warnte: „Das Schicksal der reinen Handelsstaaten ohne Beziehung zum Land wird stets dasselbe sein; obwohl sie für einen Augenblick blühen, obwohl ihre Häfen mit Schiffen gefüllt sein mögen ... ... so gibt es doch kein Grund, weshalb England eine Ausnahme sein sollte für das, woran die Blätter der Geschichte traurig erinnern, weshalb England nicht verblassen soll, wie der thyrische Purpur, nicht zerbröckeln wie die venizianischen Paläste." Disraelis englische Politik läuft dahin zusammen, wo sich Ueberlieferung und Fortschritt natürlich verwachsen.

Das psychologisch interessanteste und bemerkenswerteste an dem Buche von Schmitz ist wohl die Synthese, die er aus einer Gegenüberstellung Disraelis und Bismarck zu ziehen sucht. Wenn man, wie es der Verfasser tut, Bismarck als den Verkörperer deutscher Vielseitigkeit ausgibt, so kann dem englichen Konservativen ebendiese Eigenschaft mitnichten abgesprochen werden. Er hat nichts gemein mit der vielgerühmten englischen Beschränktheit, nur mangelte ihm die erhabene intuitiv-staatsmännische

Digitized by Google

Genialität, die dem ersten Kanzler des deutschen Reiches eigen war. Allerdings war Bismarck der vom Schicksal Begünstigtere: „Bismarck stammte aus einem vornehmen Haus und wurde gleich in dem gesellschaftlichen Rahmen geboren, innerhalb dessen er sich sein ganzes Leben lang betätigte; aber er hatte politisch erst eine Nation zu schaffen, und das ist ja der Inhalt seines Werkes. Dagegen fand Disraeli ein politisch reifes Volk vor, aber er hatte sich gesellschaftlich darin erst den Platz zu erobern, von dem aus er wirken konnte ... Beide Männer besaßen dieselbe erhabene Auffassung dessen, was große Völker ihren geschichtlichen Ueberlieferungen schulden; in Bismarck beruhte sie auf dem Glauben, in Disraeli auf der Erkenntnis." Aber der unvergleichliche staatsmännische Wirklichkeitssinn des derben pommerischen Naturmenschen ward notwendigerweise erfolggekrönter als das Gesamtergebnis der Produktivität des nach dem Lebendigen ausschauenden, englischer Begrenztheit fremden Künstlers.

Disraelis politisches Vermächtnis ist in erster Linie englisches Vermächtnis. Und an solchem Maßstab gemessen ist es ragend, zukunftstragend. Aber das zeitgenössische England hat sich von den Endzielen der Lehre Disraelis jenen so weit entfernt, wie eng es sich auch an manche Richtlinien seines konservativen Meisters angelehnt hat.

Uns Deutsche muß der Anblick des Werkes Disraelis von neuem gemahnen, daß es über allem Wirschaftlich-Expansiven, über allem Nützlichkeitsprinzip und Materialismus etwas Unantastbares und Ueberragendes für den gesunden Staat gibt in der Existenz individueller Geistigkeit und aristokratischer Kultur.

Digitized by Google

Die Slawen und der Weltkrieg

Von Julius Gmelin

Die Slawen und der Weltkrieg. Lose Skizzen von Alexander Brückner. Tübingen 1916. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Der Wert dieses Buchs liegt vor allem in der Persönlichkeit des Verfassers. Erscheint doch Alexander Brückner, der Professor für slawische Literatur an der Universität Berlin, zu einer Aussprache über die slawische Frage wie kaum ein zweiter geeignet, durch Beruf wie Geburt. Stand doch seine Wiege in Tarnopol, der bedeutendsten Stadt von Ost-Galizien und damit in einer Umgebung, die dem Deutschen von Abstammung von Jugend auf die Kenntnis des Polnischen wie des Ruthenischen oder Kleinrussischen und damit des Russischen überhaupt sicherte. Er ist damit der gegebene Dolmetscher jener für uns andere Deutschen immer etwas fremdartigen Welt geworden. Seine neue Arbeit wendet sich zu den drei wichtigsten Einzelfragen, die in der slawischen Frage dieses Weltkriegs eingewickelt heute so mancherlei Federn, berufene und unberufene, in Bewegung setzen. Das sind, abgesehen von dem allgemeinen Problem des Panslawismus, das in der Einleitung erörtert wird, die polnische, die kleinrussische und die litauische Frage.

Die polnische Frage wird, als wichtigste der drei, in acht Abschnitten auf 66 (unter 173) Seiten vor allem in zweierlei Richtung erörtert: einmal als historische und sodann als politisch-aktuelle. Als historische in dem Kapitel: „Warum ging Polen zu Grunde?" Darauf wird hier im Gegensatze zu den sonst meist beliebten Antworten (Verfassung, „Liberum veto", Recht der Conföderation, religiöse Unduldsamkeit), die Lösung einfach in der Geographie gefunden, die es von Hause aus in schwersten Nachteil gegenüber seinem Hauptkonkurrenten, Rußland, brachte. Damit trifft der Verfasser sicher einen Hauptpunkt: der erste Faktor in der Geschichte eines Volkes ist allemal die Geographie seines Landes. Deshalb bleibt aber doch immer offen, ob nicht auch andere Faktoren verdienen, wenigstens als mitwirkend anerkannt zu werden. Brückner selbst bejaht dies im Grunde, da nachher doch das Liberum veto in seiner Schädlichkeit nicht übersehen wird, während wir für die Bedeutung der religiösen Unduldsamkeit, die durch die (fremden) Jesuiten hereingebracht wurde — im Gegensatz zu der ursprünglichen Toleranz — schon einfach auf das von Polen selbst herstammende polnische Kapitel in der Denk-

Digitized by Google

schrift der „Liga der Fremdvölker Rußlands" („Kennen Sie Rußland") hinweisen dürfen. Als eine letzte vierte Ursache wird immer die Tücke der Nachbarn, obenan Rußlands, zu gelten haben, die übrigens ja auch bei Brückner, wenn er sie als solche auch nicht besonders nennt, ihre genügende Rolle spielt: vollends wenn man als Ergänzung dieser Schrift seine sonstigen Werke, obenan das in seiner russischen Literaturgeschichte über Katharina II. Gesagte, heranziehen darf.

Die Ueberleitung zu dem Kapitel, wie die heutige polnische Frage zu lösen ist, bildet der Abschnitt über Polens „historische Mission". Die wird nicht mit andern in der Abwehr der Barbaren des Ostens, der Reihe nach mit Tataren und Türken anfangend, gesehen, sondern in der Einzahl des Barbaren, nämlich Rußlands oder, wie es historisch schärfer zu betiteln ist, des Moskowitertums als spezifischen Großrussentums. Das wird ja wohl in der Hauptsache immer für jeden unter uns die sympathischste Antwort sein, nur daß dann darin, ob auch mehr der Sache, als den ausdrücklichen Worten nach eingewickelt bleibt als Konsequenz dieser Antwort das Eintreten für eine möglichst polenfreundliche, nicht feindliche Lösung des gegenwärtigen Problems: d. h. daß der bismarckischen Tradition, die Freundschaft mit Rußland als den Eckpfeiler der preußisch-deutschen Politik zu behandeln, mit Nachdruck der Abschied gegeben und die Bethmannsche angenommen wird.

Innerlich in nächster Beziehung zur polnischen steht die litauische Frage. Deren objektiver Tatbestand liegt darin, daß seit dem letzten Jahrhundert, weniger im Zusammenhang mit dem sonstigen Erwachen der Nationalitäten als auf Grund des russischen Schürens, ein litauischer Nationalismus erwacht ist, den vor allem gegen das Polentum zu wenden ein Hauptbestreben Petersburgs gewesen ist, vielfach nicht ohne Erfolg. Brückner nun erinnert daran, daß Polen das Verdienst hat, Litauen vor der Absorption durch Moskau bewahrt zu haben: das erste Mittel der Erhaltung seines eigenen Lebens, so in der Sprache, war die auf den ersten Jagellonen-König (1386) zurückgehende Unterstellung unter die katholische Religion Polens gewesen, während sonst Litauen gleich Weiß- und Klein-Rußland innerlich wie äußerlich rettungslos dem moskowitisch-großrussischen Rachen schon auf Grund des gemeinsamen Orthodoxismus verfallen wäre. Den Litauern wird als eine Pflicht der Dankbarkeit zu Gemüt geführt, daß, wenn ihnen auch das Recht für ihre eigene Nationalität einzutreten, von niemand verübelt werde, dies doch nicht gegen das Polentum sich kehren dürfe, da dieses seine von den Litauern verübelte Rolle als herrschende Kulturmacht für die oberen Schichten, Adel und Geistlichkeit, welche diese durchaus zu Polen umgestaltete und daraus die ersten Helden der Nation, einen Kosciuszko wie Mickiewicz bewog, niemals auf dem Wege der Gewalt sondern nur durch

Digitized by Google

die Ueberlegenheit seiner Kultur bewirkt habe. Für unsere eigenen Bedürfnisse, welche dieses Land, das enthnographische Litauen neben dem daran anstoßenden Kurland als das für deutsche Bauernkolonisation meist geeignete ansehen lassen, ist von besonderem Interesse der Hinweis auf die innere Schwäche und Widerstandslosigkeit des litauischen Volkstums, das in dessen immer weiterem Zurückweichen nicht allein vor Polen und Deutschtum (in Preußen), sonden sogar vor dem Weißrussentum, dem indolentesten Zweig der russischen Rasse, zutage getreten sei (so ist die einstige historische Hauptstadt Wilna nur noch zu 2,6% litauisch, zu 49 von Polen und 46 von Juden bewohnt). Für uns in gewissem Sinn ein verheißungsvolles Zeichen, insofern der Hoffnung Ausdruck gegeben werden darf, daß so auch der auf diesem Boden erhofften deutschen Kultur keine allzu großen Schwierigkeiten des eingebornen Elements bereitet werden dürften.

Bleibt uns noch die kleinrussische oder, wie andere lieber sagen — ukrainische Frage. Brückner gibt dem ersteren Namen den Vorzug, weil Ukrainer-Grenzer von Haus aus doch immer nur auf einen Teil dieses Volkstums gehe, dagegen mit jenem andern Wort „Kleinrusse" das wirkliche Verhältnis zum Gesamt-Russentum einzig richtig angedeutet sei. Besondere Wichtigkeit dieser Frage zeigt schon die Größe des Volkstums: gegenüber 20 Millionen Polen (bezw. ca. 12 auf dem früher russischen Boden) handelt es sich um mindestens 30 Millionen Kleinrussen, mit denen in Oesterreich 33. Bekanntlich ist auf Grund dieser Quantität von einer Reihe Autoren, unter denen Rohrbach der berühmteste ist, mit Nachdruck die Forderung erhoben worden, daß, schon im Blick auf die einzigartige Gefahr, mit welcher das auch prozentmäßig alle andern Großstaaten überragende Anschwellen Rußlands unsere Zukunft bedroht — auch von Kuropatkin in seiner bekannten Denkschrift beim Gleichbleiben des Staatsumfangs auf rund 400 Millionen für das Jahr 2000 berechnet —*) nicht weich gegeben werden dürfe, ehe dieses Volkstum, das den ganzen Süden von Rußland bis an den Fuß des Kaukasus bewohnt oder doch beherrscht, von dem moskowitischen Groß-Rußland losgerissen und zu einem eigenen Staatswesen, das in seiner Seelenzahl nicht weit hinter Italien marschieren, an Größe (mit über 800 000 qkm) es um das dreifache übertreffen würde, erhoben sei. Somit, wie Rohrbach immer wieder betont, Steigerung der Wünsche der Ukrainer selbst, die diese in einer Anzahl Broschüren, deren bedeutendste von dem Lemberger Professor

*) Mitgeteilt in dem auch wieder von Rohrbach bevorworteten kürzlich erschienenen Buch von Richard Pohle „Rußlands Ländergier" (dem 1. Band der von Rohrbach herausgegebenen Beiträge über „Die russische Gefahr") eine der aktuellsten Broschüren, die man heutigentags lesen kann.

Digitized by Google

Lewicki stammt, vorgetragen und die auch in der oben bereits erwähnten Denkschrift der russischen Fremdvölker Ausdruck gefunden haben.

Es gibt nicht wenige Deutsche, für welche eben diese Forderungen Rohrbachs, neben dem namentlich noch Professor Hötzsch zu nennen ist, etwas besonders bestrickendes haben. Und wenn es allein auf das Wünschen ankäme: wer wollte da nicht von Herzen mittun? Wenn nur nicht zwischen Wünschen und Sein im wirklichen Leben ein so schmerzlicher Abgrund klaffte, kaum geringer als zwischen Träumen und wachem Leben! Und daß dies auch hier zutrifft, bildet vielleicht den schlagendsten Teil von Brückners Ausführungen, mit Argumenten innerer wie äußerer Natur. Wichtig ist so schon der Hinweis des Kenners der slawischen Sprache wie Geistes-Produkte, daß in Wirklichkeit die Distanz zwischen Groß- und Klein-Russentum höchstens gleich derjenigen zwischen Platt- und Hochdeutsch ist. Aber wäre auch dieser sprachliche und damit geistige Unterschied noch weit größer, so bedürfte es doch zur Erhebung einer solchen Differenz zu einem eigenen Staatstum noch ganz anderer Faktoren als der Wünsche etlicher außerhalb der russischen Zäune lebenden Professoren nnd auch vereinzelter damit zusammenstimmender Stimmen in der kleinrussischen akademischen dünn genug gesäten Oberschicht. Beruht doch dieses Kleinrussentum in noch höherem Grad als das Großrussentum selbst absolut auf dem Bauerntum und zwar einem niemals im Verlauf seiner Geschichte zu wirklich eigenem staatlichem Bewußtsein oder auch nur Trieb gelangten Bauerntum, da das einzige staatsähnliche Gebilde, das aus diesem Volkstum herausgewachsen ist, das zaporogische Kosakentum des 16. und 17. Jahrhunderts, dessen letzter Ausläufer Mazeppa war, mehr eine ungezügelt-rauflustige Abendteurerbande als eine ernsthaft nach staatlicher Unabhängigkeit strebende Gesellschaft war, in ihrem tiefsten Untergrund mehr tatarisch als europäisch. Die einzige Idee, die in dieser heutzutage von Rechts wegen wieder neu berüchtigten Gesellschaft sich als triebkräftig erwies neben der einfachen Raubluſt, ist nichts anderes als die Einbildung auf ihre Rechtgläubigkeit, die sie aber eben in den Gegensatz zu dem polnischen katholischen Oberherrn und zum Anschluß an Moskau brachte, den, auch wo je die Führer anders wollten, die große Masse immer als das einzig ihr Congeniale empfand: so daß sie lieber zu Verrätern an ihren eigenen Führern wurde, als sich von ihnen ins Schlepptau, im Gegensatz zu Rußland, nehmen zu lassen. Dies die historische Wirklichkeit, mit der auch die Erscheinungen dieses Kriegs, das absolut völlige Mittun dieses Elements, höchstens noch im Comparativ zum Großrussischen, durchaus im Einklang steht und das der Hoffnung auf eigene Staatsbildung, vollends in der Gegenwart, keinerlei Raum läßt. Erste Vorbedingung dazu wäre immer, das österreichisch-galizische Kleinrussen- oder Ruthenentum in seinen jungruthenischen Schichten — die

Digitized by Google

Altruthenen neigen selber zu Rußland, wie das in diesem Kriege bös genug herausgekommen ist! — zu einem zugkräftigen Vorspann des zehnmal größeren russischen Vetters zu machen. Dazu sieht die Gegenwart aber auch gar nicht aus, viel eher nach dem Gegenteil.

Es ist sehr nützlich, ja notwendig, sich diese Dinge klar zu machen, eine so schmerzliche Ernüchterung von allerlei Illusionen darin auch enthalten sein mag. So wie ja auch Rußland gegenüber die andere Hoffnung, auf eine Revolution à la 1905, bisher getrogen hat und, wie Brückner wohl mit Grund geltend macht, auch weiterhin wenigstens auf die Dauer dieses Kriegs sich als Illusion herausstellen dürfte: schon auf Grund der Tatsache, daß, wie Kuropatkin schon im Jahre 1910 den Dorpater Studenten voraussagte, nun einmal ganz anders als 1905 kein Krieg Rußlands im eigentlichen Sinn populärer, von der ganzen Wucht der Volksstimmung mehr getragen gewesen ist als dieser jetzige nicht bloß gegen Deutschland, sondern gegen das Deutschtum überhaupt. Auch hierüber dürfen wir uns in keinerlei Illusion einwiegen lassen. Mag es ja wohl auch hin und wieder in der Weltgeschichte vorgekommen sein, daß Illusionen sich als nützlich erwiesen, wo sie gegenüber schwierigen Aufgaben die Hoffnung und damit den Mut aufrecht erhielten und über eine schier unerträgliche Gegenwartslage hinüberhalfen: auch da pflegte meist die hintendrein sich einstellende Ernüchterung leicht mehr als ausgleichend zu wirken, indem jenes Mehr an Hoffnung nachher sich in ein Minus an Widerstandskraft gegenüber den Folgen jener Ernüchterung verwandelte. Direkt gefährlich sind Illusionen, wo sie die Kraft auf eine falsche Fährte hinlenken und damit das, was auf einer anderen Seite hätte geschafft werden können, für schließlich vergebliche Unternehmungen verzetteln. Unter diesem Gesichtspunkt dürfen wir froh sein, daß, was auch einen Augenblick in Frage kam, der Gedanke eines Vorstoßes gegen Kiew nicht in Szene gesetzt worden ist. Denn gegenüber diesem Phantom würde jenem andern ja auch von Rohrbach wie andern Balten empfohlenen Programm einer Eroberung der zwei übrigen baltischen Länder, Livland und Estland, eine ungleich größere Verwirklichungs-Möglichkeit innewohnen. Nur daß auch da die militärischen Instanzen zu entscheiden haben werden, was gemacht werden kann und was nicht. Vergessen wir nicht, daß von Dünaburg bis Narwa, was als Endpunkt ins Auge gefaßt werden müßte, immer noch gegen 400 km sind, eine Strecke wie von Passau bis Frankfurt, da der Umfang beider Provinzen nicht viel weniger beträgt als das ganze rechtsrheinische Bayern. Ob wir soviel Menschenmaterial, als dazu gehört, übrig haben? Vorläufig brauchen wir es dringender zur Abwehr und nachfolgenden Bestrafung des frevelhaften Angriffs von Rumänien, wie etwa auch zur Rückeroberung von Ostgalizien und der Bukowina, soweit diese sich als notwendig

Digitized by Google

zu unserem Bestande erweist. Denn dringlicher bleibt jedenfalls das Standhalten auf der Front im Westen, die Verteidigung gegen die wütende Offensive von Franzosen und Engländern. Um zu schweigen von der Unterstützung der Bulgaren gegen das Serrailsche Unternehmen im Süden, das von Rechtswegen von unserer Armeeleitung nicht unterschätzt wird, schon weil wir einen so tapferen Bundesgenossen wie die Bulgaren nicht stecken lassen dürfen.

Ziele genug in der Festhaltung des bisher gewonnenen! Gelingt uns diese, so wird auch gegenüber dem Osten, Rußland, darin Lohn genug für die ungeheuren Anstrengungen des bisherigen Kriegs enthalten sein. Bedeutet doch, auch wenn wir nur die Front bis Pinsk festzuhalten vermögen, das gegenüber dem alten Zustand, der Grenze bei Kalisch, immer eine Verbesserung um ca. 650 km, so daß es von da bis Berlin nunmehr ca. 950 km sein würden, ebenso viel als bis Moskau, während es vorher von der russischen Grenze nach Berlin nur wenig über 300 km waren, dagegen von da bis Moskau gegen 1600. Das sind andere Zahlen und sie bedeuten etwas: das, daß im Notfall auch das bis jetzt Erreichte reichlich genung ist: während es zugleich Rußland (vollends wenn diesem im SW eine Erweiterung auf Kosten von Rumänien, in der Moldau, gelänge) die Möglichkeit ließe, sich zufrieden zu geben, ohne das für unser künftiges Verhältnis bedenkliche Empfinden, völlig auf die Knie gezwungen zu sein. Mag das von manchen unserer Hyperchauvinisten als eine unentbehrliche Bedingung gegenüber Osten wie Westen hingestellt werden, so bedeutet es im Grunde doch immer nur ein phantastisches und so unkluges Ziel, schon weil es da heißt: allzuviel! Von dem aber sagt schon das Sprüchwort nicht umsonst, daß es ungesund ist.

Fahrt auf Urlaub

Von Kurt Siemers

Der Zug keucht, und die Schienen singen; singen ihren stählernen Zwiegesang in den graudunklen Morgen, der sich des Schlafes Mohnkörner aus den Augen blinzeln will. Unter dem Zuge fließt das endlose Schienenpaar unaufhaltsam weg. Die tellerrunden gelben Lichter einer überholten Rangierlokomotive zwinkern furchtsam und verblassen vor dem heraufziehenden Tage.

Digitized by Google

Tarattata, tarattata, zur Heimat gehts ... wiederholt der Zug unaufhörlich.

Das ist der Pulsschlag des Urlauberzuges, der Heimatsehnsucht.

Als es zur Front ging, durch Polen hindurch, da klang es: Ratata, ratata, bleib bei mir, bleib bei mir! .....

Und die Sehnsucht hing sich beim Auszug bergeschwer an den fliehenden Zug und suchte ihn aufzuhalten: Bleib bei mir, flehte es im stählernen Sang. In der Heimat, in der Heimat, quoll es aus 20, 40 Soldatenkehlen, und der Tabaksqualm trieb den harten Männern Tränen in die Augen. Oder sollte das die Sehnsucht getan haben?? Die Sehnsucht, die singende, die wie ein strahlender blauer Wundervogel ihre schillernden Schwingen breitet und lerchenjubelnd vor dem stampfenden Dampfwagen herflattert?

Klingt nicht ihr Lied gleich dem frühlingsahnenden Rauschen des weißen Birkenwaldes, über den der Märzensturm hingleitet wie über die tönenden Saiten einer Windharfe? Oder wie das fröhliche Eilen des perlensprühenden Wildbaches? —

Der Morgen ist in ein einziges rosenrotes Lachen getaucht.

Zur Heimat gehts, kreischt der vergnügte Diskant der rollenden Eisenräder.

Die ungeduldigen Gedanken stoßen als weiße Möven in den purpurglühenden Morgen hinein, flattern um den heimatlichen lieben Kirchturm und das Haus mit dem koketten Spitzgiebel, wo sie von mir träumt.

Träume sind bunte Blumen auf den weiten Wiesen der dunklen Frau Nacht, emporgeblüht aus den treibenden Samenkörnern des heimlichen Sehnens. Duftende Sträuße wird sie auf den bunten Traumwiesen für mich pflücken, blaue, weiße und rote, deren Blutfarbe ein Triumphgesang des warmen, werbenden Lebens ist.

Oben im Gepäcknetz meines Abteils schläft einer und ruft im Schlummer halblaut einen Namen. Sein Schnarchen verwebt

Digitized by Google

sich mit dem stählernen Rhythmus zu der ewigen Melodie: Zur Heimat gehts, zur Heimat gehts!.....

Wie kommt es, daß der junge Tag heute so strahlende Laune hat? Warum wiegen die vorüberschwindenden Weidenbäume so lustig die silbernen Blätter im Morgenwinde? Die Spatzen schilpen so hell auf dem Telegraphenmast; wissen die auch von Heimatsehnsucht und Heimaturlaub? — —

Heimaturlaub! Das klingt voll und tief wie die Glocken einer meerversunkenen Stadt, und wieder zart und leise gleich dem Flöten der ersten Amsel im April.

Donnerdurchwühlte Nächte, aus denen schrecklich das knirschende Grauen aufwuchs, Nächte, in denen feurige Blitze als frevelnde Hände raketensteil nach den schimmernden Sternen hinauflangten, liegen weit, weit hinter mir!

Der knöcherne Kamerad, mit der Sense, der leibhaftig neben uns im Graben hockte, zerfließt zum Phantom, wie der Morgennebel, der vor der Sonne des leuchtenden Tages vergeht.

Hinter dem blütenüberträumten Rankenwerk der Erinnerung wird das rote lachende Glück aus seinem Dornröschenschlaf zur jauchzenden Wirklichkeit der Gegenwart erwachen. Die Erinnerung hat ein weißes, flatterndes Kleid mit blauen Schleifen an; hat braune Augen und dunkelbraunes Seidenhaar.

Die Erinnerung meines Kameraden aber im Gepäcknetz heißt Lisabeth.

Er flüstert eben im Traum wieder ihren Namen und lächelt dabei über sein eingefallenes bartbestoppeltes Gesicht.

Die Sperlinge zwitschern: Krieg! Krieg!....

Krieg?? — Ach so, ja, Krieg! Irgendwo, ganz, ganz weit weg, so weit, daß er aufgehört hat, für mich Wirklichkeit zu sein; wie der Zug die Meilen frißt: Nach Haus, — zu ihr!

Aber die zähe Schlammkruste Wolhyniens an Stiefel und Uniform, das ist Wirklichkeit, aber viel greifbarer und wirklicher ist im Augenblick der kühle, feuchte Erdgeruch der braunen Aecker,

Digitized by Google

an denen der Zug vorüberfliegt. Das ist deutsche Heimat, köstliche Heimaterde.

Wenn ich erst zu Hause bin — — — — —!

Zu Haus! — Ich muß es noch einmal laut und vernehmlich vor mich hinsagen, weil es so traumhaft unwirklich klingt.

Zur Heimat gehts ..... singen die Schienen, und das klappern einer Weiche unterstreicht das Wort Heimat — — — —

Bald werde ich wieder bei ihr sein.....

Vom Tode

Jungsein und Gutestun ist leicht
Und von allem Gemeinen entfernt sein;
Aber lächeln, wenn schon der Herzschlag schleicht,
Das will gelernt sein.

Und wem's gelingt, der ist nicht alt,
Der steht noch hell in Flammen
Und biegt mit seiner Faust Gewalt
Die Pole der Welt zusammen.

Weil wir den Tod dort warten sehn,
Laßt uns nicht stehen bleiben!
Wir wollen ihm entgegen gehn,
Wir wollen ihn vertreiben.

Der Tod ist weder dort noch hier,
Er steht auf allen Pfaden,
Er ist in dir und ist in mir,
Sobald wir das Leben verraten.

Hermann Hesse

Digitized by Google

Soldat und Dichter

Von Othmar Schäfer, z. Z. im Felde

Der Ausbruch des Weltkrieges hat unseren Dichtern die weidlich ausgenutzte Möglichkeit gegeben, in bisher nie geahnter Weise Millionen von Menschen aus dem Herzen zu sprechen. Die außergewöhnliche Lage, in die fast alle so plötzlich sich hineinfinden mußten, machte empfänglich für außergewöhnliche und starke Gefühle. Aber das allseitige Verständnis, auf welches der Dichter und wer sonst in ähnlicher Absicht zur Feder griff, in solcher Zeit rechnen kann, geht auch wieder Hand in Hand mit einer ebenso allseitigen Fähigkeit des kritischen Urteils, das erprobt und erhärtet ward in selbsterlebten Kämpfen. Soviel ich übersehe, zeigten sich bisher außer einigen Schnellschreibern die Dichter am fruchtbarsten, die hinter der Front geblieben sind. Aber es besteht nun einmal ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen dem Soldaten, der im Kampfe steht und dem Dichter, der, selbst geborgen, oft mit erstaunlicher Leichtigkeit sich in dem Experimente versucht, die Gefahren und die Gefühle des Soldaten in Worte auszulösen. Die Psychologie dieses Gegensatzes will ich vom Standpunkt des Frontsoldaten aus betrachten, wenn ich auch von hier den literarischen Ertrag der Kriegszeit nicht ganz übersehen kann.

Man muß diesen Gegensatz an sich selbst erfahren haben, um ihn beurteilen zu können. Ich erinnere mich, wie heftig ich als Knabe meinen Vater drängte, der im Jahre 70 mitgekämpft hatte, mir seine Erlebnisse aus jenen Tagen so deutlich vor Augen zu führen, als er nur vermöchte. Ueber seine, wie mir schien, etwas trockene Erzählung war ich dann jedesmal enttäuscht. Was meine durch das Wort Krieg erregte Phantasie mit Ungestüm und Neugierde verlangte, etwas von jenem Aufgepeitschtsein der Gefühle bei so grausigen Gefahren, gerade das überging mein Vater, als sei es gar nicht vorhanden.

Heute, nach zweijähriger Beteiligung am Kriege, verstehe ich meinen Vater besser. Was ich wissen wollte, und dies ist der Fehler aller den Kämpfen Fernstehenden, das war der Glanz, der Nimbus des furchtbar Erhabenen des Krieges, alles Vorstellungen, mir eingeimpft durch Geschichtenbücher und Gedichte, die niedergeschrieben waren von Verfassern, die nicht mit eigenen Augen den Krieg gesehen hatten. Was dagegen mein Vater erzählte, war die Wirklichkeit des Krieges, seine einfachen, unmittelbaren, echten Eindrücke, wie sie der Soldat empfängt.

Digitized by Google

Wer von einer Gebirgshöhe aus über eine weite Landschaft ein schweres Gewitter mit unheimlichem Blitzen in den nächtlichen Wolken heraufziehen sieht, der ist wohl ergriffen von der Erhabenheit dieses Schauspiels, das so oft schon von Malern und Dichtern nachempfunden wurde. Bist du aber in das Gewitter hineingeraten und irrst du durch den Platzregen, ohne Obdach zu finden, so wirst du jeden zum Teufel wünschen, der dir jetzt ein Sonett auf das Gewitter zustecken wollte. Genau so aber ergeht es dem Soldaten, wenn er Kriegsgedichte liest.

Den Krieg von der Ferne sehen, meinetwegen aus der Ferne miterleben, ist etwas ganz anderes, als ihn mitzukämpfen. Beides ruft entgegengesetzte Gefühle hervor. Die schönen Gefühle sind die der Fernestehenden. Es ist also gar nicht so unwichtig, daß die Dichter diese bevorzugen. Neunzehntel aller Kriegslyrik besteht aus solchen Gefühlen, die alsdann von den Verfassern, wohl als Ersatz für das Nichtdabeigewesensein gemeinhin vorgetragen werden in einem wilden und erregten Ton, mit einem Wortschwalle, der sich nicht genug tun kann.

Zu Beginn eines Krieges, in den ersten aufgeregten Wochen, nimmt man das mit hin. Zieht sich aber der Krieg in die Länge, so wechseln auch die Stimmungen der Allgemeinheit. In der Poesie wird sich dies widerspiegeln. Unwiderruflich verblichen ist die Kraft der ersten Kriegslyrik, die damals, bei Ausbruch des Krieges so mächtig die Herzen ergriff. Denn die Seele fühlt wohl zu der Gefahr sich hingezogen, gleichwie zu einer dämonischen Schönheit, schwankend zwischen erschauernder Beklemmung und wilder, unbedachter Kühnheit. Lernt man aber die Gefahr aus der Nähe kennen, so verschwinden sehr schnell diese Anfangsgefühle. Heute leben wir Krieger mit der Gefahr schon in einer Art Vernunftehe. Man läuft ihr nicht mehr nach, man erregt sich nicht mehr über sie, aber begegnet man ihr, so ist man ihr gewachsen. Mit ihr täglich, oder wenigstens sehr häufig, umzugehen, ist Alltagsberuf, ist ein etwas fatales Handwerk, in welchem man jetzt ausgelernt hat. Bei klarem Verstand erfüllt man seine Pflicht, trifft man seine Entschlüsse und auch im Augenblick der Todesgefahr fühlt man, ich möchte sagen, eine fast traumhafte Sicherheit, die keinen Platz läßt für andere Gefühle und die sich daran gewöhnt hat, innerlich kaum berührt zu werden von dem, was ringsum vorgeht. Wenigstens gilt dies, solange man selbst einigermaßen Glück hat.

Alle unter anderen Verhältnissen eindrucksvollen Worte verlieren im Feuerkampfe ihre Bedeutung. Es hat keinen Zweck, sich an philosophische Kraftworte, an poetische Schönheiten oder gar an Musterhelden, wie sie auf dem Papiere stehen, erinnern zu wollen. Es ist nur natürlich, daß der Soldat eine Abneigung gegen all das hat, eine Abneigung, die bei weniger gebildeten Menschen zum Mißtrauen wird. Verstand und Pflichtgefühl, verbun-

Digitized by Google

den mit der Kenntnis von den Absichten unserer Gegner, belehren uns über den Zweck des Krieges und geben die Kraft zum Aushalten. Aber solange noch der Zustand des Krieges dauert, ist er für die Millionen von Streitern faktisch weiter nichts als die Gelegenheit, sich und den anderen zu zeigen, wie man zu sterben versteht mit abgehärtetem Geiste. Das ist bei aller sonstigen Mannigfaltigkeit des Kriegers doch immer die hunderttausendmal wiederkehrende elementarste Tatsache, der Kern von allem. Welchen Zweck hat es, diesem Zustand einen poetischen Mantel umzuhängen, mit der Kriegslyrik der ersten Wochen noch immer fortzufahren? Und doch gibt es Dichter, die etwas derartiges für ihre Pflicht zu halten scheinen, die vielleicht von einem gewaltigen Gesang auf den Weltkrieg träumen. Kriege haben von jeher die Poesie nur wenig bereichert. Auch die alten Heldensagen haben meist Kämpfe zum Inhalt, die Jahrhunderte zurückliegen. Bei kurzem Kriege, bei schnellem Siege mag ein ganzes Volk fast ausnahmslos Sinn haben für eine poetische Verherrlichung der Kämpfe. Die Perserkriege, der Sieg im Teutoburger Wald, der Freiheitskrieg von 1813 können Beispiele dafür sein. Bei langer Kriegsdauer erstirbt der poetische Schwung der Allgemeinheit. Der Kriegslyriker findet kein Echo mehr, er wird trotz oder wegen seiner Begeisterung als weltfremd empfunden mittem im Weltkriege. Der Dichter zu Hause kann sich niemals trennen von den Phantasiegefühlen und den großen Worten der den Kämpfen Fernstehenden. Er wird unwahrhaftig, weil ihm der Gleichmut des Soldaten fehlt, während er die Erlebnisse des Soldaten behandelt. Ein Gefecht, eine Schlacht, vor allem eine Dauerschlacht ist eine mit guter Berechnung in Tätigkeit gesetzte riesenhafte Maschinerie. Die Soldaten, die das Kampffeld betreten, sind die lebendigen Triebkräfte für die einzelnen Teilchen dieser lärmenden Vernichtungsmaschine. Die angespannteste Beobachtung und der daraus sich ergebende Entschluß ist alles, was den Mann während des Gefechtes erfüllt und in solchem Grade beschäftigt, daß die körperlichen unwillkürlichen Begleiterscheinungen der ringsum drohenden Todesgefahr fast bei allen hinreichend, bei sehr vielen vollständig beschwichtigt werden. In dieser Weise und immer mit derselben Gleichmäßigkeit spielt sich der seelische Eindruck des Kampfes ab. Ein weiteres Geheimnis steckt nicht dahinter, wenn man auch von Nichtkämpfern oft mit Neugierde gefragt wird, wie es sich mit den mächtigen Gefühlseindrücken beim Kämpfe verhält. Man überlasse es füglich der Einbildungskraft der Daheimgebliebenen, von den seelischen Erlebnissen viel Worte zu machen, denen die Feldgrauen draußen entgegengingen. Nach alledem kann man sich denken, wie wenig Eindruck die wort- und phantasiereiche Kriegspoesie gewöhnlich auf Soldaten macht.

Man soll mich nicht mißverstehen. Ich habe nicht die Absicht, die Dichtkunst in so ernster Zeit als überflüssig anzusehen. Aber aus der Beobachtung,

Digitized by Google

wie die gutgemeinten Kriegsgedichte, auch namhafter Autoren, im Felde durchschnittlich aufgenommen werden, habe ich den festen Eindruck gewonnen, daß den Dichtern abzuraten ist, von geborgenem Orte aus mit ihrer lebhaften Phantasie auf die Schlachtfelder zu steigen. Alle die prächtigen Farben in ihren Stimmungsbildchen setzen sich zusammen aus jenen Gefühlen der Erhebung und des Schmerzes, die im wirklichen Kampfe zerflattern. Etwas von dem Zwange der konsequenten Heeresorganisation schlägt sich nieder auf den Charakter des Soldaten. Das Bewußtsein der Pflicht erfüllt ihn automatisch und gibt ihm gerade im Kampfe eine gewisse Gefühlsleere, übrigens bei dieser Gelegenheit der glücklichste Zustand. Der lyrische Dichter wird also mit seinem Hineintragen starker Erlebnisse immer daneben hauen und auch für die erzählende Poesie, soweit sie menschliche Charaktere zum Mittelpunkt hat, bietet der Krieg wenig reizvolles. Alle Menschen erscheinen als Soldaten zu gleichmäßig. Im Anblick der Gefahr sind die Gefühle sich so gleich wie die Uniformen; Reichtum, Freiheit, Mannigfaltigkeit der Gefühle fallen weg. Auch das seelische Leben untersteht einem mechanischen Zwang. Wo aber die Freiheit fehlt, kann die Charakterdarstellung nur schwächlich ausfallen.

Ich habe gezeigt, auf welchem Gebiete die Kriegspoesie kein Glück haben wird. Und doch bietet der Krieg der Dichtkunst sehr viele dankbare Stoffe, die es gestatten, aus dem Leben des Volkes selbst zu schöpfen, vielleicht sogar dieses zu beeinflussen. Dahin gehören einige jener prächtigen Gedichte, die gleich zu Beginn des Krieges, noch in den Tagen der Mobilmachung entstanden sind. In einem Soldatenzuge las ich damals in der „Frankfurter Zeitung" ein kurzes Gedicht Dehmels, dessen Wortlaut, dessen Ueberschrift mir längst wieder entfallen sind. Aber die Erinnerung daran ist mir bis heute lebendig. Es war, als spräche aus den drei oder vier knappen Strophen das ganze Volk, mit verhaltenem Atem, in der ungeheuren Erregung, die es damals erlebte. Wem fielen nicht andere, ähnliche Gedichte aus dieser Zeit ein?

Jüngst kam mir auf Urlaub ein Werk zu Gesicht, das gleichfalls der Lyrik jener Tage angehört: „Ein deutsches Testament" von Jakob Kneip (Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Nyland, Diedrichs, Jena.) Das Wogen und Brausen der ersten Tage und die Erregung des Volkes, das sich vor einer Weltwende fühlt, ist hier in allen Schauern erfaßt und zu einem kompakten Bilde gestaltet. Hier tritt ein Sprecher vor sein Volk, dessen Seele ganz aufgewühlt ist von Weltweh und der Not dieser Stunde. Er selbst, „aus dem Brodem des Volkes aufgestiegen", wie er bekennt „aus rauhem, ruhmlosem Land, wo Väter und Vorväter die Scholle bauten", er, der unter Bauern und Arbeitern groß geworden, spricht die Sprache seines Volkes mit elementarer Gewalt. Der Sinn seines Logos aber ist: „Gänzlich entäußere dich. Sei nicht mehr Ich! Sei Volk, sei Volk. Allwille, du: Sei rasende Flamme

Digitized by Google

im großen Brand. Unüberwindlich bist du, Bruder: Sei Volk." Und die Worte sollen als heiliges Evangelium vor uns allen flammen, solange ein Feind uns entgegensteht.

Wie sehr es auch wahr ist, daß die Erregung bei Kriegsausbruch das stärkste Gefühl ist, welches es im Kriegsverlaufe überhaupt gibt, so steht es doch im Widerspruch zur Wirklichkeit, von diesem Gefühle aus den ganzen Krieg darstellen zu wollen. Das Feuer der anfänglichen überschwenglichen Begeisterung wirft wohl seinen Schein auf die Kämpfe der ersten Wochen. Aber die spätere Zeit verlangt stärkere und härtere Eigenschaften, und wo diese fehlen den Zwang. In der Dichtkunst, welche die Ereignisse begleiten, welche Gegenwartspoesie sein will, muß sich dieser Wandel darin zeigen, daß man von dem lyrischen Schwunge, der seiner Natur nach einer bald welkenden Blüte vergleichbar ist, dazu übergeht, die wirklichen Vorgänge im Kmpfe zu plastischer Darstellung zu bringen, die, wenn gut gelungen, eher einem steingehauenen Monumente gleicht. Persönliche Beteiligung an den Kämpfen, am besten in der Rolle des gemeinen Soldaten, ist aber dazu für den Dichter unerläßlich. Ein kurzer Besuch der Gefahrenzone, wie Ganghofers Visite in den Schützengräben, wie Goethes Ritt nach Valmy kann niemals genügen. Derartige Schritte verraten mehr die Neugierde des Laien, der, ich weiß nicht was, dabei erleben will. Den Zustand des Soldaten lernt man damit nicht kennen. Solche kurzen Besuche verleiten zu Uebertreibungen dessen, was man geschaut und gefühlt hat. Dem Soldaten macht man sich damit lächerlich. Nicht der Schlachtenbummler, nicht der Kriegsberichterstatter, auch nicht der Offizier, soweit er sich nur als strategischer Fachmann fühlt, kann den Krieg so darstellen, wie er wahrhaft ist. Nur die wirklichen Kämpfer tragen die Vorbedingungen in sich, die nötig sind, um voraussetzungslos, unbeeinflußt von allem Offiziellen das Bild wiederzugeben, das die Kampftage der Erinnerung einprägen. Aus den Reihen dieser Mitkämpfer erst werden die Dichter des Weltkrieges erstehen, die Gemälde schaffen, deren Farben und Gestalten von selbst alle Gefühle erzeugen, die durch Gehirn und Nerven je hindurchgehen können.

Bocaccios Schilderung der Pest, Homers naturgetreue Schilderung von kämpfenden und sterbenden Kriegern und, was auf ein anderes Gebiet der Kunst führt, die Bilder des großen Malers Adolf von Menzel etwa, das sind beispielsweise solche Schöpfungen der Menschendarstellung, die Verwandtschaft haben mit dem, was die Dichter, die in der Front gestanden haben, aus dem Kriege herausholen können. Erst nach Beendigung des Krieges wird diese Kunst sich zeigen. Jetzt kann man von den Kämpfern wirklich keine größere geistige Arbeit verlangen. Nicht in einem Gesange, nicht in fortgesponnener Erzählung, sondern nur in kraftvollen Bildern, in Episoden

Digitized by Google

wird der Krieg sich poetisch darstellen lassen. Denn im Grunde ist er ein spröder Stoff. Daher wird er auch nicht allzusehr auf die Dichtkunst einwirken, ein besserer Gegenstand für die Darstellung ist der Mensch in friedlicher Tätigkeit, weil er alsdann freier atmen kann.

Die Kriegsgedichte der Isolde Kurz

Lange war ihr Mund stumm geblieben. Mit zwei Versbänden hatte sie ihre Kraft der durchgebildeten Formung erwiesen; ihr lyrischer Stil in seiner starken Gebundenheit und Geistigkeit stand ein wenig fremd zwischen dem, was „zeitgenössische Lyrik" heißt, meisterlich ruhig und frei von aller exaltierten Aufgeregtheit oder verspielten Stimmungskunst, aus der Tradition strenger Gestaltung.

Der Krieg hat ihren Mund wieder geöffnet. Isolde Kurz, die ein Menschenalter fast der Heimat fern gewesen war und Bürgerin einer geistigen Welt geworden, mußte die Not der Heimat und die Erhebung des Volkes stärker, man möchte sagen: gehaltener, reiner und feierlicher erleben als die andern. Um so mehr, als der Krieg ihr ein Bewußtwerden von Urkräften wurde, vielleicht ein Erstaunen, die Liebe und der Stolz einer Frau zu ihrer Heimat. Die Unruhe ihrer Leidenschaft ist durchaus innerlicher Art. Sie läuft nicht mit der Trommel neben den Soldaten her, sie treibt keine eifervolle lyrische Propaganda, aber sie hat die Weite des Gefühls, über den Krieg und sein Erleben sub specie aeternitatis zu sprechen. Dies erhebt ihre Kriegslyrik aus dem bloßen Bereich der zeitgeschichtlichen Literatur und prägt sie zu einem Dokument, wie reifes Menschentum in den besten Deutschen dieser Zeit sich selber darstellt.

Bei Kriegsbeginn dichtete Isolde Kurz jene formelhaft gedrungenen Strophen, deren Klang und Rhythmus aus dem wogenden lyrischen Konzert dieser ersten Wochen unvergeßlich blieb:

„In der Halle des Hauses da hängt ein Schwert,
Schwert in der Scheide.
In seinem Blitzen vergeht die Erd'.
Wir hüten's und beten jede Nacht,
Daß es nicht klirrend von selber erwacht.
Denn uns ist geschrieben ein heil'ges Gebot:
Ihr sollt es nur brauchen in letzter Not.
Schwert in der Scheide."

Der Schluß der Verse reckt sich auf:

„Die Erde zuckt und der Himmel flammt,
Schwert, nun tu dein heiliges Amt!
Schwert aus der Scheide!"

Dies Losungswort der letzten Zeile, „Schwert aus der Scheide!" hat die Dichterin zum Titel der Sammlung gewählt, die eben bei Eugen Salzer in Heilbronn (geb. 1 Mk.) erschienen ist. Dies Bändchen ist fast zierlich und leicht, aber es wiegt schwer durch seinen Gehalt. Es sind Zeitgedichte, die den Weg ins Zeitlose suchen, große gedankenvolle und gefühlsstarke Formungen, manches von getragener, epischer Haltung, in der über Stimmung und Anruf hinaus die Geschichte mit dem Seelischen sich auseinandersetzt. Einiges davon, wie „Jenseits des Blutstroms", ist in dieser Zeitschrift zum erstenmal gedruckt worden; es genügt daran zu

Digitized by Google

erinnern, um in dem Leser die Erinnerung an die vollendete sprachliche Form, die hinreißende Anschaulichkeit der poetischen Vision und die Freiheit eines lebendigen Menschentums wachzurufen. Theodor Heuss

o

Die Firma Abergson

Im Verlag von Albert Langen, München, erschien vor kurzem ein erschütterndes Buch: der Erstlingsroman des Schweden Erik Fahlmann, „Die Firma Abergson". Es ist von einem Humor, dessen Gelassenheit etwa mit der Buschs oder Raabes verglichen werden könnte. Nur darin; denn es hat keinen treffenden Witz: es findet den Humor einzig in grotesker Gegenüberstellung von Pathos und Alltäglichkeit. Bisweilen lacht man laut hinaus. — Kein satirisches Buch, kein bischen Tendenz, keine Spur von Sarkasmus. Es ist da eine Stelle, wo der Dichter von den Erlebnissen spricht, die Wilhelm Abergson in seiner wilden Ehe mit seiner „Gattin" Pauline und deren Anverwandten hat. „Und Pauline? Ja, jetzt ist auch sie im Zusammenhang mit dieser Auflösung genannt. Sie war ein schönes Mädchen, und das Thema ist uns schmerzlich." Aber es macht ihm Lust, dies schmerzliche Thema von der abenteuerreichen Ehe weit vor uns auszuspinnen. Hierin liegt mit der Hauptvorzug des Buches: in der Beschaulichkeit, der beruhigenden epischen Breite. Der Stoff des Buches, sein Tempo ist wie sein Held Wilhelm Abergson: von behäbiger Wirksamkeit. Dieser Mann, der zärtlich seine Frau liebt und die Natur, bärenstark jeden Raufhandel besteht und schlau durch „geschickte" Geschäfte — eine feine Firma, die Firma Abergson! — sich ein Vermögen erworben hat, hat nur den einen Wunsch: ein Kind zu bekommen; denn er will wissen, wofür er gelebt hat. Bis auf dies eine ist er zufrieden und glücklich in seiner geachteten und geneideten Stellung als „Großfürst." So nennen ihn die Leute. Aber Fahlmann nennt ihn, den Wilhelm Abergson, nur „die Firma Abergson". Er ist für ihn ein Komplex. Er liebt ihn — und das macht uns auch dieses Buch so lieb — zärtlich wie der beste Vater, der zwar auch manchmal auf den Sohn schimpft, Schafskopf ihn nennt oder so, der dabei aber strahlt, und dem die Augen leuchten. Paul Nicolaus

Erklärung

Bei meinen in Heft 43 des „März" (28. Oktober 1916) enthaltenen Bemerkungen über die Art, wie die Münchener Presse auf die künstlerische Erscheinung Bruno Walters reagiert, war ich, um meinen Ausführungen den prinzipiellen Charakter zu wahren, genötigt, von der Münchner Kritik als einer einheitlichen Erscheinung zu reden, ohne zwischen ihren einzelnen Vertretern differenzieren zu können und zu wollen. Ich erkläre jedoch auf Wunsch der Herren Alexander Berrsche und Dr. Max Mahler ausdrücklich, daß meine Ausführungen in keinerlei Weise auf sie abzielen.

München, den 29. Nov. 1916.

Dr. August Mayer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

☞ Diesem Heft liegt ein Prospekt über: R. v. Decker's Verlag, Berlin SW. 19, Jerusalemerstrasse 56 bei, auf den wir unsere Leser ganz besonders hinweisen möchten.

Digitized by Google

Galizien und Oesterreich

Von Engelbert Pernerstorfer (Wien)

Eines scheint jetzt schon sicher zu sein; militärisch sind die Mittelmächte nicht zu besiegen. Leider ist damit für das schließliche Endergebnis des Krieges nichts Entscheidendes gesagt. Dem ungeachtet werden noch im Zuge des Krieges bedeutsame Entschließungen kundgemacht. Ein Königreich Polen wird wenigstens in der Idee aufgerichtet, das österreichische Kronland Galizien erhält innerhalb der Monarchie eine Sonderstellung. Beide Tatsachen werden mit Zustimmung und Widerspruch der einander gegenüberstehenden interessierten Kreise aufgenommen. Noch sind nicht einmal die Landgrenzen des neuen Königreichs bestimmt, noch hält der Feind einen wenn auch kleinen Teil Galiziens fest. Alles ist noch im Flusse.

Doch das eine darf man — nicht zu fürchtende Zwischenfälle ausgeschlossen — als sicher annehmen: Galizien wird nach dem Kriege seine Stellung zu Oesterreich ändern, es wird eine weitgehende Autonomie erhalten. Es wird vermutlich zu Oesterreich in ein ähnliches Verhältnis treten, wie Kroatien zu Ungarn. Daß dadurch das österreichische Gesamtbild noch komplizierter wird, steht außer Frage. Aber auf etwas Kompliziertheit mehr oder weniger kommt es dabei wirklich nicht mehr an, für den Oesterreich Fernstehenden wird vielleicht interessant sein zu erfahren, daß die Frage der Sonderstellung Galiziens durchaus nichts neues ist. Sie wurde vor fast fünfzig Jahren schon von den Polen, dann auch von einem Teile der Deutschen gefordert. Von jenen im Sinne einer immer größeren Selbständigkeit, wobei sie ihren Einfluß im Wiener Parlamente nicht aufgeben wollten, von diesem im Sinne der weitestgehenden Ausschließung dieses

Digitized by Google

Einflusses. Die berühmte Resolution des Lemberger Landtages von 1868 trat für die Föderalisierung Oesterreichs ein, wobei die Kompetenz des galizischen Landtages im ausschweifendsten Sinne bemessen sein sollte. Dabei ist zu bemerken, daß den Polen schon vorher eine Reihe von Vorrechten zugebilligt worden waren, sodaß der galizische Landtag gewissermaßen eine Vorzugsstellung vor allen andern Landtagen hatte. Die Polen führten im Landtage eine überaus heftige Sprache, die seltsam absticht von ihrem spätern Verhalten. Sie glaubten, die Erfüllung aller ihrer Wünsche ertrotzen zu können. Sie wollten sich „aus den Umarmungen des Reichsrates befreien." Später freilich änderten sie ihre Taktik und wurden, immer und immer wieder belohnt und begünstigt, Sr. Majestät dienstwilligste Parlamentstruppe, ohne je den alten jagellonischen Traum aufzugeben. So waren sie es eigentlich, von denen alle österreichischen Regierungen im Parlamente abhingen und sie haben sich ihre Dienste teuer bezahlen lassen.

Alsbald rang sich unter vielen Deutschen die Ueberzeugung durch, man hätte der Resolution des Lemberger Landtages von 1868 anders begegnen sollen. Es sei ein Fehler gewesen, dem stürmischen Verlangen der Polen nach verhältnismäßiger Selbständigkeit schroff entgegenzutreten. Man hätte es durch ein gewisses Entgegenkommen erreichen können, den Einfluß der Polen im Wiener Parlamente durch gesetzliche Bestimmungen erheblich einzudämmen. Denn so hoch sie auch diesen Einfluß schätzten, so sei damals die nationalistische Welle bei ihnen so hoch gestiegen gewesen, daß sie sehr wohl imstande gewesen wäre, alle anderen Bedenken wegzuspülen. So entstand unter den Deutschen eine neue Strömung, die nach 1870 die Sonderstellung Galiziens programmatisch zu fordern begann. Die Deutschen, altliberaler Färbung, waren wesentlich zentralistisch orientiert, die neue aufkommende junge deutschnationale Richtung dachte in erster Linie an die Sicherung des Deutschtums. Aber der richtige Augenblick war verpaßt und erst nach mehr als einem

Digitized by Google

Menschenleben und in einem schrecklichen Weltkrieg taucht der alte Gedanke wieder auf und scheint Wirklichkeit werden zu wollen.

Es ist aber interessant, noch einen weiteren Blick auf die geschichtliche Entwicklung dieses Gedankens zu werfen. Als im Jahre 1880 ein deutsch-österreichischer Parteitag, der alle Schattierungen der bürgerlichen Parteien, mit Ausnahme der klerikalen, umfaßte, in Wien zusammentrat, agitierte eine jüngere Gruppe von Politikern, wenn auch nicht in den Vollberatungen, so doch neben ihnen und in Sonderberatungen, für ein neues nationales Programm, dessen ausgearbeitete kurze Grundlinien auch unter den Versammelten in einem Flugblatte verbreitet wurden. Als Führer dieser Gruppe galt Georg Schönerer, der schon damals durch rücksichtsloses Auftreten im Parlamente die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Der Verfasser jenes Programms aber war Dr Heinrich Friedjung, dessen Name durch eine ausgezeichnete 1877 erschienene Schrift über den österreichisch-ungarischen Ausgleich bekannt geworden war. Einer der wesentlichsten Punkte dieses Programms war die Forderung nach der Sonderstellung Galiziens. Aus diesem nur aus wenigen Sätzen bestehenden Programms entstand später das sogenannte Linzer Programm.

Die von Schönerer geführte deutschnationale Gruppe verurteilte sich je länger je mehr zu völliger Einflußlosigkeit, weil sie, wie das Linzer Programm in seiner Monstrosität zeigt, nicht den Nachdruck auf einige wenige für eine Nationalpartei wichtige Punkte legte, sondern eine Liste aller möglichen Forderungen aufstellte, die wohl auch gelegentlich einander widersprachen. Auch nahm sie einen antisemitischen Charakter an und scheute sich auch nicht, im Interesse agrarischer Schichten unmittelbar rückschrittliche Punkte aufzustellen. Die ganze so verheißungsvoll begonnene Bewegung endigte in einer mehr lärmenden als tätigen, rein persönlichen Schönererpartie, die heute nur mehr als ein Schatten lebt.

Digitized by Google

So geriet die Frage der Sonderstellung Galiziens, wie es schien, in völlige Vergessenheit. Hätte sie noch irgend ein Leben in sich gehabt, so hätte sich das 1906 bei der Wahlreform zeigen müssen. Sie schien auf immer begraben zu sein.

Nun taucht sie auf einmal wieder aus der Versenkung auf. Es ist nicht ganz einfach, sich zu erklären, wieso das gekommen ist. Lange war die Meinung herrschend, das neue Königreich Polen werde aus Kongreßpolen und Galizien bestehen und unter habsburgische Herrschaft kommen. In diesem Falle wäre es wohl selbstverständlich gewesen, daß an die Stelle des heutigen Dualismus ein Trialismus getreten und Galizien von Oesterreich losgetrennt worden wäre. Die neue Lösung hat ja überrascht und man kann nicht leicht einsehen, warum mit ihr die Sonderstellung Galiziens verquickt wurde. Jedenfalls ist sie den Deutschen in Oesterreich hocherfreut. Aber weder den anderen slavischen Völkern Oesterreichs noch den Ruthenen Galiziens.

Noch ist nichts näheres über die Art und Weise der geplanten Sonderstellung Galiziens bekannt. Auch weiß man noch nichts darüber, ob diese Neugestaltung auf verfassungsmäßigen Wege unter Mitwirkung des Wiener Parlamentes geschehen oder, wie es bei uns nicht unmöglich ist, durch kaiserliche Patente geregelt werden soll. Der parlamentarische Weg bietet nicht geringe Schwierigkeiten. Da eine Abänderung der Grundgesetze notwendig wäre, müßte eine Zweidrittelmehrheit gefunden werden. Das ist bei dem Umstande, daß alle Slaven, mit Ausnahme der Polen, gegen diese Neugestaltung stimmen werden, eine unsichere Sache. Rein zahlengemäß ist eine knappe Zweidrittelmehrheit auszurechnen, wenn alle Deutschen, Polen, Italiener und Rumänen für die Ausscheidung stimmen. Aber eine solche Abstimmung auf den Zufall zu stellen, ist eine mißliche Sache. Anderseits ist eine Neuregelung durch ein kaiserliches Patent ein verfassungswidriger Schritt. Freilich ist das politische Gewissen der österreichischen Oeffentlichkeit durch die mehr als zweijährige absolutistische Regierung sehr abgestumpft.

Digitized by Google

Die Ankündigung der Selbständigkeit Galiziens hat vor allem die Ruthenen (sie nennen sich jetzt Ukrainer) aufs tiefste erschreckt. Das ist verständlich. In Galizien herrschte die Schlachta (der Adel, das Wort kommt vom deutschen „Geschlecht") mit Hilfe einer ergebenen Beamtenschaft unumschränkt. Sie übte eine doppelte Gewaltherrschaft. Erstlich hatte sie nur ihre eigenen wirtschaftlichen und politischen Interessen im Auge, bedrückte also die gesamte Bauernschaft. Zweitens war sie durchaus nationalistisch gerichtet, suchte daher die nationale Entwicklung des ukrainischen Landvolkes auf jede Art zu hemmen und nach und nach das ganze Land zu polonisieren. Darunter hatten die Ukrainer sehr zu leiden. Seit der Wahlreform ist es für sie etwas besser geworden. Sie bekommen im Parlamente eine etwas zahlreichere Vertretung. Dadurch, daß der Wahlreform des Reichsrates auch eine etwas demokratischere Wahlreform des galizischen Landtages erfolgte, die mehr volkstümlichen Parteien der Bauern und der Sozialdemokraten ihren nationalen Wünschen mehr entgegenkommen als die Schlachta, durften sie hoffen, auf langsamem aber stetigem Wege sich immer mehr Beachtung zu erzwingen. Wäre der Krieg nicht gekommen, so hätten sie heute schon ihre eigene Universität. Sie fürchten nun bei einer Sonderstellung Galiziens abermals dem polnischen Drucke sonst wehrlos ausgesetzt zu sein, zumal sie ihre Stimme im Wiener Parlamente nicht mehr zur Geltung bringen könnten.

Die übrigen Slaven des Parlamentes fürchten nun wieder einer deutschen Mehrheit ausgeliefert zu werden, denn die 232 Stimmen der Deutschen hätten die unzweifelhaft absolute Mehrheit. Es ist nicht von vornherein abzusehen, welche innerpolitischen Schwierigkeiten dadurch im Parlamente neu entstehen. Gelänge es, zwischen den Deutschen und Tschechen eine billige nationale Verständigung herbeizuführen, so wäre freilich die Gelegenheit gegeben, daß diese beiden stärksten Nationen Oesterreichs die Zügel der Regierung ergriffen. Doch darf nicht übersehen werden, daß auf beiden Seiten einer solchen Verständigung

Digitized by Google

schwere Hindernisse im Wege liegen. Es sind die nationalen Chauvinismen, die alsbald wieder auflodern werden.

So ist denn die Zukunft auch inbezug auf die galizische Frage sehr unsicher und birgt allerlei Gefahren in sich.

Da das Land Galizien jetzt durch den Krieg und durch die Frage der Neugestaltung in den Vordergrund des öffentlichen Interesses getreten ist, möchte ich auf ein vor kurzem erschienenes Buch (Galizien, Land und Leute, von Dr A. von Guttry, München, Georg Müller) aufmerksam machen, das in angenehmer Form über das Land, seine Bevölkerung und seine Zustände belehrt. Sehr viele Illustrationen beleben den Text. Der Verfasser ist ein polnischer Patriot, doch spricht er freundlich und anerkennend über die Ruthenen. Sonderbar ist es, daß er, wo er von der politischen Vertretung Galiziens im Wiener Parlamente spricht, die Ziffern angibt, die vor der Wahlreform galten (S. 34). Die Wahlreform erfolgte 1907, das Buch ist heuer (1916) herausgekommen. Diesen groben Fehler ausgenommen kann man das Buch loben. Die Schilderung des galizischen Bauerntums ist hochinteressant, wenn auch der Verfasser zu sehr durch die Brille des Nationalvorurteils sieht. Aber wenn man das auch in Rechnung zieht, so bleibt doch das Bild eines begabten Volkes übrig, wie es uns der polnische Dichter Reymont in seinem meisterhaften, in der Weltliteratur wohl einzig dastehenden Romanes „Bauern" (4 Bände, Jena, Diederichs) geliefert hat. Wie gerne möchten wir Deutsche, die alles Große in der Welt immer freudig anerkennen, diesem Volke, das so bedeutende künstlerische Schöpfungen hervorgebracht hat, alles gute wünschen, wenn wir nur uns auch seiner aufrichtigen Freundschaft auf die Dauer versichert halten könnten.

Digitized by Google

Städtische Kriegsfürsorge

Von Otto Corbach

Dieser Krieg hat sich wie für den Staat, so auch für die Stadt als eine gewaltige umwälzende Kraft erwiesen. Soziale Aufgaben, an deren Verwirklichung man in maßgebenden Kreisen vor dem Kriege kaum im Traum dachte, wurden nun unter dem Drucke der Zeitumstände im Handumdrehen ausgeführt oder in Angriff genommen; Staats-, wie Gemeindesozialismus entfaltete sich allerwärts in einem Umfange, wie es vorher die kühnsten Sozialpolitiker für absehbare Zeit nicht zu hoffen wagten. Freilich wurden die verschiedenen Stadtverwaltungen nur nach Maßgabe des an den leitenden Stellen vorwaltenden sozialen Willens und Verständnisses den Forderungen der Kriegszeit gerecht, sodaß ein Ueberblick über die sozialen Verhältnisse in den einzelnen Städten bei Friedensschluß ein recht buntes Bild ergeben dürfte.

Von einem guten Gewissen in dieser Beziehung zeugt es, daß das Kriegsunterstützungsamt und die Zentrale für Kriegsfürsorge in Mannheim der breitesten Oeffentlichkeit schon jetzt durch ein besonderes Buch Rechenschaft über ihre Wirksamkeit in den beiden ersten Kriegsjahren ablegen. Das Werk (Verlag von J. Bensheimer, Mannheim, Berlin, Leipzig) ist von Professor Dr. S. P. Altmann in einer Weise bearbeitet, die immer vor allem die sozialwissenschaftlich bemerkenswerten Tatsachen hervortreten läßt. Das macht es für Soziologen und Sozialpolitiker zu einer wichtigen Erkenntnisquelle, wenn auch eine gleichzeitig beabsichtigte wissenschaftliche Darstellung der durch den Krieg geschaffenen sozialen Zustände Mannheim aufgeschoben werden mußte.

Eine moderne Kriegsfürsorge erheischt eine andere Rechtsgrundlage als die der Armenunterstützung, schon deshalb, weil gesetzliche Bestimmungen eine Minderung der politischen Rechte mit dem Bezuge einer regelmäßigen Armenunterstützung verbinden. Daher wurde auch in Mannheim die Mitwirkung des Armenamts nicht nur für die Familien ausgeschaltet, die durch die Einberufung des Ernährers zum Heere hilfsbedürftig geworden waren, sondern auch für die mittelbar durch den Krieg in Not geratenen Familien. Ganz konnte diese Absicht freilich nicht erreicht werden, und auch nach dem Kriege wird es wohl nirgends möglich sein, alle Familien der Kriegsteilnehmer dauernd von der öffentlichen Armenpflege fernzuhalten. Die Renten werden nie so hoch festgesetzt werden können, daß alle Ausgaben für Krankenhaus-

Digitized by Google

behandlung, Unterbringung in Irrenanstalten und Lungenheilstätten, die für einzelne Glieder der Kriegerfamilien in Zukunft entstehen mögen, dadurch gedeckt werden könnten. Umso notwendiger wird es sich erweisen, der Armenpflege eine der modernen sozialen Denkweise entsprechende Gestalt zu geben.

Eine Besonderheit der Kriegsfürsorge in Mannheim bildet die schon Anfang September 1914 ins Leben gerufene „Zentrale für Kriegsfürsorge", für die jedenfalls bei der Gründung kein Vorbild vorhanden war. Sie entsprang dem Bedürfnis nach einer Zusammenfassung der Kriegsfürsorge-Einrichtungen. Eine natürliche Arbeitsteilung hatte sich schon zwischen dem Roten Kreuz als derjenigen Einrichtung, die für die Militärpersonen zu sorgen hatte, und den Gebilden ergeben, die den Familien der Eingezogenen und anderen Hilfsbedürftigen beistehen sollten. Gab dem Roten Kreuz die Verbindung mit den Militärbehörden die notwendige autoritative Stellung, so war es das Gegebene, daß die Fürsorge für die übrige Bevölkerung sich eng an die öffentlich rechtlichen Anstalten des bürgerlichen Lebens anschloß, wofür in erster Linie die Stadtgemeinde in Betracht kam. Statt aber das gesamte bürgerliche Kriegshilfswerk völlig in die Hände der kommunalen Körperschaften zu legen, legte man der Zentrale für Kriegsfürsorge in Mannheim den „kommunaloiden" Typus, die Form des „gemischten Betriebs" zugrunde, hauptsächlich deshalb, weil der rein amtliche Apparat an das im Kriege stärker empfundene Schwergewicht seiner geltenden traditionellen Normen gebunden ist, und weil die Heranziehung freiwilliger Mitarbeiter in einem rein städtischen oder staatlichen Organ für leitende wie ausführende Tätigkeiten schwerer gehandhabt werden kann, als in einer Sonderorganisation, in der die Erfahrung und Geübtheit des amtlichen Apparats vorhanden, seine Hemmungen aber großenteils ausgeschaltet sind . . . Ferner kam in Betracht, daß sich eine aus dem Gemeinsinn spontan hervorgegangene Anstalt in höherem Maße der Opferwilligkeit, der persönlichen Hingabe wie der materiellen Zuschüsse erfreut, als ein Gebilde, das, wenn es will, durch Zwang und durch Mehrheitsbeschluß sich auf dem Steuerweg die Einnahmen verschaffen kann, die es nötig hat. „Die Zentrale für Kriegsfürsorge" berichtet Professor Altmann, „war von vornherein in dem Sinne als ein gemischter Betrieb gedacht, daß städtische Erfahrung, städtische Fähigkeit und städtische Unterstützung wesentlich am Aufbau der Organisation mitzuwirken bestimmt waren. Zugleich aber sollte die Verfassung führenden Persönlichkeiten der Staatsregierung, den berufenen Vertretern wichtiger Verbände, sowie den auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege und des Wirtschaftslebens erfahrenen Männern und Frauen Einfluß auf die Gestaltung des Fürsorgewerks ermöglichen. Die Zusammensetzung des Arbeitsausschusses mußte jenseits jedes politischen, jedes konfessionellen oder sonstigen Vorurteils den Willen der Gesamtbevölkerung zur

Digitized by Google

Selbsthilfe durch ein besonderes Organ zum Ausdruck bringen. Dieser Arbeitsausschuß sollte ebenso wie der der Zentrale beigegebene große Beirat dadurch volle Resonanz in der Gesamtbevölkerung finden, daß beide die Beziehungen der Zentrale für Kriegsfürsorge zu allen Schichten der Bevölkerung verdeutlichten."

Die Stadt Mannheim hat durch ihre Zentrale für Kriegsfürsorge gewiß viele Kraftverschwendungen und Reibungen vermieden, die ein weniger geregeltes Zusammenwirken verschiedener Kriegshilfs-Einrichtungen in anderen Städten mit sich bringen mußte. Bis Juni 1916 waren durch sie im ganzen 13215 Familien unterstützt worden, davon 12102 infolge Einberufung eines Angehörigen, 1113 infolge mittelbarer Kriegsnot. Die Gesamteinnahmen der Zentrale betrugen in der Zeit von Oktober 1914 bis Oktober 1915 1627490 Mark, die Ausgaben 1331594 Mark; in dem folgenden Jahre stiegen die Einnahmen auf 2614056, die Ausgaben hingegen auf 3100635 Mark, sodaß ein erheblicher städtischer Zuschuß notwendig wurde. Bis 30. September 1915 hatte die Zentrale 802860 Mark Mietzuschüsse geleistet, die sich auf 51970 Wohnungen verteilten. Von der vielseitigen Wirksamkeit der Zentrale zeugen Einrichtungen wie die eines Kriegstagesheimes für arbeitslose Mädchen, einer Nähstube für nicht voll beschäftigte Frauen und Mädchen, eines Kindertagesheims, einer Beratungsstelle für Kleinhandel und Gewerbe, einer Berufsberatung und Kriegswitwenberatung. Sehr anerkennenswert sind die für die Arbeitsbeschaffung gewählten Grundsätzen. „Die Zentrale für Kriegsfürsorge" sagt Professor Altmann hierüber, „war niemals als eine reine Unterstützungsorganisation gedacht, sondern als eine soziale Wohlfahrtsanstalt, deren Hilfswerk sich nicht in der Gewährung von Gaben der verschiedensten Art erschöpfen konnte. Hilfe durch Beschaffung von Arbeit erschien ihr nach jeder Richtung hin in solchen Fällen wertvoller, in denen es sich um Hilfesuchende handelte, denen angemessene Arbeit ohne Schädigung ihrer häuslichen Verpflichtungen oder ohne Schädigung anderer berechtigter Interessen zugemutet werden konnte. Der Organisationsplan der Zentrale sah daher eine besondere Abteilung für Arbeits- und Materialbeschaffung vor, deren Aufgabe in der Beschaffung von Arbeit für durch den Krieg in Not geratene Personen bestehen sollte."

Prächtige Worte findet der Berichterstatter für die Tätigkeit der Mannheimer Zentrale für Kriegsfürsorge an anderer Stelle, um das, was eine moderne Kriegsfürsorge im weitesten Sinne leisten sollte, zu umschreiben: „Wir wollen," ruft er aus, „aufbauende Politik leisten, generative Politik treiben und unsere Hilfe nicht nur ansehen als die Abwendung der schlimmsten Not, sondern als das Mittel, um die Früchte unseres Kampfes zu sichern. Deshalb weitet sich die Aufgabe dessen, was wir Kriegsfürsorge nennen,

Digitized by Google

immer mehr. Und wie diese frühzeitig den Gedanken aufnahm, daß wir den Begriff derer, die durch den Krieg gelitten haben, nicht auf das Volk in Waffen beschränken können, — daß heute das ganze Volk, Männer und Frauen Kriegsteilnehmer sind, so muß sie eines Tages in dem Gedanken münden, daß es ihr letzter Sinn ist, denen zu helfen, um deretwillen wir gekämpft haben, denen, die berufen sind, das Erbe dieser Zeit anzutreten. Aus dem Gebilde, das die Not des Augenblicks abzuwenden berufen war, muß organisch ein Teil jener aufbauenden Mächte hervorgehen, die vom Krieg hinüberführen in einen Frieden voller Arbeit, aber auch des Werdens und Reifens." Wie viel zuversichtlicher würden wir in diesem dritten Kriegswinter gestimmt sein können, wenn unsere staatliche Kriegsfürsorge von Anfang an von einem solchen Geiste beseelt gewesen wäre.

Der stille Gast

Von Gustav Sack

Du liegst in einem unter blühenden Linden und Eiben vergrabenen Schloß, das — wie es in deutschen Feldpostbriefen usus ist — irgend ein verliebter Marquis für eine, wer weiß, für welche, galante Schöne erbaute und über dem nun die Flagge mit dem blutig roten Kreuze weht; ein gütiges Geschick hat dir die Augen gelassen, aber das Uebrige, Mund, Nase, Brust ist greulich zerfetzt; und jetzt fragst du mich, mit einem melancholischen Seitenblick auf deine verloren gegangene Unwiderstehlichkeit, wie es mir in der Heimat und mit der Liebe geht! Mein Lieber, wenn die Sonne scheint und im Englischen Garten die kleinen Mädchen ihre wippenden Brüste spazieren führen, dann treibt mich irgend ein Teufel, ruhlos durch die Straßen zu laufen; über dem heißen Asphalt, zwischen den Steinklötzen, die die Hitze in einer dicken unbeweglichen Flut festhalten, laufe ich stundenlang; setze ich mich in ein Restaurant, in ein Café, so ist es nur, um einen Blick in die Zeitung zu tun, sie mit Ekel fortzuschieben, mein Getränk hinunterzugießen — und schon trotte ich weiter, Straße auf, Straße ab, bis es Abend wird und die Spitztürme der

Digitized by Google

Ludwigskirche als zwei blendend weiße Obeliske gegen den dunklen, schon südlich blauen Himmel stehen. Das ist die Stunde, in der draußen die Nachtposten aufziehen, es wird ruhig in mir, ich wandele wohlgemut, gedankenleer und guter Gedanken voll wie vor dem Krieg in eine verschwiegene Weintaberne und beginne liebevoll mit der Kellnerin mein Abendessen aufzustellen; dann bleibe ich und trinke einen guten herben Wein, bis die Uhr zehn schlägt und mich mit seiner brennenden Hand mein Teufel packt und in die Straßen wirft. Noch liegt die Glut in ihnen, eine schwüle, lüsterne Glut, die den Frauen die Augen schwer und verschleiert macht, als wenn sie getrunken hätten, aber mir macht sie die Augen weit und groß und ich wandele in ihnen, als wären sie ungeheure Schützengräben, klaftertief in die Erde gehauen, ein grandioses Gewirr tiefster Gräben, in denen sich ein Gigantengeschlecht gegen einen unsichtbaren Feind geduckt und mit Pickel und Spaten eingegraben. Und die erhellten Scheiben, die Zimmer und Wohnungen, von denen du in deinem Schlößchen träumst, — nichts als Höhlen und Unterstände, zahllos wie der Sand am Meer, in die sich ein Millionenheer verkrochen hat und Deckung sucht gegen die ungeheuren Geschoße, die aus dem dunklen Himmel auf sie niederfahren — oh! ich höre ihr Pfeifen, ihr Heulen und Singen, ihr weinendes Gurgeln, mit infernalischem Krachen schlägt ein Teufel in die nächste Grabenecke ein — und schweißgebadet lande ich in meinem Zimmer und falle in einen wüsten fiebernden Schlaf.

Aber jetzt habe ich meine stille Stunde wieder und kam guter Gedanken voll hier an. Man liebt mich hier, wenigstens sehe ich an den Blicken der Gäste, des Wirts und der Kellnerin, daß ich ihnen nicht unangenehm bin, daß dieser stille Gast, dessen einzige Untugend das jähe Auffahren und Fortlaufen ist, mit zu dem Inventar dieser traulichen Weinstube gehört. Und nun werde ich dir von meiner Liebe und Sehnsucht erzählen.

Als ich gestern, es war nicht weit von Mitternacht und ich wußte schon nicht mehr, in welcher Straße, in welchem Graben

Digitized by Google

ich mich befand, wieder mit hohlen Ohren dem Singen und Heulen der Geschoße lauschte, die stündlich Not und Tod und ewigen Jammers beladen auf diese Stadt einbrausen — oh! wir Geschlecht von Zwergen haben uns tief in die Erde gegraben, wir haben Riesengräben ausgeworfen, auf deren Sohle und in deren tiefsten Höhlen und Kellern wir Deckung suchen gegen die heillose Not, die in ungeheuren Garben aus den wilden Himmeln auf uns niederfällt — als ich gestern wieder ihrem Heulen lauschte, sahen meine Augen, daß die Straßen schwarz und schwärzer wurden von Menschen, daß ein Getrippel, ein Laufen und Brausen um mich ward und daß ich eingekeilt wurde in den gegen mich ankommenden Strom. Es mag ein Theater geschlossen haben, es mag ein Brand ausgebrochen sein, irgend etwas geschehen sein, das den Pöbel lockt, — was schiert mich die Welt des Scheins! Ich lebe in einer anderen, in meiner, in der wirklichen Welt, ich laufe auf und ab, ich habe mich verlaufen in einem ungeheuren Schützengrabengewirr, und der Strom der Menschen, der nun kompakt mir entgegenflutet — es ist der Strom der Toten, Tausender, Aber- und Abertausender derer, die in Sumpf und Sand, in Lehm und Kreideschlamm, in Wald und See ihr Grab gefunden — unabsehbar flutet er mir zu. Aber es sind nicht Leiber mehr, es ist ein schauriges Konglomerat von Rümpfen ohne Bein, Armen ohne Rumpf, ohne Kopf, von halben Schultern, verlassnen Beinen, von formlosen Massen in Tüchern und Mantelfetzen, dort wippt in phantastischem Gange ein einsamer Kopf heran — vorbei —, armlos, beinlos, stirnlos, augenlos, mit gähnender Brust und aufgerissenem Leib, mit verspritztem Hirn — endlos fluten sie, ewig gleich und ewig wechselnd wie das Meer. Meine Nüstern blähen sich, ich suche einen süßlichen Geruch, aber nun höre ich ein Flüstern und Raunen, Laute und Stimmen ringen sich los und jetzt — wir stehen an einer ungeheuren Grabenkreuzung — stockt der Zug und hält, lispelt und murmelt und tönt noch einmal brausend auf und steht und schweigt. Und lange stehen

Digitized by Google

wir so und schweigen uns an, schon streckt aus dem Krüppel- und rumpflosen Gliedermeer die Angst ihre Krallen nach mir, da höre ich mich sprechen und laut tönt es über sie:

Oh ihr, die ihr ruht in Sand und Sumpf,
Rumpf ohne Kopf, Kopf ohne Rumpf — —

Aber wie der Mittagswind einen Gebirgssee kräuselt, begann ein Kichern und Lächeln um mich, ein Raunen und leises Lachen—: „Was du nur willst, was du nur willst! Wir sind erlöst. Uns treffen die Geschoße, die diese Stadt umbranden, uns treffen sie nicht mehr, sie sind nicht für uns da, sind überhaupt nicht da und nie gewesen. Du beklagst, oh du bedichtest uns, du wähnst, oh du armer Narr und Lebender, wir wünschten uns zurück in die Sonne und Not. Es ist keiner — Kameraden, ist einer unter uns, der wünschte, er wäre wieder wie der, haha! wie der? Der Narr! der Lebende! Husch! wir Seligen!" Und lautlos, wie ein Fledermausschwarm, flatterten sie hoch und der Markt war leer; und singend brausend heulte es wieder nieder auf die Stadt, auf die Welt des Scheins, aus allen Winden, aus allen Himmeln in ungeheuren Salven, ein eiserner Hagelschlag die ganze Nacht, den ganzen Tag, das ganze Jahr — — Und diesen Tag lief ich durch die Straßen die ganze Nacht und taumelte unter einem grauen regendichten Himmel heim.

„Es geht auf zehn, du Lieber, es geht auf zehn, gleich kommt die Faust; und wenn ich heute wieder dem Strom begegne — er wächst mit jedem Tag — wirst du auch unter den Seligen sein?"

Digitized by Google

Carl Hauptmann

Von Hans Johst

Weit ab von jener Kunst, die ihre wichtige Aktualität im Plakatstil allerorten manifestiert, weitab jeder Tendenz und jeder Richtung kämpft Carl Hauptmann um sein Leben, um das Wesen, den Sinn seines und des Lebens überhaupt. Er hat keinen guten Stern — schon, daß er der Bruder eines Gerhart wurde — kam ihm nicht zu statten. Immer möchte der Laie zumindest — und diese Spezies charakterisiert die öffentliche Meinung und ihr Urteil — das Brüderpaar vergleichen. Ein Vergleich ist in der Literatur immer eine gewisse Trägheit oder eine Ungerechtigkeit, in diesem Falle aber ist es eine Katastrophe. In Gerhart eingeboren war die Bestimmung seiner Kunst, das Mitleid seines Herzens, die große Kraft seines plastischen Blickes, der Inhalt der Zeit förderte, steigerte durch Erfolg und Zuruf Werdendes zum Werk, zur Vollendung.

Anders der Weg Carls. Viel faustischer sein Werdegang. Er schien zu ersticken in der Dämmerung der psychologischen Studierstube; spät stürzte das Pathos doppelt verfieberter Schaffens- und Gestaltungsfreude über ihn her. So kam in seinen Frühling das fast verhetzte, versorgte Gefühl: Du wirst doch noch alles erlösen können, was in Dir ruht. Absolut verneint der, vom geistigen und rein abstrakten Umweg um Zeit Betrogene, die Bedeutung der Bewußtheit. Ihm muß alles Werk Gesang sein und Bild: Orgie der Phantasie, ungebundenste Vorstellungswelt. Nie noch tötete mit solcher harten Konsequenz ein Künstler die Hemmung formalen Gesetzes, geistigen Skelettes. Gefühl ist alles! Rausch ist die alleinseligmachende Dynamik werdender Unsterblichkeit. Sinnenrausch, farbig, jagend und klingend!

So erklärt es sich im Schaffen Carl Hauptmanns, daß, neben Fresken von ungeheurer tragischer Kraft, Zeichnungen von belangloser Fingerfertigkeit stehen. Neben dem größten dramatischen Gemälde unserer Zeit — dem Tedeum „Krieg" — die zerrissene und teilweise sogar billige Frühgeburt „Szenen aus dem großen Krieg". Dicht neben dem harmlosen Spiel „Die Rebhühner" (die immerhin in ihrem seltsamen Ringelreigen den „Jungfrauen von Bischofsberg" zum Tanz die Hände reichen dürfen!) die burleske Tragödie „Tobias Buntschuh".

Die Tragödie eines Einsamen! Als Krüppel aus dem Schoße einer Mutter gesprungen, wird Buntschuh Gott der Welt, Herr aller Möglichkeiten — so-

Digitized by Google

weit sie das Gold bezwingt. Den Krüppel liebt die Welt um der Erfolge willen, die Mutter liebt ihr Blut, der Freund den Geist — aber die Liebe — das kleine, rassige Mädel — die Liebe, der der Einsame sein vom Denken glühendes Haupt in den Schoß legen möchte, an deren Freude er bis zur äußersten Seligkeit des Lebens vorstürmen möchte, die Liebe, an deren Zweisamkeit der ewig Einsame genesen möchte, flieht ihn. Sein Herz stirbt — die Fanfaren des Triumphes heulen im mächtigen Chor, im griechischen Chor an den Tempel eines Königs ohne Krone!

Die Seele der Liebe und ihrer Sehnsucht scheint hier in ihre Grundelemente aufgelöst, die Philosophie der Liebe, des Geistes wurde zur tragischen Maxime gesteigert. Vielleicht zum erstenmal ist hier Carl Hauptmann — unbewußt, denn er muß es seiner eruptiven Natur gemäß sonst verneinen — zur Mathematik der Gestaltung vorgedrungen. Das Drama als Kosmos ist nun einmal nicht nur Welt des Gefühles, des Subjektes, sondern erfordert Wirkung, Gestaltung des Objektes und steht so unter den geistigen Gesetzen der abstraktesten Disziplinen. Im Buntschuh sind beide Kräfte immanent: Es rauschen in dieser Tragödie die blutigen Quellen eigenster Phantastik auf und anderseits ruhen in ihr die gebundenen Werte objektiver Kraft!

Manch einer . . .

Von Arnold Kubsch

Manch einer fällt im blumigen Feld,
Wenn Sonne die Halme golden färbt,
Und in dem ausgesöhnten Herzen
Singt das süße Gebet seiner Mutter.

Manch einer bäumt sich trotzig der Wucht der Granate entgegen
Und fühlt nicht Freude noch Qual,
Wenn das berstende Eisen
In der klaffenden Brust
Des wilden Lebens mechanischen Gang erwürgt.

Andern aber, die ewigkeitenlange dunkle Wochen
In zähen, klebrigen Lehm gekittet saßen
Mit steifen Gliedern und erloschnen Augen
Kreischt ein Fluch von den zerknirschten Lippen,
Ein Fluch dem grausamkalten Gotte,
Der ihnen noch aus keiner Bedrängnis half.

Digitized by Google

Doch über alle, die da fallen und verbluten
Und ihrer Völker klägliche Irrgeschicke
Mitlenken helfen und dran sterben müssen,
Gehn gleichmütig still die schweren Wolkenschiffe
Mit ewigen Frachten ihren Flug belastend.
Und ewig grünen die Bäume und singen die Täler,
Und aus der Furche quillt ewig das junge Korn.

Und irgendwo an einem Blütenhang,
An dem mit breitem, wogendem Wellengang
Der purpurdunkle Strom der wilden Welt
Prasselnd und knisternd vorüberrauscht,
Sitzt Pan, der ewig junge Gott.
Und um die ewigfrohen, friedevollen Züge
Des weltenthobenen, gütigen Gesichts
Spielt still ein Lächeln. Sein ewiges Götterlächeln.

Schlachtflotte und Küstenschutz

Zwar soll eine starke Flotte grundsätzlich versuchen, den Gegner sogleich nach Ausbruch des Krieges zum Entscheidungskampf zu stellen; allein es gibt Verhältnisse, die das vorerst nicht ratsam machen, beispielshalber dann, wenn man sich einem übermächtigen Feinde gegenüber befindet. Da wäre eine strategische Offensive verfehlt; denn sie könnte den Ruin der eigenen Flotte bringen. Es herrschen eben auf dem Wasser auch Stärkeverhältnisse, die den Sieg unmöglich machen

Man muß also andere Wege suchen. Das geschieht am besten im Verein mit Küstenbefestigungen, die nach operativen Gesichtspunkten angelegt sind und die so zu einem überaus tätigen Faktor der Seekriegführung werden. Küstenbefestigungen entlasten die Flotte, sie gewähren Rückhalt, Anlehnung und Unterstützung, wirken außerdem mit, die Operationen feindlicher See- und Landstreitkräfte gegen jene Küstenabschnitte zu hemmen, von denen aus sich strategische Ziele ansetzen lassen.

Doch vermag die Flotte den Küstenschutz nicht unbedingt zu garantieren, sondern sie kann ihn nur verstärken, sofern sie zur Stelle ist. Daher müssen Küstenbefestigungen sich mit ihren örtlichen Abwehrmaßregeln auch selbst zu helfen wissen; ob sie freilich imstande sind, ohne Hilfe der Flotte längeren Widerstand zu leisten, dahinter bleibt ein großes Fragezeichen.

Der Angreifer hat also mit der Küstenverteidigung wie mit einer aktiven Streitmacht zu rechnen, deren Kraft wächst, wo eine Schlachtflotte zur Verfügung steht, mit einer gut eingerichteten Basis. Zu diesen gehören: Docks, Reparaturwerkstätten, Kohlenlager, Munitionsdepots und ähnliches. Die Angriffsflotte steht größeren Schwierigkeiten gegenüber, da sie weitab von ihren Mitteln entfernt ist, verdeckt liegende Haubitzbatterien des Verteidigers von der Flotte aus,

Digitized by Google

die nur Flachbahngeschütze führt, zu bekämpfen hat, während die Küstenhaubitzen mit ihrem Steilfeuer den Schiffen des Angreifers empfindliche Verluste beibringen können. Die Tauchboote erhalten einen besonderen Kampfwert. Sie haben den Angreifer vom Festlande fernzuhalten und gegen die See zurückzudrängen, dann sollen sie das Vorfeld der Küstenfront aufklären und zur Nachrichtenübermittlung dienen. Ihre weiteren Aufgaben sind: Bedrohung der Operationsbasis des Gegners, Erschwerung und Behinderung des Beschießens der Küstenwerke, Vernichtung feindlicher Streitkräfte, Abwehr einer Forcierung der Hafeneinfahrt und dergleichen, die Tauchboote sind imstande, das Bild des Küstenkrieges gegen früher erheblich zu verändern.

Soll der Angriff zur See durch Landungstruppen verstärkt werden, so gehen diese gegen die Stützpunkte der Verteidigung vor. Landungsstreitkräfte werden durch Truppen bekämpft, die zum Küstenschutz bestimmt sind. Eine aufmerksame Küstenbewachung wird bald zu ermessen vermögen, welcher Art die sich heranbewegende, feindliche Unternehmung bildet. Das Beobachtungswesen kann auch durch die Küstenbevölkerung wirksam unterstützt werden, falls diese mit ihren kleinen Fahrzeugen mitwirkt. Im allgemeinen sind Landungsversuche aber höchst gefahrvolle Unternehmungen; werden sie abgeschlagen und bricht die Flotte des Verteidigers im rechten Augenblick zum Gegenstoß vor, dann ist die Wiedereinschiffung der gelandeten Truppen in Frage gestellt. Natürlich kann eine Landung auch im Keime erstickt werden.

Noch weniger Aussicht auf Erfolg haben Landungen großer Heereskörper. Das Netz der Verkehrsmittel ist heutzutage in dicht bevölkerten und mit modernen Wehrverfassungen versehenen Ländern viel zu entwickelt, als daß es nicht möglich sein sollte, gegen ein gelandetes Heer eine erdrückende Ueberlegenheit zu versammeln. Doch kann dieses Verhältnis sich ändern, wenn die gelandeten Truppen ohne Verzug Unterstützung durch eine Volkserhebung oder durch die Streitkräfte einer verbündeten Macht erhalten. Der Zeitpunkt für solche Operationen liegt namentlich günstig, falls der Verteidiger bereits ermattet und des Krieges müde ist.

Auch wenn die Angriffsflotte dem Verteidiger an Schiffen nummerisch weit überlegen ist, so kann sich allmählich dennoch ein Verhältnis herausbilden, bei dem der ursprüngliche Unterschied an Kraft zum Ausgleich gelangt. Selbst eine große Ueberlegenheit an Schiffen muß nach und nach zusammenschmelzen. Ist dieser Fall eingetreten, so bricht der Verteidiger, der nunmehr zum Angreifer wird, mit der Schlachtflotte aus seinem Küstenschutz hervor, um die große Entscheidungsschlacht zu schlagen. Diesen Kampf entscheiden nicht etwa die materiellen Machtmittel allein, sondern dabei werden überlegene Einsicht, Kühnheit, Entschlossenheit, Energie, Seelengröße, Zähigkeit und Initiative von weittragender Bedeutung, nicht zu vergessen den geistigen Mut, diesen feurigen Sohn des Sieges. Vorwiegend diese Elemente sind es, die der unwandelbare Genius des Krieges von denjenigen seiner Jünger verlangt, denen er einen Platz in seinem Ruhmessaale anweisen will.

Walter Achilles Korn

Digitized by Google

Abschied von Palmström

Er ist dahin. Irgendwo im Weltenraum sinnt er über die Nähe nach, die sich zum Näher steigerte und zur Näherin wurde, oder über den Fluß Elster, der sich in einen Vogel verwandelte, von einem Jäger totgeschossen wurde und dann das Land überschwemmte. Und auch von Norf ist tot, sein Freund, seines Wesens letzte Erfüllung, die zwei Strichelchen über dem o im Namen Palmström. Wo starrt er jetzt dem gespenstischen Butterbrotpapier im Winde nach, wo erblickt er das Huhn, das in der Bahnhofhalle spazieren geht, „nicht für es gebaut"? Wo ist er? Der mit Palmström und ihrem Schöpfer Christian Morgenstern starb. Auf welchem Stern lacht nun Morgenstern sein himmlisches, leises, befreites Lächeln? Wir möchten es wissen, wir möchten ihm nach, wir möchten es niemals entbehren.

Da kommt zu uns Palma Runkel, letztes Vermächtnis des Toten und Ruhme Palmströms. So ist sie:

Palma Runkel ist mit Palm
verwandt,
doch im übrigen sonst nicht bekannt.
Und sie wünscht auch nicht bekannt
zu sein,
lebt am liebsten ganz für sich allein.

Ueber Ruhme Palma Runkel
drum
bleibt auch der Chronist vollkommen stumm.
Nur wo selbst sie aus dem Dunkel
tritt,
teilt er dies ihr traulich mit.

Doch sie trat bis jetzt noch nicht
ans Licht.
und sie wills auch in Zukunft nicht.
Schon, daß hier ihr Name lautbar ward,
widerspricht vollkommen ihrer Art.

Und von Norf begeht wieder einen seiner Streiche, er läßt sich in einen Folianten einbinden und wandelt, „mit hinter den Armen flatternden Seiten" oder rastet zu anderen Zeiten in seinen Flügeln blätternd. So ist denn auch diese Palma Runkel, die nur kommt, um zu verschwinden, ein Buch geworden, das Nachlaßbuch Christian Morgensterns (bei Bruno Cassirer, Berlin). Und nun erscheint das Polizeipferd, das den ertappten Tropf berechnet, „logarithmisch und auf Spitz und Knopf". Eine Brille wird aufgesetzt, deren Energien Text zusammenziehen. Liest man etwa diese Gedichte, so ergibt sich erst beim dreiunddreißigsten — Ein — Fragezeichen. Die wunderbare Mittagszeitung, bei deren Lektüre man ohne weiteres satt wird, wetteifert mit dem Geierlamm, das untergründiger Weise dich ohne Mäh auffrißt aus nächster Näh.

„Und dreht das Auge dann zum
Herrn
Und alle habens herzlich gern".

Eine neue Straße spricht einen gefühlvollen Monolog, sie hat kein Haus, aber einen Namen. Die Herren Aktionäre haben ihr anvertraut, daß sie bald angebaut werde. Da schließt der Mond hinter sich entsetzt die Tür und weinend wie die Unschuldigen nnd Opfer ruft die neue Vorstadtstraße: „Ich kann doch nichts dafür". Der Hecht, bekehrt vom heiligen Anton wird vegetarisch, aber es bekommt ihm schlecht, die Ruhe packt ihn,

„Der ganze Teich wird angesteckt,
fünfhundert Fische sind verreckt,
doch Sankt Anton gerufen eilig,
sprach nichts als: heilig, heilig,
heilig!"

Dasselbe Verwundern vor einer Natur, deren Mittel höchst absonderlich den Zweck erfüllen, wenn sie ihn nicht gar überwachsen haben, lernt der Rehbock kennen, der in einem Hof-

Digitized by Google

theater sich aufs Stichwort aus der Coulisse stürzen mußte. Weil er aber beim zwölften Mal ausbricht, wird er kurzerhand gestrichen und man schafft ihn wieder in den Waldpark. Dort geht er nur herum und unterhält sein Publikum

„aus Reh, Hirsch, Eber, Fuchs
und Maus
von Rolle, Stichwort und Applaus".

Wie schwebt dies alles zwischen Himmel und Erde, tanzt vor unseren Augen und hat kein Körnchen Materie mehr an sich, ist Spiel, ist Welt, ist Spiel der Welt. Sollen wir davon Abschied nehmen? Von Palmström, von seinem Freund von Korf, von seiner Muhme Runkel und von Christian Morgenstern? Soll nie mehr etwas von ihnen zu uns kommen? Kein Galgenkind der Galgenlieder? Wie wollten wir es lieben!

Aber Palmström schweigt. Er geht zum Spiegel, an dem ihm das Gewölke leichten Dampfes in dem kristallenen Grund am meisten ergötzt.

„Und ihm schwant davor von Majas
Flügel —
Hefter Art und vor dem Schalk
der Schälke
Löst sich Welt zum — Atem
eines — — Mundes — — —.

Da sind wir getröstet und winken den Entschwindenden zu.

Oskar Maurus Fontana

Die Hirth-Auktion

Trotz Krieg und Kriegsnöten war die Versteigerung der Sammlung Georg Hirth in der letzten Novemberwoche in der Münchener Gesellschaft ein vielbesprochenes Ereignis. Die Sammlung von Kunstgegenständen, die gegen Eintrittsgeld zur Vorbesichtigung eine Woche lang in der Galerie Helbing aufgebaut war, konnte zwar in ihrer Totalität keine auf Geschlossenheit gerichtete künstlerische Zielbewußtheit ihres Besitzers verraten. Dahingegen zeugte fast jedes Stück in der großen Varietät von 1200 Katalognummern für den sichern Qualitätsinstinkt und temperamentvollen Sammeleifer Georg Hirths, mit dem eine der einflußreichsten Persönlichkeiten aus dem Kunstleben geschieden ist. Mit derselben Energie, mit der er als Schriftsteller, Gründer und Unternehmer im öffentlichen Leben hervortrat, bemühte er sich jahrzehntelang ohne spekulative Nebenabsichten, ganz spontan, nur aus Freude am Objekt, zu sammeln.

Georg Hirth hat als einer der Ersten der Keramik ein besonderes Interesse entgegengebracht und, nachdem er schon vor 20 Jahren einen großen Teil seines diesbezüglichen Kunstbesitzes unter dem Titel „Deutsch Tanagra" zur Versteigerung brachte, nie aufgehört keramische Kleinplastik neu zu erwerben. Für eine Nymphenburger Wasserblase zahlte diesmal das Bayerische Nationalmuseum 20100 ℳ. Den höchsten Preis von Bastelli-Modellen erzielte eine Tänzerin aus der alt-italienischen Komödie (Faist, Berlin) 38000 ℳ. Unter den trefflichen Wandteppichen verschiedener Epochen erwarb das älteste Stück aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts „Das Urteil Salomons", Antiquar Reiling, Mainz, 60000 ℳ. Die Firma Bernheimer, München, beteiligte sich mit Erfolg am Wettbewerb eines Gobelins aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts 68000 ℳ.

Aus der Fülle guter süddeutscher Möbel, namentlich aus dem 18. Jahrhundert, zahlten Antiquare fabelhafte Preise, die zum Teil die bisher geltenden um das drei- und vierfache überschritten. Bei Bronzen und Uhren entschied sich Georg Hirth meistens

Digitized by Google

für französisches Fabrikat. Ein italienischer Prunkkandelaber, angeblich ein Geschenk Napoleons an Murat, brachte über 10000 ℳ. Eine besondere Ueberraschung aber war es für Viele, daß heute noch für ein Bismarck-Portrait von F. von Lenbach 40000 ℳ erzielt werden konnte. Ein Hauptwerk Böcklins „Zentaurenkampf" stieg bis auf 51000 ℳ, ein männliches Portrait Lucas Cranach 25100 ℳ. Zwei englische Farbstiche (W. Ward nach Georg Morland) erzielten 9800 ℳ.

Die seit Jahresfrist gehobene Kauflust stieg diesmal ins Unermeßliche, entfacht noch durch die Suggestion, die von der besonderen Persönlichkeit des Besitzers, auch nach dem Tode, ausging. So wird die Kunstauktion Georg Hirths als eine Merkwürdigkeit in dieser schicksalsschweren Epoche historisch unvergessen bleiben.

Alfred Mayer

Exotische Novellen

Man erinnert sich an frühere Werke Johannes V. Jensens: an die modernen Zeitromane „Madame d'Ora" und „Das Rad", an seine Novellen und Schilderungen ferner Zonen. Als starker Nachhall blieb der Eindruck, daß dieser Däne ein ungewöhnlich lebendiges Gegenwartsgefühl in sich trägt, und daß er als Dichter dieser Zeit weite Stoffgebiete mit der Plastik seiner Sprache gestaltet und Probleme dieser Tage uns vorgestellt und zergliedert hat. Wenn er (wie in seinem Roman „Das Rad") einen Riesenstreik in Chicago schildert, wenn er uns erzählt, wie in dieser Riesenstadt der Winter vom Hudson herfegt und das Leben dieser Millionenstadt erdrosselt, wenn er uns in die Kreise der Sektierer führt, Millionäre und Arbeiter im Bereich ihrer widerspruchsvollen Interessen seelisch zerfasert, so ersteht ein Bild dieser vielgegliederten Gegenwart und man hört eine Sinfonie, für die unser Geist empfänglich ist.

Wenn Jensen die Kontinente dieser Welt durchreist, wenn er in Indien und Java, in Sibirien, China und Japan, in Amerika und in den Ländern Europas Umschau hält, so treibt ihn der Wunsch, den Inhalt dieser Welt und Zeit zu erfassen, fernen Schicksalen zu begegnen und Rätsel und Geheimnisse aufzuspüren, um ihre verknüpften Zusammenhänge aufzulösen. In seinem neuen Novellenband „Olivia Marianne" (Verlag S. Fischer, Berlin) führt er uns wieder nach dem fernen Osten, nach Java, China und Sibirien. In Einzelschicksalen erkennen wir die Züge fremder Rassen. Aus jähen Sturzfluten der Leidenschaft hören wir den Urlaut der Triebe. Man lese die Novelle „Frau Dominick" dieses sibirisch-asiatische Genrebild, wo die unbegrenzte Weite des Landes und die Enge der Welt sich in einer blutigen Trägödie begegnen. Man lese die Geschichte des chinesischen Holzschnitzers Wang Tsung Tse, die Kulturstudie „Die chinesische Frau" oder die Erzählung „Schwarz und Weiß", wo unauslöschliche Rassenfeindschaft im Faustkampf sich austobt und ein Frauenschicksal beschmutzt, zertreten und erniedrigt aus einer Menschenmenge sichtbar wird.

Diese neuen Novellen Jensens sind nicht lediglich Erzählungen und Schilderungen ferner Dinge, sie sind psychologische Analysen, Gegenwartsbilder und Dokumente des Lebens, wie sie nur ein leidenschaftlicher Dichter niederschreiben konnte, der zugleich ein leidenschaftsloser Denker ist.

Hermann Bagusche

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Der 12. 12. 16

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Berlin, 13. Dezember

Der Tag wird uns allen im Gedächtnis bleiben. Nicht weil das Haus zum Brechen voll war und die Tribünen die Minister und Bundesratsbevollmächtigten kaum zu fassen vermochten, nicht weil die Galerie, einschließlich der Hofloge, über und über gefüllt war, sondern weil der leitende Staatsmann vor der Volksvertretung einen Ruck am Steuerruder des Staatsschiffs vollzog und den Kurs der „Deutschland" klar und deutlich gewiesen hat. Gestern ist Geschichte gemacht worden und die künftige Geschichte sowohl des Krieges als des Friedens und der künftigen Konstellation wird einen Abschnitt rechnen von diesem Tag.

Das Geheimnis, das diesmal vollberechtigt um den Staatsakt gehüllt war, weil sein Erfolg durch die Ueberraschung und die Verhinderung einer stimmungsmäßigen Durchkreuzung mit bedingt war, hatte die Spannung aufs höchste gesteigert. Um 12 Uhr erfuhren die Fraktionen in ihren Sitzungen, was bevorstand, durch ihre am Morgen und Abend zuvor vom Reichskanzler eingeweihten Vertrauensmänner, wir von der Volkspartei durch Wiemer, der uns mitteilte, daß er, vorbehaltlich unserer Ansicht und Entschließung, der Politik des Reichskanzlers, wie sie in den Noten niedergelegt werde, zugestimmt habe. Wir billigten diese Billigung und waren nach einer kurzen interessanten Sitzung vollständig einmütig. Auf 1 Uhr war ein Seniorenkonvent anberaumt. Der Reichskanzler hatte aber den Präsidenten Kämpf, Spahn, Payer, Bassermann, Westarp in sein Bundesratszimmer geladen. So konnten wir im Seniorenkonvent über die geschäftliche Behandlung der bevorstehenden Kundgebung erst in dem Augenblick beraten, zu welchem bereits

Digitized by Google

das Plenum hätte beginnen sollen. Es gab eine gewichtige Auseinandersetzung, die Meinungsverschiedenheiten, die nachher im Plenum hervortraten, vergeblich beigelegt haben wollten. Ungern, aber notgedrungen beschloß die Mehrheit, zu majorisieren und eine Abschwächung der Kundgebung durch Dissonanzen nicht zuzulassen. Um 2 Uhr traten der Reichskanzler und der Präsident in den Saal. Die Rede des Kanzlers trug ganz seinen eigensten Stil, der auch in der Note unverkennbar war. Ich fand auch die rednerische Wiedergabe sehr gut, kraftvoll, schlicht, ohne Ueberhebung in Ton und Gebärde. Der Eindruck war sehr stark und tief. Man fühlte mit einem Schlag den Mut des geschichtlichen Schrittes, und die Wohltat, die schon in der Hoffnung gelegen ist. Man merkte, daß die Rechte und die Nationalliberalen schweigend zuhörten und das Zentrum gedämpft zustimmte. Die Linke hat die Verantwortung nicht auf sich geladen, die Kundgebung und die Politik der Reichsregierung ohne starken und stürmischen Beifall zu lassen. Die Tribünen wurden angesteckt. Bethmann-Hollweg schloß mit einem der vielen, guten, wohlüberlegten Worte, die diese Rede auszeichnen. Der stürmische Beifall hatte sich gelegt. Bassermann verlangte Diskussion. Man fühlte im ganzen Haus, daß der Zweck nicht die Erleichterung der eingeleiteten Aktion war. Graf Westarp schloß sich an. Als auch Ledebour Gedankenfreiheit verlangte, trat eine Heiterkeit ein, die nicht ihm, sondern Bassermann und Westarp galt. Der Präsident ließ abstimmen. Eine große Mehrheit aus Volkspartei, Zentrum, Sozialdemokraten und Polen entschied sich für das Schweigen als die beredteste Form der Politik in diesem geschichtlichen Augenblick. Der Präsident, dem die Anberaumung einer neuen Sitzung durch den angenommenen Antrag Spahn ins freie Belieben gestellt war, schloß die Sitzung mit dem Wort, daß die Reichsregierung für eine große und richtige Politik immer die Volksvertretung und das Volk hinter sich haben werde.

Die Aufnahme der kaiserlichen Volkspolitik, die Bethmann-

Digitized by Google

Hollweg im Einklang mit Hindenburg proklamiert hat, ist in Deutschland sehr gut, trotz aller Zweifelsucht.

Nicht als ob man die Schlacht auf dem politischen Felde Europas schon für gewonnen erachten dürfe. Vor der überschwänglichen Meinung eines sofortigen und letzten Erfolgs muß man sich aufs schärfste hüten und die Wutschreie, die morgen von der Northclife-Presse in London und ihren Filialen in Paris und Petersburg ausgehen, werden uns zeigen, wie stark die Draufgänger sich getroffen fühlen und wie sie zunächst die Fassung nur glauben bewahren zu können durch gellende Rufe: Jetzt erst recht!

Aber der erste Schritt ist von Deutschland kraftvoll, klug und würdig getan.

Kaiser Karl

Von Richard Charmatz, Wien

Als Erzherzog Karl Franz Josef am 17. August 1887 geboren wurde, da konnte man nicht voraussehen, daß er einst berufen sein werde, die Krone zu tragen. Ihm winkte eine sorgenfreie Zukunft, das beneidenswerte Leben eines kaiserlichen Prinzen, der dem Throne nahe steht und dennoch die Verantwortung und Arbeit des Herrschers nicht kennt. Nun ist er doch Kaiser und König geworden, und Oesterreich-Ungarns Schicksal hängt fürderhin mit seinem Walten zusammen. Der neue Herrscher wurde mit Hakon Hakonson verglichen. Es läßt sich nicht leugnen, daß mancher Zug, den Ibsen dem sieghaften Helden in den „Kronprätendenten" verlieh, wiederkehrt. Alles wurde dem Monarchen bisher leicht; die Herzen flogen ihm zu, wo immer er in seiner schönen Männlichkeit erschien. Etwas anderes ist es jedoch, bloß zu repräsentieren, durch ein freundliches Wort, durch eine liebenswürdige Geste zu wirken und etwas anderes, die Zügel der Herrschaft

Digitized by Google

selbst zu führen, in einem so komplizierten Reiche wie Oesterreich-Ungarn erfolgreich und segensvoll den bestimmenden Einfluß auszuüben, zwischen den zwei Staaten zu vermitteln, die verschiedenen Völker an sich zu ziehen, sich zwischen den Parteien und trotzdem über ihnen zu behaupten und dabei stets das Richtige zu treffen. Dazu bedarf es eines gewaltigen „Königsgedankens", einer ernsten Auffassung von den Herrscherpflichten, eines klaren Verstandes, der Beharrlichkeit und vor allem erfahrener und kluger Ratgeber. Ibsen bezeichnet den glücklichen Menschen als einen großen Mann. Möge das Glück, das Kaiser Karl bei seinem Aufstiege treu war, ihm auch auf der Höhe ein untrennbarer Begleiter sein!

Kaiser Karl versprach in seiner Proklamation an die Völker, die verfassungsmäßigen Freiheiten hoch zu halten, das „sittliche und geistige Wohl" zu fördern und allen erwerbstätigen Gliedern der Gesellschaft die Früchte redlicher Arbeit zu sichern." Dieses Bekenntnis zum Konstitutionalismus wurde in Ungarn wie etwas Selbstverständliches empfunden, aber in Oesterreich, wo noch die Erinnerung an die Aera Stürgkh lebendig war, freute man sich des Eifers, mit dem der junge Herrscher die Eidesablegung vor den beiden Häusern des Reichsrates beschleunigte und die Frist für die Königskrönung in Budapest zu verkürzen suchte. Und wahrlich, wenn es eine Lehre der Geschichte gibt, dann muß diese vor allem darin bestehen, die Scheinmacht des Absolutismus zu meiden, denn sie hat der Habsburgermonarchie nie Glück gebracht: weder den Völkern noch den Fürsten. Das unbestreitbare Verdienst Kaiser Franz Josefs bestand in seiner Versöhnung mit jenen Ideen, die in seinen Kindheitstagen als „gefährlich" und „umstürzlerisch" bezeichnet wurden. Er fand den Mut, den abschüssigen Weg, den ihm Schwarzenberg, Windischgrätz und Kübeck gewiesen, zu verlassen und die Völker zur Mitbestimmung ihres Geschickes heranzuziehen. Ohne diese Umkehr wäre der Aufschwung Oesterreich-Ungarns nicht denkbar gewesen, hätte sich die innere Kräftigung nimmer-

Digitized by Google

mehr vollziehen können. Diese Erkenntnis muß als kostbare Ueberlieferung in Ehren bleiben. Kaiser Karl gelobte, das Werk seines Vorgängers fortzuführen und zu vollenden. Das kann nur heißen, daß die verfassungsmäßigen Einrichtungen ausgebaut und die geistigen Strömungen unserer Zeit voll anerkannt werden sollen.

Inmitten des opferreichsten aller Kriege trat der neue Herrscher sein sorgenreiches Amt an. Aber wolkenverhüllt war auch der Himmel, als Kaiserin Maria Theresia die Regierung übernahm, als Kaiser Franz Josef, damals ein Jüngling, in Olmütz seiner Jugend Lebewohl sagte. Die Stürme, die jetzt Europa durchtoben, die furchtbaren Anforderungen, die jeder Tag stellt, werden jedoch ein Ende nehmen und dem guten Rechte der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche wird der Sieg beschieden sein. Außerordentlich sind die Ansprüche, die der Weltkrieg stellt, bedeutender aber werden die Pflichten sein, die mit dem Frieden erwachsen. Die Technik des blutigen Kampfes hat sich bereits herausgebildet, und es gilt hier nur durchzuhalten und dem Geiste der letzten Jahre treu zu bleiben. Doch von den Erfordernissen des Friedens können wir uns heute noch keine Vorstellung machen. Alles liegt im Dunkel und nur die Ahnung besonderer Leistungsnotwendigkeiten wird in uns wach. Wie viele Fragen tauchen auf, wenn man bloß an all das denkt, was mit der Sonderstellung Galiziens zusammenhängt, mit dem letzten, einschneidenden verfassungsrechtlichen Akt des Kaisers Franz Josef. Dadurch kann leicht eine Achsenverschiebung in der innerösterreichischen Politik erforderlich werden, die vielerlei Folgen nach sich zu ziehen vermag. Ueberhaupt ist jetzt noch gar nicht abzusehen, welche Rückwirkungen der Krieg auf das Völkerleben in Oesterreich-Ungarn zeitigen wird. Auch die Neuaufrichtung der Friedenswirtschaft schließt Probleme in sich, die zu dem Schwierigsten gehören, was jemals an wirtschaftlicher Organisationsarbeit zu leisten war. Ebenso muß die äußere Politik nach der Kriegsbeendigung frische Bahnen einschlagen, nicht nur

Digitized by Google

die Richtung, sondern auch ihre Wesensart erneuern. Die traurigen Erfahrungen mit Italien und Rumänien haben in der Bevölkerung den Glauben an die bindende Kraft jener Verträge völlig erschüttert, die der Volksstimmung nicht entsprechen. Andererseits läßt jeder Tag die Forderung dringender erscheinen, daß aus der militärischen Organisation Mitteleuropa, aus der Abwehr- und Erhaltungsvereinigung, eine lebensvolle, inhaltsreiche Schöpfung für den Frieden herauswachse. Alle großen Kriege haben ihre besonderen Losungen gehabt. Die Ereignisse, die seit dem August 1914 ins Land gezogen sind, weisen mit nicht zu verkennender Deutlichkeit und Eindringlichkeit auf Mitteleuropa hin.

Am Beginne einer neuen Herrschaft kann man nicht von Erfüllungen und Vollendungen reden, sondern alles wird zur Frage an das Schicksal, an die Zukunft. Oesterreichisch-ungarische Thronfolger treten nicht mit Programmen und Meinungen, mit Entwürfen und Plänen hervor. Von Kronprinz Rudolf wußte man zwar, daß er für eine fortschrittliche Politik volles Verständnis hatte, aber mehr war der Oeffentlichkeit nicht bekannt geworden. Erzherzog Franz Ferdinand hüllte sich in Schweigen, und nur aus einzelnen Handlungen schloß man auf seine Hinneigung zu den Klerikalen. Die Frömmigkeit an sich besagt jedoch politisch nichts. Kaiser Josef II. war zum täglichen Kirchenbesuch erzogen worden, und die regelmäßige Beichte wollte er niemals missen. Auch Kaiser Franz Josef gehörte zu den Gläubigen; doch gerade er hat die religiöse Freiheit und Gleichberechtigung als erster Herrscher zum Gesetze erhoben. Kaiser Karl enthielt sich als Thronfolger ebenfalls der programmatischen Aeußerungen, und er wird nun erst seine Physiognomie als Staatsmann herausarbeiten müssen. Stürmische Aenderungen sind wohl nicht zu erwarten. Alles deutet darauf hin, daß der neue Kaiser sich bemühen werde, den Spuren seines Großoheims zu folgen und — mit dem etwas lebhafteren Rhythmus der Jugend — franziszeisch josephinisch zu regieren. Welches war

Digitized by Google

aber die hervorstechendste Eigenschaft der Herrschernatur Kaiser Franz Josefs? Grillparzer legte in seinem „Bruderzwist" — in dem wundervollen Bekenntnisstücke — dem Kaiser Rudolf die Worte in den Mund:

„Mein Haus wird bleiben immerdar, ich weiß,
Weil es mit eitler Menschenklugheit nicht
Dem neuen vorgeht oder es hervorruft,
Nein, weil es einig mit dem Geist des All.
Durch Klug und scheinbar Unklug, rasch und zögernd,
Dem Gang nachahmt der ewigen Natur
Und in dem Mittelpunkt der eigenen Schwerkraft
Der Rückkehr harrt der Geister, welche schweifen."

Diese Charakteristik trifft bei einer ansehnlichen Zahl von Herrschern zu, vor allem bei Franz I. Kaiser Franz Josef ist zwar auch nicht der Zeit vorausgeeilt, wie etwa Josef II., allein er hat ihr Wesen schnell begriffen und sich nach den schmerzlichen Erfahrungen vom Jahre 1859 mit zunehmendem Alter immer mehr zu ihrem Vollstrecker gemacht. Darin eben lag das Geheimnis seiner politischen Jugend, darin die Erklärung dafür, daß der mehr als siebzigjährige Mann noch zum Agitator für das allgemeine, gleiche Stimmrecht werden konnte. Franziszeisch josephinisch, das ist also maßvoller Fortschritt, Berücksichtigung des Gewordenen und Vorhandenen bei williger Anpassung an die Entwicklung.

„Königliche Geburt erzeugt königliche Pflichten." Auch dieser Satz findet sich in den „Kronprätendenten". Möge Kaiser Karl ihn nie vergessen. Unvergleichliches haben die Völker Oesterreich-Ungarns in den Kriegsjahren geleistet; sie haben mit ihrem Blute das Reich bejaht und seine Sicherheit in wundervoller und erhebender Opferbereitschaft beschirmt. Solche Eindrücke können ihre Wirkung auf einen jungen Herrscher nicht verfehlen. Wohl sind Kaiser und Könige in unserer Zeit in ihrem Wollen gebunden, denn sie vermögen ihre Absichten nur soweit zur Geltung zu bringen, als die Verhältnisse es erlauben, als die Möglichkeiten, die die Staaten und Bürger selbst darbieten, es gestatten. Aber der gute, redliche Wille muß vorhanden sein als Triebfeder, als Kraft, die das Glück erzwingt.

Digitized by Google

Legende

Von Elisabeth Heberlein

Auf dem Wege, den die Heilige Familie einer alten Sage nach auf ihrer Flucht nach Aegypten benutzte, liegt hart am Rande eines unwirtlichen Flecken Landes ein vernachlässigter Friedhof. Unter den schmalen langen Gräbern, die braun und pflanzenlos in der dörrenden Sonne zerfallen, befindet sich eins, das mit sammetweichem Grün überzogen ist, und aus dessen Mitte ein dünnes Brünnlein fein und silbrig erst ein wenig gegen den weißen heißen Himmel und dann mit melodischem leichten Gefälle in das Moos springt. An diese Stätte, die ein beliebter Wallfahrtsort für alle Mühseligen und Bedrückten der ärmlichen umliegenden Dörfer ist, knüpft sich eine kleine nachdenkliche Legende, die jedem Liebhaber von den Eingeborenen gerne erzählt wird.

In dem Dorfe, das, mehr als zwei Stunden weit von dem Friedhof entfernt, niedrig und häßlich in der dürren Ebene liegt, lebte zur Zeit, da Augustus römischer Kaiser war, unter viel grobem braunem Volk ein Mann von einem schlanken hellen Wesen. Er war als ganz junger Bursche fremd und ohne Anhang zugewandert, wohnte für sich allein in der baufälligsten Hütte, die am äußersten Ende des Dorfes lag, und stand nun schon seit Jahren an einem der vielen Färbtroge auf dem Markte. Tag für Tag tauchte er mit seinen schlanken weißen Händen das Garn in die bläuliche Flüssigkeit, hing es in der Abendsonne zum Trocknen auf und freute sich, wenn ein leichter Wind es vorsichtig hin und her schaukelte. Mit seinen Dorfgenossen vertrug er sich gut, da er eine bescheidene wohltuende Art hatte, die selbst dem Lauten und Rücksichtslosen angenehm auffällt, wenn auch nur deshalb, weil er solchem zurückhaltenden Wesen gegenüber sich am besten breit machen kann. So mischte sich in die

Digitized by Google

anfängliche scheue Bewunderung, die sie ihm entgegenbrachten, bald ein gewisses Wohlbehagen, und es ging eine Zeit lang friedlicher und heiterer als je auf dem Markte her. Allmählich aber machte sich wie ein winziges Wetterwölklein am mittagheißen Himmel ein kleinlicher Neid bemerkbar, der sich, wie es so geht, nach und nach der hellen Bewunderung als ein Begleiter anhängte und sich nicht abschütteln ließ. Vielmehr wuchs er unheimlich schnell und überschattete sie bald ganz, und eines Morgens merkte auch der Fremde endlich, daß die Zeiten des Wohlwollens und der gemeinsamen fröhlichen Arbeit für ihn vorbei waren.

Seine braunen Gefährten erwiderten seinen freundlichen Gruß kaum, mieden es ängstlich, ihre heißen Hände in seine kühle weiße Rechte zu legen und rückten eilig mit ihren Färbtrogen von ihm ab, indem sie, gelegentlich tuschelnd, die Köpfe zusammensteckten. Verwundert und traurig arbeitete er den ganzen Tag allein und hoffte im Geheimen, daß ihr unerwartetes Betragen nur ein kurzes, abgekartetes Spiel sei; denn er wußte sich keines Vergehens gegen sie schuldig. Aber schon am nächsten Morgen merkte er, daß er aus einem erklärten Liebling aller urplötzlich zu dem Schreckgespenst selbst der Kinder geworden war, die bisher zärtlich an ihm gehangen hatten. Schreiend und eilig versteckten sich die Kleinen vor ihm, sobald sie sein weißes Gewand erblickten. Und am gleichen Abend erfuhr er die Sage, die der häßliche Neid in Gestalt des verkrüppelten Dorfältesten verbreitet hatte, und die der Grund zu der unerwartet auftretenden Abneigung gegen ihn war.

Die Aufregung der letzten Tage ließ ihn nicht wie sonst die erwünschte Ruhe finden, und so wanderte er trüb und langsam durch das mächtige Dorf. Nur in dem Hause des Aeltesten brannte noch ein unruhiges Feuer, er selber stand an dem niedrigen und breiten Eingange und sprach laut und heftig zu einem der Dorfgenossen. „Es ist so, wie ich dir schon vorhin erzählt habe," hörte der einsame Wanderer den Krüppel sagen,

Digitized by Google

dessen verzerrte dunkle Gestalt sich grotesk von dem Flackerlicht der Herdflammen abhob, „er hat kein Blut in den Adern, warm und rot wie du und ich, Wasser, langweiliges, kaltes blasses Wasser durchrinnt ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Hast du es noch nicht gemerkt, wenn er deine Hand, deine braune warmblütige Menschenhand mit der seinen berührte? Da siehst du selbst, er ist kein Mensch wie wir, er hat kein Herz wie wir, das zuckt und schlägt, sondern statt dessen trägt er einen kalten, blank geschliffenen unbeweglichen Kristall, aus dessen Mitte sprudelt unaufhörlich das dünne magere Wässerlein, das seine Adern durchfließt. Ich weiß es, die hohe Stimme des Alten flüsterte, er wird uns alle verderben. Er wird uns tagtäglich seine kühle Hand geben, und ohne daß wir es merken, wird unser Blut langsam vereisen, unser Herz langsam aufhören zu schlagen, und wir werden einer nach dem andern langsam, langsam an ihm sterben. Hüte dich vor dem weißen eisigen Fremden." —

Die heißen aufreizenden Worte schwirrten wie abgeschossene gut treffende Feuerpfeile auf den Einsamen, der leise stöhnend die äußersten Hütten des Dorfes hinter sich ließ und über die unendliche dunkle Ebene dem Wald entgegenging, der sich fern und finster am sternenflimmernden Horizonte aufrichtete.

Am andern Morgen blieb der Färbtrog, der abseits von den andern stand, unbenützt, und niemand wußte seither etwas von dem hellen fremden Mann.

Nicht lange nach dieser heimlichen und übereilten Flucht ging in dem nah gelegenen Palästina eine ähnliche Flucht verschwiegen von statten mit dem Unterschiede, daß die Fliehenden nicht aufs Geratewohl ins Ungewisse sich begaben, sondern von einem himmlischen Engel geleitet wurden, der dem widerspenstigen Esel der Jungfrau Maria über unwegsames gestrüppiges Bergland den Weg wies. Der heilige Josef führte den Stachel und trieb das saumselige Tier unermüdlich an, während der kleine Jesus im Arm seiner Mutter ruhte und abwechselnd lachte und schlief.

Digitized by Google

Nun geschah es, nachdem sie mehr als drei Tage einen dichten, fast undurchdringlichen Wald durchquert hatten, daß sie mitten in der Nacht ferne Lichter durch das blauschwarze Laub leuchten sahen und nach einer kurzen Anstrengung die offene, weitausgedehnte Ebene erreichten. Josef half Maria vom Sattel und sie setzte sich auf ein weiches Tuch, das er ihr sorglich unter einen Baum gebreitet hatte. Sie lehnte sich müde an den Stamm, nahm Jesus fester in den Arm und verfiel in einen leichten Schlaf. Der Engel war verschwunden, Josef wachte in die stumme unberührte Nacht hinaus, und der heiße Atem des ruhenden Esels zog als leichter Rauch durch die klare weitsichtige Luft.

Maria wurde nach einer Weile von dem leisen aber eindringlichen Wimmern ihres Kindes geweckt, und als sie sich mit erwachten angstvollen Augen über das helle mondbeschienene Gesichtchen beugte, sah sie, daß es wie in heftigem Krampf erstarrt war. Seine Augen hatten sich nach oben verdreht, und der kleine rote Mund stand schmachtend offen. „Wasser", rief sie flehend, „um Gottes willen Wasser. Jesus stirbt!" Während Josef sich sofort auf den Weg machte, denn sie hatten alles Wasser aus den Schläuchen verbraucht, schaute die heilige Jungfrau bleich und zitternd auf das leblose Kind herab und verschränkte die Hände um seinen Kopf zum Gebet. Unaufhörlich wimmerte Jesus, und indes die Zeit schnell und atemlos verstrich, war von Josef kein Laut zu hören. Endlich tönten langsam Schritte im Sande und näherten sich ihr, aber Maria wagte nicht aufzusehen, aus Furcht, zu früh die Hoffnungslosigkeit auf dem Gesicht ihres Mannes zu erblicken, die seine müden Tritte ihr verrieten.

Und erst als er schon einige Augenblicke vor ihr stand und unbeweglich auf sie herabschaute, hob sie das tränenüberströmte Gesicht zu ihm auf. Aber statt in das vertraute bartumkränzte Antlitz Josefs blickte sie verwundert in das blasse, edle und traurige eines schlank und hochgewachsenen Mannes, der vor ihr

Digitized by Google

stehen geblieben war. Es war dasjenige des seltsamen Fremden, der sich vor einiger Zeit aus dem Dorfe geflüchtet hatte, das sich als schwarzer Strich am aufhellenden Horizonte zeigte, und der nun am dichten Rande des Waldes lebte. Tief verletzt durch die feindseligen und lieblosen Worte des Dorfältesten, war er halb besinnungslos bis hieher gewandert und erst allmählich zum klaren Bewußtsein über seine veränderte Lage gelangt. Er sah ein, daß ihm die Rückkehr verschlossen war, da er die offene Feindseligkeit nicht ertragen hätte, und da er keinen andern Ort wußte, zu dem er hätte gehen können, fristete er ein trübsinniges Leben zwischen den Sträuchern des Urwaldes. Unbeweglich saß er stundenlang und dachte über den Sinn der Worte nach, die er vor jenem nächtlichen Herdfeuer gehört hatte, und zuweilen, wenn er die marmorene Kälte seiner Glieder fühlte, war er nahe daran, ihnen zu glauben und sich für das eisige Gespenst zu halten, das hämischer Neid aus ihm hatte machen wollen. Dann überkam ihn regelmäßig eine maßlose Angst vor sich selber, und ruhelos wanderte er an dem unendlichen Rande des Waldes hin und her, bis er vor Müdigkeit umfiel.

Auf einem dieser Gänge hatte er das jämmerliche Wimmern des kleinen Jesus gehört und stand nun befangen vor Maria, die nach ihrem ersten jähen Erstaunen rasch begriff, daß der bleiche traurige Fremdling vielleicht ihres Kindes Retter werden könnte. Aber er schüttelte nur betrübt den Kopf, als sie ihm in sprechenden Gebärden ihr Anliegen vortrug. Er kannte keine Quelle in der nächsten Umgebung, und der Brunnen des Dorfes war viel zu weit, denn Jesus wimmerte nicht mehr und lag nur heiß, starr und dürstend in den Armen seiner Mutter.

Verzweifelt irrten ihre Augen von dem Antlitz des Fremden, an das sie sich in flehentlichem Bitten hefteten, in die Ebene hinaus, die menschenlos, trocken und still sich stundenweit erstreckte. Josef war nirgends zu sehen, und keines Bächleins plätscherndes Gerieſel machte sie freudig und befreit auflauschen.

Digitized by Google

Aber in des fremden Mannes Gesicht ging langsam eine Veränderung vor. Ein jäh aufsteigender Gedanke wetterleuchtete auf seiner Stirn, und als der irrende Blick der Jungfrau zu ihm zurückkehrte, grüßte ihn ein tröstliches besänftigendes Lächeln. Mit bebenden Fingern nestelte sie die helle Nadel von ihrem Tuch, um die er sie bat, und reichte sie ihm. Und lächelnd öffnete er mit einem geschickten Stich die Pulsader seiner linken Hand, aus der augenblicklich ein flimmernder feiner Wasserstrahl springbrunnenartig in die Höhe stieg. Erschrocken über den wunderbaren Vorgang netzte Maria eilig ihre Rechte an dem Bächlein, fuhr kühlend damit über den heißen Kopf ihres Kindes und flößte Tropfen um Tropfen in den roten Mund. Der kleine Jesus schloß die sehnsüchtigen Lippen, er bewegte das Köpfchen und wendete die klaren Augen auf den Mann, der schweigsam vor ihm stand. Ein süßes Lächeln blühte um seinen kleinen Mund auf.

In diesem Augenblick kehrte Josef von seinem erfolglosen Suchen zu dem Baum zurück, und während die Eltern sich an dem Glück, ihr Kind gleichsam neu geschenkt bekommen zu haben, erfreuten, wandte sich der helle wunderbare Fremde nach einem langen innigen Blick von ihnen und wanderte dem Dorf entgegen, das in der feurigen Glut der aufgehenden Sonne stand.

Langsam, während das Brünnlein fortfuhr aus seiner geöffneten Ader zu fließen und einen flimmernden Streifen hinter ihm her zog, bemächtigte sich seiner eine wundersüße Schwäche, sodaß er kurz vor den ersten niedrigen Häusern sich in den braunen Sand legte und lächelnd über dem Gedanken einschlief, daß, wenn auch der Neid ahnungsvoll Richtiges von ihm verbreitet hatte, er doch statt eines unheimlichen Mörders der Ritter eines feinen Kindleins geworden war, dessen große strahlende Augen ihn liebend und zärtlich anblickten.

So fanden ihn seine früheren Genossen. Scheu näherten sie sich ihm, der selig lächelnd am Wege lag. Und vor dem offenkundigen Wunder, das sich ihren erstaunten Augen darbot, senk-

Digitized by Google

ten sie unwillkürlich das Knie. Sein reiner weißer Körper war durchsichtig wie Glas, und in der Gegend, wo bei ihnen das rote Herz hämmerte, leuchtete ein feingeschliffener Kristall, der in zarten Farben das Bild einer Frau trug, die ihr heiter lächelndes Kind im Arme hatte.

Wovor sie bei dem Lebenden ängstlich geflüchtet waren, das verehrten sie nun anbetend bei dem Toten, und doppelt fühlten sie sich dazu verpflichtet. Einmal wurden sie dazu von dem stolzen Bewußtsein getrieben, daß eine staunenswerte Kraft des Erkennens in ihnen wohnte, und zugleich waren sie von der geheimen Angst befreit, dem merkwürdigen Fremden als wehrlose Opfer zu verfallen. So trugen sie ihn unter lautem Gepränge, wobei ihre mißtönenden Instrumente die feierliche Trauermusik vertraten, auf ihrem Friedhof zu Grabe.

Noch in derselben Nacht, die auf das Begängnis folgte, arbeitete sich ein dünnes Brünnlein durch die lehmigen braunen Schollen, sprang in feinem gleichmäßigen Strahl in die Luft und verrieselte im Sande, der sich augenblicklich mit dem grünen sammetweichen Moos bedeckte, das heute noch frisch und einsam mitten unter braunen zerfallenen Gräbern leuchtet.

Kriegsweihnachten

Rings schlagen alle Glocken an: Heut ward der Christ geboren!
Und da er in der Krippe ruht,
Und Ochs und Esel wärmt sein Blut,
Ward Heil, ward Heil, so dir wie mir! Und niemand ist verloren.

So tönt's durch Deutschlands Gaue hin und tönt zu tauben Ohren.
Denn was im Herzen tief an Lust,
Tot sticht's der Schmerz in jeder Brust
um Väter, Brüder, Bräutigam, die fern, gar fern verloren.

Und alles Sinnen geht hinaus, zu denen, die geschworen,
zu schirmen Land und Hof und Haus

Digitized by Google

Mit Schwerterschlag im Schlachtgebraus.
Jetzt ruhen sie im Graben aus und schweigen heimverloren.

Nur einer wiegt im Wahn den Arm, das Kindlein neugeboren.
Wohl traf's den Freund, den Nebenmann,
er sank und fiel und war vertan;
doch ich bin heil und sing zum Heil: mich hat der Herr erkoren.

Rings schlagen alle Glocken an: heut' ward der Christ geboren.
Und die zerfallen, mahnen daran,
Und die zerschossen, klagen an:
Zum Heil, zum Heil, so Dir wie mir. Und niemand ist verloren.

Max Raphael

Essai-Bücher

Von Theodor Heuß

Paul Wiegler muß ein Mensch mit einer unheimlichen Rezeptionsfähigkeit sein. Das ist der erste Eindruck: er hat furchtbar viel gelesen, Literatur, Kulturgeschichte, Memoiren, Biographien, aber nicht in einen Zettelkasten hinein, sondern in sich, daß er ein Gefäß der Bildung wurde. Im Wiedergeben, Umschaffen, Neuformen ist er sparsam und vorsichtig. Zwar hat er vor einigen Jahren eine Geschichte der (außerdeutschen) Weltliteratur geschrieben und bei Ullstein herausgegeben; an sich eine Aufgabe, ein ganzes Leben zu füllen. Aber dieses in vielem sehr wertvolle Buch hat kein ganz volles Gewicht. Denn schon die Fragestellung ist insofern schief, als eine Weltliteratur ohne den deutschen Beitrag den Verzicht auf einheitliche Gesichtspunkte enthält. Dies fleißige Buch ist wohl nicht aus der inneren Notwendigkeit geboren, sondern aus der Anregung und Bestellung des Verlegers; insofern Journalismus, Zweckarbeit, aber in der Durchführung nun voll Lebendigkeit, Temperament des Urteils und sprachlicher Munterkeit, Frische, Beweglichkeit des Ausdrucks.

Diese „Weltliteratur" entstand, um „eine Lücke auszufüllen", mit irgend einem Ziel, Bildungselement, Erziehungsinstrument zu sein; im Grunde läuft aber der Autor immerzu vor seiner Aufgabe davon. Denn er ist kein Lehrer, sondern ein geselliger Unterhalter. Er schreibt um der Kunst der Gestaltung willen, klug, geistreich, mit Ironie, Andeutung, Voraussetzung. Der sprach-

Digitized by Google

liche Artist, der heimliche Dichter, der Novellenerzähler begegnet, bekriegt und mischt sich mit dem kritischen Beobachter, mit dem Journalisten, der in der Führung der Pointe Bescheid weiß und so allgemeine Dinge wie Reklame oder Beredsamkeit oder die Nabobs geschickt, lebendig, mit raschen Einfällen einem bereitwilligen Publikum klug und nett anrichten kann.

Unter dem Titel „Figuren" hat Wiegler sechsunddreißig Essais gesammelt (Verlag der weißen Blätter in Leipzig). Dies Buch, gleich ausgezeichnet durch Geist und Grazie, gibt den höchsten Begriff schriftstellerischer Zucht, die sich an der klassischen Gedrängtheit guter Franzosen gebildet hat. Ihr Ehrgeiz ist, mit der stärksten Beschränkung das Wesentliche zu sagen, mit einer Geste, einem Satz, einem Ton Ausblicke und Einsichten zu geben. Einiges davon, etwa wenn an einer Kette von Anekdoten und Beispielen über Bäder oder Dichter-„Gattungen" oder den Witz gesprochen wird, ist Feuilleton, freilich in der stärksten Prägnanz; indem nicht über die Fragen geschwätzt wird, sondern die Fragen sich durch ihre lebendige Ordnung selber beantworten. Daneben aber stehen historische und literarische Porträts, die mit meisterlicher Einfühlung eine klare, kühle, knappe Kunst der Darstellung einen. Die halben und ganzen Abenteurer, die in der Welt fremden Genies, die mit Intellekt und Willen die fremde Welt sich unterwerfen, die Träumer, die zwischen Mystik und brutaler Sachumgebung sich hellseherisch bewegen — man weiß, daß man Casanova und Cagliostro in dieser Umgebung finden wird; zu ihnen kommen Napoleon und Disraeli. Ein paar „Literaten" dazwischen, Walpole, Rimbaud, ein paar Frauen, Eugenie, Rachel, die Pucelle. Rezensionen über Taine, Renan, Heinrich von Stein, Claudel. Mit zartester Zurückhaltung und größter innerer Fülle eine Episode: Chateaubriand, hoffender und enttäuschter Royalist, bei dem letzten Bourbonen.

Die Bildungswelt, in der Wiegler völlig zu Hause, ist der Ausgang des ancién regime, die Zeit, da der Voltaire'sche Rationalismus sich in Chamford'sche Skepsis verwandelt hat. Chamfords Geist, Gelassenheit und Koketterie sind der Pate dieses Buches, das nur eben an „Figuren" die Kunstfertigkeit und die innere Freiheit des Schreibenden zeigen will. Der Titel des Buches ist nicht nur ein Ausweg der Verlegenheit, sondern ein Hinweis, eine Charakteristik, eine Einschränkung, wenn man will ein Geständnis. Nicht die Erfindung und Schöpfung, sondern die Darstellung, Versinnlichung, die künstliche und künstlerische Verdeutlichung sind das innere Leben dieser kleinen und gepflegten Stücke. Mit einer selbstsicheren Bescheidenheit wird die kleine und saubere Bühne aufgeschlagen und der Leser gewünscht, der zwischen dem großen inneren und äußeren Risiko der Kriegszeit eine stille, genießerische, aber nicht verplemperte Stunde jenseits des Tages sucht. In den kurzen Vorbemerkungen des Werkes wird dies durch ein Wort aus Goethe

Digitized by Google

geklärt: „Laßt," so mahnt in der Erschütterung der großen Revolution Goethes weise Baronesse von C., „alle diese Unterhaltungen, die sich sonst freiwillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu sein; nnd das alles werden wir — und noch weit mehr als bis jetzt — benötigt sein, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen sollte. Kinder, versprecht mir das!"

*

Auch bei einer zweiten Sammlung von Essais, die dieser Tage erschien, will der Titel Aufschluß geben: aus seinen „Schattenbildern" und deren weiteren Reihen hat Herbert Eulenberg Stücke ausgewählt, um sie mit der Bezeichnung „Das deutsche Angesicht" als Feldausgabe zu vereinen (Verlag Bruno Cassirer, Berlin). Diese kleinen Studien, die als Anekdote, Episode, Phantasie, Brief, Träumerei auf wenigen Seiten Seelenporträts geben wollen, haben ja schon früher viele Freunde gefunden. Mit Recht. Jenes rationalistische Bildungselement, das den Stürmer, Romantiker, Grübler, Ekstatiker zügelt, hat den Dichter hier zu einer sauberen und gepflegten Handschrift gezwungen. Er greift irgendwo im Leben eines Dichters, Malers, Musikers, nach einem „fruchtbaren Moment", der Vergangenes und Kommendes in der Schwebe hält, er sieht eine Spiegelung, (etwa Kleistens in dem imaginären Gespräch zwischen Goethe und Wieland) — der Unterschied zu Wiegler ist, daß Eulenberg nicht nach dem abenteuerlichen Sonderfall greift, sondern den Helden sucht, ihn aber nicht repräsentativ nachbildet, sondern mit einer schlichten Wärme der Einfühlung das Menschenschicksal bannen will. „Das deutsche Angesicht" heißt: hier sind die Bildnisse deutscher Männer in einem hellen, weiten Zimmer (keinem Walhalla-Tempel) zusammengebracht. Dies Buch ist nicht ad hoc geschrieben, es sind Arbeiten früherer Jahre, lang vor dem Krieg erfunden, teilweise gedacht als Einleitungen zu Volkslehrstunden am Düsseldorfer Schauspielhaus und darum in offener breiter Haltung. Deshalb fehlt das aktualisierende Pathos jener heutigen Zeitbroschüren, die ein Seelenbild des Deutschen heroisieren und man vermißt das nicht ungern. Denn das Zeitentrückte schafft die Reinheit der Gestaltung und des Eindrucks.

*

Der Weg führt weiter zu Ferdinand Avenarius. Wilhelm Stapel hat sich der zwar lockenden, aber nicht eben leichten Aufgabe unterzogen, aus der über drei Jahrzehnte verstreuten, sehr regelmäßigen und darum sehr reichhaltigen Publizistik des Kunstwart-Herausgebers ein „Avenarius-Buch" zusammenzubringen, das wohl zweierlei Zwecken dienen soll: ein schriftstellerisches und geistiges Profil festzustellen und daneben durch die Fülle des

Digitized by Google

Stoffes und Gedankenvorrats im Sachlichen zu wirken (Verlag G. D. W. Callwey in München).

Avenarius selber hat bislang darauf verzichtet, aus seinen Aufsätzen und Glossen Bücher werden zu lassen. Die Ueberlegung mag ihm manchmal nahe getreten sein, wenn er sah, wie Zeitungsartikel anderwärts sich zu beträchtlichen Bänden ansammelten. Aber da ihm die dumme Unterscheidung zwischen dem Zeitungs- und dem Buchautoren keine Beschwerden machen mag, begnügte er sich, je und je als organisierender Schriftsteller in seine Zeit zu wirken, ohne sich durch Bücher zu einem historischen Begriff gerinnen zu lassen. Das war wohl auch richtig: denn bei aller unbedingten Schätzung seiner Persönlichkeit und seines Wertes ist es nicht die „absolute" Schriftstellerei, die ihn zu seinen vielen Verdiensten hob, sondern jene relativ auf die Zeit sich beziehende. Nun ist es gerade bei ihm schwer zu sagen, wann er den „Riecher", den Instinkt für das Kommende besessen hatte, oder wann dies eben eigenes Werk, Blüte und Frucht seines Samenkornes war. Seine Arbeit ist in die geistige Luft der letzten Jahrzehnte eingegangen; mögen sie ihn von rechts und links schelten, ihm Pedanterie oder Schulmeisterei vorwerfen — das ändert gar nichts, daß er einer der wichtigsten, treuesten und notwendigsten Baumeister der deutschen Kulturgesinnung gewesen und geblieben ist.

Warum verschweigen, daß wir doch mit einem etwas bänglichen Gefühl diese Sammlung in die Hand nahmen? Avenarius hat durch seine klare, wenn auch im Erziehungszweck manchmal väterlich breite Ausdrucksweise soviele Fragen halber Klarheit zu „selbstverständlichen" Antworten gebracht, daß man fürchten konnte, ein pädagogisches Repetitorium der deutschen Kultur zu erhalten. Der Eindruck hat dann die Erwartung ausgelöscht. Wiederholungen sind nicht zu vermeiden, aber der Sammler ist ihnen mit kluger Wahl soweit es ging ausgewichen, im übrigen erwies sich, daß vieles, was man vor Jahren las, eine helle Frische behalten hat. Das zeigt sich vor allem bei jenen geschlossenen Stücken, die einem Meister, einem Werke der Dichtung oder der bildenden Kunst galten.

Den äußeren Anlaß zur Sammlung mag gegeben haben, daß Avenarius in dieser Woche, am 20. Dezember, seinen sechzigsten Geburtstag begeht. Würde nicht Krieg sein, so würde sicher festlicher Gruß der vielen, die in allen Teilen unseres Volkes ihm sich verpflichtet wissen, allgemeinen und deutlichen Ausdruck finden. Heute kommt vom „Jubilar" selber ein Geschenk, dessen wir uns mit anhänglicher Dankbarkeit gegen den Spender gerne erfreuen wollen.

Digitized by Google

Das grüne Gesicht

Soeben erscheint ein neuer Roman bei Kurt Wolff von Gustav Meyrinck, ein erster Nachfolger des „Golem". Ein guter Nachfolger, um es gleich zu sagen, ein lesenswertes Buch, selbst wenn man es nur literarisch betrachtet.

Aber das Betrachten von literarischen Standpunkten ist einem solchen Buch gegenüber wenig ergiebig. Ja, das Buch und Meyrinck selbst leiden gerade an ihren guten „literarischen" Eigenschaften. Das „grüne Gesicht" ist, was man einen okkultistischen Roman nennt, das heißt dieses Buch nimmt den Umweg oder die Zuflucht zu einer Kunstform, um etwas Außerkünstlerisches zu verkünden. Freilich, in gewissem Sinn tut das jede Dichtung, denn jede enthält als Innerstes und Lebendigstes rein seelische Werte, die ihren Wert auch unabhängig von der Form bewahren können. Nur fällt uns das beim „okkultistischen" Roman stärker auf, weil seine inneren Werte, nicht allgemein anerkannte sind, weil sie im Gegensatz zum gewohnten Meinen und Glauben stehen und erst Hergebrachtes einreißen müssen, ehe sie wirken können.

Uebrigens ist „okkultistisch" auch so ein Wort, mit dem man Dumme schrecken und Dumme fangen kann. Es paßt hier dennoch, denn Meyrincks Glaube ist nicht bloß ein Glaube an das Seelische überhaupt, sondern auch an bestimmte Wege, Symbole und mythische Zeichen dieses Seelischen. Er schätzt jede seelische Kraft, auch wo sie niedrig steht und primitive Magie treibt, im Grunde höher als alle Vergeistigung auf nur intellektuellem Wege. Und darin ist er gewiß im Einklang mit den stärksten Regungen unsrer Tage.

Merkwürdig ist mir bei Meyrinck, hier wie im Golem, ein Zwiespalt zwischen seinem Eigentlichsten und dessen Ausdruck, ein grelles Hin und Her zwischen zartesten Tasten auf lebendigen Seelenspuren und groben, oft raffinierten Effekten. Oft singt er, wie die Leute von der Heilsarmee, ein Glaubenslied zum Tamtam und auf schlimme Melodien. — Allein daran liegt wenig, wenn diese Bücher wirklich etwas enthalten, was alles Literarische überdauert und sich als wesentlich und lebend erweist.

Dieses Wesentliche hat mich im „grünen Gesicht" ebenso stark angesprochen wie das Literarische mich, oft gerade seiner hohen Technik wegen, ernüchtert hat. In diesem Buche stehen Sätze, die auch des Hervorsuchens unter noch viel fremderen Verhüllungen würdig wären. Wir müssen uns auf Meyrincks eigenen Standpunkt stellen und vor allem der tiefen Erkenntnis nachleben, daß nicht jede Erkenntnis eine Erkenntnis für jeden ist, daß heute und für mich andre Erkenntnisse möglich und wertvoll sind als morgen und für dich. So mag und darf ich nicht über Teile des Buches urteilen, die ich nur gelesen und mit Zweifeln gelesen habe, sondern ich muß mich an das halten, was aus Papier zu Leben wurde, was zu mir sprach, was mich beglückte oder erschütterte.

Indem ich den magisch-mythologischen Teil des Buches also dahingestellt sein lasse, bekenne ich, im „grünen Gesicht" Erkenntnisse gefunden zu haben, deren Wert und Leben ich bezeugen kann. Es stehen Dinge da, die für unsere Zeit, wie ich sie verstehe, Wege und Wegweiser bedeuten. Wenn es wirklich, wie ich seit Langem fühle, der Schmerz und die große Hoffnung unserer Zeit ist, daß wir fühlen, wir haben unsere Seele ver-

Digitized by Google

kauft und verloren, und wir wollen sie auf jedem Weg und um jedes Opfer wieder gewinnen, wieder in ihr wohnen und atmen, wieder ihre Flügel brauchen und wieder ihre seligen Gewißheiten spüren — wenn es so ist, dann ist Meyrinck's neues Buch (das man möglicherweise auch einfach als spannende Sensation hineinfressen kann), uns eine Bestätigung, ein guter Zuruf.

Es wäre wertlos, eine Inhaltsangabe zu machen; wer angepackt ist, wird selber lesen. Und er wird in ein Chaos blicken, das aus Bruchstücken zweier Welten besteht oder in dem zwei Wirklichkeiten einander durchdringen, und aus dem grellen Dunst der einen wird ihm die andre wunderbar rein entgegenblicken, wie aus dem „Golem" die Augen des weisen Hillel.

Diesmal ist kein Hillel da, statt seiner zwei wunderbare Gestalten: der Sucher Swammerdamm und der Finder Lazarus Eidotter. Swammerdamm sagt: „Wer richtig sucht, der kann nicht angelogen werden. Es gibt keine Lüge, in der nicht die Wahrheit stäke: es muß nur der Punkt der richtige sein, auf dem der Suchende steht." Lazarus aber sagt vom Zustande dessen, der gefunden hat: „Man glaubt, man nimmt, statt dessen gibt man — man glaubt, man bleibt stehen und wartet, statt dessen geht man und sucht."

Hermann Hesse

Ein Kriegsbuch

Vielmehr steht „Das Kriegsbuch" auf dem Umschlag dieser kurzen Einführung in das Verständnis strategischer und taktischer Vorgänge, welche wir der fleißigen Feder des durch seine Bücher über die Türkei sehr bekannten kaiserlich ottomanischen Majors Franz Carl Endres verdanken, aber der Leser wird bei einem Buche von 140 Seiten meine Abscheu gegen den bestimmten Artikel verstehen. Im übrigen spricht das Heft,*) das mit Sachkenntnis und Klarheit Aufschlüsse über Strategie und Taktik, strategische Operationen, Landung, Gebirgskrieg, Festungen, Befehlstechnik, über taktische Probleme, die Schlachtvorgänge, Geländeschwierigkeiten und endlich über seetaktische Vorgänge gibt, für sich selbst. Es wird das seine tun, die laienhaften Urteile in militärischen Dingen zu beseitigen; aber auch, wer für das Vaterland die Waffe trug, hat seine Freude daran.

T. O. Achelis

*) Fr. Seybold's Verlagsbuchhandlung, München-Leipzig 1916.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Krieg und Verfassung

Von Theodor Heuß

In den Anfängen der Kriegsliteratur spielte der polemische Vergleich der Staatsverfassungen eine nicht unbeträchtliche Rolle. Man maß, lobte und verwarf. Unsere Gegner im Westen, ihren russischen Bund in Gedanken vernachlässigend, erzählten uns und ihren Völkern, daß sie die Träger der erhabeneren Staatsideen seien; ja, sie erfanden dann, als man auf den moskowitischen Absolutismus hinwies, die seltsame Geschichtstheorie, der russische Staatscharakter sei „made in Germany", preußische Einfuhr, dem Ostslaventum wider seine bessere Natur gewaltsam eingeimpft. Unsere Historiker blieben die Antwort nicht schuldig und bekriegten den flachen, demokratischen Parlamentarismus, der die politische Weisheit der Westvölker sei, der einen vollen Bankerott erlebt habe oder noch erleben werde und der nun als politisches Ideal auch bei uns gänzlich ausgespielt habe.

Solche Vergleiche mögen manche publizistische Reize haben, sachlich sind sie unfruchtbar und vor der geschichtlichen Ueberlegung Unsinn. Sie verkennen, daß die Verfassungen Gewächse der Geschichte sind, der wechselnden Herrschaftsformen, der Volkstemperamente, der militärgeographischen Bedingungen, der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungsstufen. Der Philosoph mag den Bauplan eines „idealen Staates" entwerfen, der historisch gestimmte Politiker kann damit nicht viel anfangen. Der reine Rationalismus einer Staatsidee wird immer durch die Gewichte der Wirklichkeit umgebogen. Die Kritiker des westlichen parlamentarischen Gedankens übersehen etwa zumeist, daß der in Frankreich und England sehr verschiedenes Gepräge trägt; umgekehrt ist das meiste, was von drüben, etwa von Frankreich,

Digitized by Google

über die deutschen Institutionen ernsthaft gesagt werden will, phraseologischer Dilettantismus, der nichts davon weiß, wie in dem umständlichen Bau der deutschen Reichs- und Staatsverfassung Freiheiten und Selbstverwaltungen eingefügt sind; der bürokratische Zentralismus der Republik ahnt nichts davon.

Heute, nach bald zweieinhalb Kriegsjahren, wird niemand behaupten wollen, der Krieg habe an sich die Minderwertigkeit der oder der Verfassungsform dargetan; das wäre ebenso Rhethorik als etwa der wohlmeinende Glaube, ein möglichst reinlicher parlamentarischer Demokratismus sei an sich eine Art von Schutz vor dem Krieg — siehe Italien und Rumänien. Die Technik der Kriegsverwicklung und die Psychose der Kriegsnähe wischen die Staatsformalien aus. Die Kriegsleistungen der einzelnen Völker sind von ihrer Staatsverfassung unabhängig — sie ruhen auf den technischen, moralischen Bedingungen, auf der Ueberlegenheit des Führertums.

Nun mag uns aber doch dies interessieren, wie der Krieg in die einzelnen Verfassungen neue Elemente einführt. Staatsordnungen, die aus Kriegen geboren wurden, werden an sich immer ein stark militärisches Gepräge tragen — das gilt für beide Kinder des Krieges von 1870/71, für die französische Republik so gut wie für das deutsche Kaisertum. Anders England, dessen inneres Staatsgefüge erst während des Krieges durch die allgemeine Dienstpflicht eine radikale Umformung erfuhr — es ist gar kein Zweifel, daß damit der englische öffentliche Organismus, schon um der finanziellen Folgen willen, ebenso wie der englische politische Geist in eine neue Entwicklung gestoßen ist, die seine Vergangenheit völlig umprägen muß.

England, dessen Staatsleben weniger auf Paragraphen, aber durchaus auf bindenden und geheiligten Ueberkommenheiten ruht, ist in diesem Krieg den stärksten Umwandlungen ausgesetzt — die friedensmäßige Ueberlegung des Kriegsversuchs war ein verächtnismäßiger Dilettantismus gewesen, der Leichtsinn des Kriegsbeginns sträflich, die Improvisation in der Not gewaltig. Das

Digitized by Google

eigentliche Verfassungsleben war zunächst unberührt, der parteimäßige Parlamentarismus wich dann im Frühjahr 1915 der Koalition, an die sich aber die englische Seele nur schwer gewöhnen konnte — denn hinter der auswärtigen Solidarität lauerte die innerpolitische Eifersucht. Jetzt endet die gewaltige demokratische Tradition sachlich in dem Triumvirat George, Milner, Curzon — die Anhängsel des Kriegsrats Henderson und Bonar Law sind Nebenfiguren. Der Vorgang ist für englisches Denken unerhört, wird aber mit einer gewissen Gläubigkeit gedacht. Das Land der Mehrheiten flieht zum Diktator. Freilich — der hat eine Voraussetzung, die keine notwendige, aber häufige Begleiterscheinung der britischen Geschichte ist: einen unerheblichen König. Ueberlegt man, daß Eduard VII. selber noch seinen Krieg geführt hätte, dann wäre Englands innerpolitische Entwicklung unter anderen Gesetzen gestanden. Die Persönlichkeit in ihrer Negation ist hier geschichtsbildend und läßt zu, wie ein Staatsbegriff unter dem Beifall der Nation sich umformt.

Die Geschichte kennt das Beispiel des mächtigen Direktoriums in den französischen Revolutionskrieg an. Damals aber waren die Verfassungsunterlagen noch dürftig im Bewußtsein des Volkes verankert, die Männer an der Spitze politisch und moralisch unzulänglich — Gelände für Napoleons Vormarsch. Die Franzosen mögen, wenn sie ihr Ministerium klein machen, an das Direktorium denken — aber ein Napoleon ist offenbar noch nicht unterwegs. Immerhin: es ist kein Zufall, wie jetzt in den Staaten die Männer in die Höhe kommen, vielfach aus der Tiefe des Volkes, die die Phantasie ihrer Nation beschäftigen und in der Gestalt des „Retters des Vaterlandes" einherschreiten. Man mag sie heute verschieden beurteilen und die Meinung der Geschichte kennen wir nicht. Aus dem jungen Durcheinander des osmanischen Staates sprang Enver in die Geschichte, Frankreich hob Briand, England Lloyd George, in Italien wartet Bissolati auf seinen Tag und in Rußland ist Miljukow wenigstens soweit gekommen, die Minister des Zaren zu stürzen. Das

Digitized by Google

Ministerstürzen pflegt meist eine Bewegung zu sein, die für eigene Schritte Freiheit schafft. Die Demokratie erzeugt sich in diesen Ländern ein Führertum und läßt sich von ihm stärker terrorisieren als von den geschichtlichen Gewalten. Die Qualität der Männer mag sehr unterschiedlich sein, aber gewiß ist es ganz leichtfertig von der deutschen Presse, Lloyd Georges regsamen Geist und Willen mit dem Stichwort „ehrgeiziger Demagog" abzutun. Die Rolle, an die er sich wagt, ist mehr von Verantwortung behangen als von dem Flitter des Ruhmes. Die russischen Vorgänge übersehen wir nicht deutlich — aber daß sich dort, gleichgültig, ob die Duma gut oder schlecht behandelt wird, ein inneres Ringen um Machtverteilung abspielt, steht außer Frage. Und wir müssen uns daran gewöhnen, daß die liberale Mittelschicht der Intellektuellen vom Krieg nicht eine Stärkung des absolutistischen Zartums schlechtweg erwartet oder fürchtet, sondern zur Macht im Staat kommen will, indem sie sich mit dem außerpolitischen Machtstreben des Staates gleichsetzt. Man wird gut tun, darum nicht mit dem nach dem Krieg einsetzenden inneren russischen Kampf à la 1905 wie mit einer Glaubenswahrheit zu rechnen — so harmlos wiederholt die Geschichte sich nicht.

Für Bonapartes, kleineren oder mittleren Formats, ist bei uns weder in der Verfassung noch in der Gesinnung Raum. Die Sammlung der Macht in der monarchischen Spitze gilt während des Krieges als ein unantastbarer Gewinn; der Zufall der politischen Vertretung will es, daß freilich die Person des vom Monarchen berufenen verantwortlichen Staatsmanns von den Gruppen gern an die Seite geschoben würde, deren Friedenslexikon das Programm jeden parlamentarischen Einflusses auf Ministerberufung als staatsbedenklich und umstürzlerisch brandmarkt. Das Problem des militärischen Führertums ist seit Hindenburgs Berufung an die Spitze (nachträglicher Dank den Rumänen, die ihn uns dorthin schoben!) keine Volksfrage geworden wie etwa jetzt in Frankreich.

Digitized by Google

Aber auch bei uns hat der Krieg seine Spuren in das Verfassungsleben geschrieben. Nicht im überraschenden Aufstieg einzelner (auch Helfferich kann nicht als Parallele dienen), aber in der tatsächlichen Stärkung des Parlaments. Während bei den Westmächten die Regierungsgewalt tatsächlich und formell eine Zusammenziehung auf einen kleinen Kreis erfuhr, dehnte sie sich bei uns durch die Gewöhnung aus. Das ist vor allem ein moralischer Vorgang. Der Kanzler legt Gewicht darauf, die Handlungen der Regierung in der Uebereinstimmung oder doch im Meinungsaustausch mit den Parteiführern zu halten. Hier entsteht ein Gewohnheitsrecht. Wir haben die Ausdehnung der Befugnisse des Reichshaltsausschusses bekommen und mit der Reichstagskommission zur Durchführung des vaterländischen Hilfsdienstgesetzes eine Stelle geschaffen, in der das Parlament neben Fachministerium und Bundesrat an der Exekutive teilnimmt. Dies soll nicht überschätzt werden; aber man darf nicht verkennen, daß Machterweiterungen nicht durch rationalistische Entscheidungen, sondern durch Präzedenzfälle eingeleitet werden.

Die Historiker haben sich eine etwas seltsame Fragestellung zusammengebaut: ob für die großen Veränderungen im Weltgeschehen die auswärtige oder die innere Politik den entscheidenden Einfluß ausübe. Die Bejahung gilt, von den Marxisten abgesehen, im allgemeinen den Auslandsbeziehungen. Doch steckt in solchem Schematismus zu viel Pedanterie. Die Verstrickungen sind, zumal in den entwickelten Staatensystemen, viel zu innig, als daß man hier eine Gesetzmäßigkeit feststellen möchte. Was hier Hebel, ist dort Bremse, was hier Spannung, dort Ventil. Der Krieg, als die intensivste Form auswärtiger Beziehungen (in ihrer blutigen Verneinung) hebt unser Denken über die inneren Probleme hinaus; doch wir beobachten, wie er zugleich nicht nur wirtschaftlich, sozial, finanziell, sondern auch staatspolitisch die Staaten innerlich umzubilden beginnt. Dies soll man erkennen wollen, ohne die Probleme mit fertigen Formeln zu überfallen.

Digitized by Google

Zeitgedanken

Von H. Schäff

rgendwo las ich, es wäre fast unmöglich, noch an eine Gottheit und deren gerechtes Walten zu glauben, wenn die Wahrheit der deutschen Sache unterliegen würde — Ja eine Gottheit, wie wir Menschen sie gerne denken, wohl! Aber Gott ist das Unerforschliche.

Wir müssen auch dort die Hand des Himmels erblicken, wo das Unrecht siegt, und dürfen uns nicht auf die Macht des Idealen allein verlassen. Wer das unlautere Mittel des Verstandes verschmäht und glaubt, mit einem arglosen Herzen allein gegen die Hinterlist siegen zu können, wer es versäumt, der Berechnung die Berechnung, der Rührigkeit die Rührigkeit entgegenzusetzen, wer vor verwegener Rücksichtslosigkeit zurückschreckt und bloß sein gutes Gewissen ins Feld führt, kann sich leicht verrechnen.

*

Ja, wenn die Welt von einfachen Idealen geleitet wäre, aber sie ist undurchdringlich geartet, zeigt eine vielverschlungene Polyphonie, die Dissonanzen nehmen einen breiten Raum ein und auch der Lüge ist ein weites Feld zugewiesen. Ja, es gibt ganze Völker, denen die Unehrlichkeit eine Tugend ist, die die Hinterlist verehren und ohne Bruch mit der Unschuld das alles tun, was uns unser gutes Gewissen kostet.

*

Es ist ein Trugschluß zu glauben, unsere Feinde seien deshalb machtlos und rechtlos, weil sie nicht von unsern Idealen belebt und geführt werden. Die Welt ist seltsam geartet, und der treibenden Grundkräfte sind gar viele und verschiedene. Ja, es ist wahrscheinlich, daß unsere Grundkräfte die nachhaltigsten und ausdauerndsten sind, weil sie zweifellos die tiefsten sind, aber wirkungslos bleiben deshalb die andern nicht. Unterschätzen wir also unsere Gegner nicht. Wo sie sich zu Hause wissen, sind auch die Wurzeln ihrer Lebendigkeit und ihres Unrechtes.

*

Was dem Deutschen schadet, braucht es den Franzosen und Briten noch nicht zu tun. Jedes Volk trägt sein eigenes Gegengift in sich, das die andern Völker meist nicht oder zu wenig kennen. Vertrauen wir daher nicht allzusehr auf den Sieg dessen, was wir unsere sittliche Ueberlegenheit nennen,

Digitized by Google

vertrauen wir lediglich auf unsere innere Notwendigkeit, die uns zwingt, uns auch nach außen durchzusetzen. Wer mit sich selbst ist, mit dem ist Gott.

*

Dieser Krieg ist für mich zuletzt doch nur eine metaphysische Frage. Nicht als ob sich im Grundsatz alles Seins etwas geändert hätte, aber es ist für unsere Nachdenklichkeit gewiß nicht einerlei, ob noch im 20. Jahrhundert Erscheinungen aus dem Geheimnis der Dinge heraustreten, wie wir sie etwa nur in vorsintflutlichen Zeiten für denkbar hielten, auch wenn das alles für den Urgrund alles Geschehens gleich bleibt. Die Erhaltung des innersten Prinzips steht über allen Zweifeln, gewiß! — aber wir selbst fühlen uns mit unsrem menschlichen Annäherungsbedürfnis und unserm Erkenntnistrieb dem Urgrund alles Werdens wieder ferner gerückt denn je.

*

Diesen Weltkrieg muteten uns nicht einzelne Menschen zu, so wichtig sie sich auch geberden: es handelt sich um eine Zumutung unerreichbarer Mächte, die viel größer sind, als die größte Großmacht. Zuletzt steht man immer wieder mit allen Anklagen vor einer unbelangbaren, unnennbaren Entfernung: vor den Urkräften des Seins.

*

Ein Volk, und wäre es das beste, sollte sich niemals im Sinne seiner eigenen Pläne auf Gott verlassen, sondern nur auf sein eigenes bestes Wollen und Können, und alles, was darüber hinausgeht, Gott anheimstellen. Denn das kosmische Werden hat einen so großen Umkreis, daß unser eigenes, auf menschliches Ermessen gestelltes Tun und Lassen nie sich mit dem deckt, was in der obersten Dimension beabsichtigt ist und zum Ergebnis wird.

*

Nicht bloß der Himmel, selbst die Erde, die uns erzeugt und nährt, duldet keine Vertraulichkeit und von Zeit zu Zeit erinnert sie uns durch den flammenden Mund eines Vulkans, den Schüttelfrost eines Erdbebens oder den Blutregen eines Kriegs daran, daß wir hinieden nur Gäste sind in einem Haus, das uns nie alle seine Schwellen weist, seine letzten Türen öffnet.

*

Der Gott, der mit Moses auf dem Sinai sprach, war ein strenger Allgeist, rätselgekrönt, und seine Krone, von den Dämonen der Dunkelheit getragen, war voll flammender Fragen ohne Antwort. Und doch nahte sich ihm Moses. Aber wer naht sich dem Gott, der den Schützengraben aushob, die Aushungerungspolitik und die Konzentrationslager duldete und jener Katastrophe vorsteht, die man Weltkrieg nennt?

*

Digitized by Google

Beruft euch für eure Jämmerlichkeit nicht auf den Himmel, ihr beleidigt und entehrt die Majestät Gottes. Er will keine Feiglinge, die vor jeder Frage zurückschrecken und jeden Zweifel in Acht und Bann erklären. Denn die Dämonen sind sein Werk: Er liebt die Einsamen und Furchtlosen, wie sich selbst. Denn er ist selbst einsam und furchtlos, wie das Geheimnis seiner Schöpfung zeigt, das nur er zu tragen weiß!

*

Auch wenn sich der Weltwille gegen das eigene Volk richtet: die Allordnung entscheidet. Kein Volk ist so geartet, daß es sich gut genug wissen dürfte, vom Schicksal ausgenommen zu sein.

Brüssel

Eine Erinnerung aus Urlaubstagen

Von Reinhard Weer

Seit ich diese Stadt gesehen, ist es mir Gewißheit, daß der Belgierkönig einen heißen Brand von Heimweh im Herzen trägt . . .

Man kann von Brüssel nur in Superlativen sprechen. Zumals als feldgrauer Frontsoldat, denn alles im guten Sinn Urbane, Kultivierte stürmt auf uns seit über zwei Jahren aus dem lauten, lebendigen Paradies städtischen Lebens Verstoßene mit verdoppelter Gewalt ein. Also reden wir in Superlativen, da es nicht anders geht. Der Marktplatz Brüssels ist der schönste Platz der Welt, der Justizpalast ist der größte Monumentalbau der letzten Jahrhunderte, die Avenue de Tervueren die geschmackvollste Straße Europas, und Sankt Gudula hat die besten Glasfenster, die je eine Kunst hervorgebracht. Die Reihe ließe sich noch fortsetzen, aber man tut dieser Stadt und ihren jedem Besucher so warm und klingend aufgehenden Schönheiten mit kalter, nüchterner Aufzählung ein Unrecht an. Darum nur summa summarum: der Soldat darf es wohl bekennen, was ein andrer vielleicht im Grund seines Herzens ber-

Digitized by Google

gen müßte: daß diese feindliche Hauptstadt ihm lieb und teuer ist wie kaum eine andre im Erdenrund.

* * *

Drei Tage Brüssel nur, Tage, die dem in galizisches Herbstdunkel Verschlagenen jetzt so fern und strahlend hell erscheinen:

„So war die Zeit, so klar und schön und gut:
Nach Frontentrücktheit Brüssels weite Räume,
Und weicher Schlaf, und stille Tagesträume
Und Menschen unbedroht an Leib und Blut ..."

Voll quirlender Beweglichkeit ist diese Stadt trotz des Krieges. Der große Platz vor dem Nordbahnhof, place Charles Rogier, sprüht Farben in den weißgrauen Morgen. Um Zeitungskioske drängt es sich bunt, kleine Mädchen wie Blumen und größere, wie Schmetterlinge anzusehen im Zuschnitt der heutigen Mode, flattern zwischen den steinernen Fronten der Häuserzeilen. Eine halbe Schwadron Küraſſiere zieht wie eine weiße Vision aus dem Mittelalter vorüber, ganz unwahrscheinlich in dieser Zeit des Grabenkrieges, kriegerisch wie klirrendes Rittertum und doch auch wieder unkriegerisch wie eine Theaterprozession, an dem heutigen Kriegsgrau gemessen. Elektrische werfen sich kreischend in die Kurven, haltende Autos der Militärbehörden stampfen ungeduldig auf dem Asphalt, Rufe der Zeitungsjungen gellen auf, und der Neubau einer Straßenüberführung am Südbahnhof klingt und klirrt von Arbeit wie ein riesiges Messingbecken im Orchester. Ueberall hüpfender Pulsschlag lebendigen Lebens ...

* * *

„Die Gudula ist so schön!" hatte mir ein Freund begeistert entgegengerufen, als ich ihn nach längerer Trennung wiedersah, und damit die Brüsseler Kirche vom heiligen Michael und der heiligen Gudula gemeint, von den Belgiern kurz „Sainte Gudule" genannt. Er hatte recht damit, die Gudula ist schön. Eine Insel der Stille im lauten Getriebe der Stadt. Straffste Gothik außen und innen, alle Horizontalen wie verwischt oder versteckt unter aufsteigender Linienführung, die noch

Digitized by Google

unterstrichen wird durch den vom Regen weißgewaschenen Zustand der senkrechten Kanten in dem altersdunklen Gestein. Eine Gotik, die deutscher und herber ist als die der französischen Kathedralen. In den hohen Hallen des Innern liegt feierlichste Entrücktheit aufgespeichert, die sich wie aus einem übervollen Gefäß in die weitoffenen Sinne ergießt. Eine Seitenkapelle voller Zauber ist da, „unsrer lieben Frau vom Rosenkranz" gewidmet in der durch geschickte Beleuchtung des in eine sonst dunkle Nische gerückten Muttergottesbildes aus einem unsichtbaren Fenster ein strahlendes Wunder von Lieblichkeit aufblüht. Gudula und Michael, die Heiligen, stehen in schwer vergoldeten Abbildern im Hauptschiff, Gudula mit dem Modell der Kirche in der erhobenen Hand. In den großen Fenstern rundum brennen tiefe Farben, darunter ein Honiggelb, das bei durchfallendem Sonnenschein zu einer Apotheose von Gold aufleuchtet. Und über allem liegt etwas wie ein Hauch aus Alt-Oesterreich, aus Marie Theresias Zeiten: viele Habsburger in Stein und Holz schmücken die Wände und aus den Fenstern schauen hier und dort österreichische Doppeladler herab.

* * *

Fahre nach Tervueren hinaus in der Sonne oder in der Mittagshelle des verhangenen Tags und wandle zwischen den vielen Teichen und Rasenflächen; sieh morgens oder nachmittags vom Platz an dem Justizpalast auf die weite, fern im grauen Dunst verschwindende Häuserwelt hinab und scheue dich nicht, den Eintritt zu wagen in Poëlarts wundervoll gebändigte Steinmasse und durch die ragende Halle mit dem wehmütigen Namen „Salle des pas perdus" zu gehen. Laß spät abends in einem der zahllosen Operettentheater die Ausgelassenheit auf der Bühne und die noch erstaunlichere Ausgelassenheit des Völkchens auf der Galerie an dir vorüberziehen. Die Zeit der Dämmerung aber halte dir frei. —

Denn in der Abenddämmerung mußt du den Marktplatz aufsuchen. Alle Schauer der Geschichte weben dann um seine Giebel

Digitized by Google

und Fassaden. Der Rathausturm, den Dürer hoch gepriesen, steigt gespenstisch ins stählerne Abendblau, Schatten breiten sich auf dem Platz, über den vor einer Stunde Alba mit reichem Gefolge geritten ist, von manchem Auge hinter geschlossenen Fenster verstohlen beobachtet. In den Zunftshäusern wird's lebendig; da sammelt sich mittelalterlich Volk um breite Tische, gewichtige Worte fallen, und die Oellampen an der Decke werfen schwachen Schein auf das dunkle Platzviereck hinaus. Im Haus der Herzöge von Brabant wird lautes Becherklingen wach, und aus den zierlichen Galerien der Maison du Roi, die wie ein Stück Venedig in die Nacht schauen, tänzelt Musik. Um die dunkle Ecke aber, vom Hause der Geliebten her, kommt Egmont geschritten, in spanischer Tracht und mit Federhut, die Linke am Degengriff, und auf der im matten Mondlicht erglänzenden Mitte des Platzes, wo tagsüber Brüsseler Marktweiber feilschten, zeichnet sich für einen Augenblick schattenhaft die Vision eines dunklen Gerüsts für letzte Sühne . . .

* * *

Bis spät in die Nacht bleibt die Stadt lebendig und sendet das Schellen und Rasseln der Trambahnen, die eintönig schrillen Rufe der Zeitungsverkäufer und einzelne verlorene Geigenklänge eines Gasthausorchesters durchs Fenster deines Hotelzimmers herein. Du aber sitzt sinnend und wirst wiederum des Gedankens gewahr: der König der Belgier (mit wie viel Recht führt er jetzt den Titel „roi des belges", da er kein Land Belgien mehr sondern nur noch belgische Untertanen regiert!), der Belgierkönig muß einen Brand von Heimweh nach dieser Stadt im Herzen tragen, die in so vielen Schaufenstern seiner gedenkt. Er ist unser Feind, gewiß, aber kein unsympathischer Feind, und es bleibt dir unbenommen, ihn zu bedauern. —

Digitized by Google

Der Tod Heinrich von Kleists

Von Max Fischer

in Tag kam und die Frau stand vor ihm. Die Frau. Zarte Mädchen, noch betaut von dem Glanze ihrer Unberührtheit, waren an dem Unerbittlichen vorbeigetändelt, spielerische Episoden in einem titanischen Leben. Und die Verwandte, die gütig Verstehende, war dennoch fremd und ferne. Einsam war die Bitternis dieses ringenden Lebens gewesen, dieser Kampf einer aufbegehrenden Seele um die Lösung von Täglichkeit und Staub, dieses vermessene Drängen nach der Gestaltung der Tragödie, welche von dem Menschen künden sollte, der sich aufzubäumen unterfängt wider des Schicksals Allgewalt.

Und nun war die Frau da. In der engen Ehe mit einem Bürger, mit stumpfen Händen angefaßt und unverstanden in ihrem Eheleben, hatte sie, nur in den Werken der großen toten Dichter eine liebevolle Nähe ahnend, in stiller Duldung dahingelebt, als sei sie bestimmt des Tages zu harren, da der lohendste Aetna ihrer Zeit, da Heinrich von Kleist mit hartem Angesicht und schmerzbeladener Seele Eintritt fordern werde in ihr dämmerndes Leben. Nun war er auf sie zugeschritten, der Herbe und Verschlossene, dessen die Menschen nicht gewahr wurden, und dessen starr verriegelte Pforten nur ihre Liebe zu sprengen vermochte. Bange Verheißung lag über dem Weltenraum und lustvoll erbebten zwei gleichbürtige Gestirne.

Unerlöste Güte hatte die um Jahre ältere Frau, in Bitternissen gehärtet, in Traurigkeiten gereift, aufbewahrt für den jugendlichen Mann, dessen verwegenen Stolz, dessen qualvolle Sehnsucht ihre lautere Demut ganz verstand. War Heinrich von Kleist ihr ein törichtes Kind, dessen stolzes Haupt sanft geborgen von den Nöten der Welt sich schmiegsam fügte unter das milde Streicheln ihrer mütterlichen Hand? War er der heiße Mann, dessen unverbrauchte Leidenschaft nach der Einung mit ihrer müden Wehmut drängte? Oder löste er vielmehr beides zugleich: die gütige Liebe der Mutter und die sehnende Inbrunst der Geliebten?

Der Dichter erlebte in den verborgenen Tiefen dieser verschütteten Frauenseele, die zu neuem Leben erwachte unter seiner schöpferischen Nähe, die andere Hälfte des erbsündigen Menschen, der in verzehrender Sehnsucht aufbegehrt aus dem Qualm der Materie zu dem verlorenen Reiche Gottes. Nicht tierische Brunst führte hier zwei Menschen zueinander. Es war die Sehnsucht gottbegehrender Seelen.

Digitized by Google

Es schreibt Plato: „Wenn der Gott fragte: Wollt ihr ein Wesen sein und Tag und Nacht voneinander nicht lassen können? Wenn das euer Wunsch ist, so will ich euch zusammenschweißen und ihr werdet ineinander wachsen, aus zwei Dingen eines werden und euer ganzes Leben als ein einziges Wesen leben und nach dem Tode geeint in den Hades treten, als zwei, die zusammen gestorben sind? Sagt, ob das eure Sehnsucht ist und dieses Glück sie stillt? O, niemand möchte da widersprechen und etwas anderes wollen; gleich Kindern würden alle zu hören glauben, was seit je ihr Sehnen gewesen: in eines zu wachsen mit dem Geliebten, aus zwei ein Wesen werden. Denn so war einst unsere alte Natur: wir waren einst ganz, und jene Begierde nach dem Ganzen, das ist Eros. Einst waren wir ein Wesen, aber weil wir gefrevelt haben, sind wir vom Gotte in zwei gespalten worden."

Und dennoch fand das Griechentum nicht den Weg zur Zweisamkeit in der Rückkehr zu Gott, es fand ihn nur im Fleische. Die irdische Aphrodite siegte über die himmlische; Polyhymnia triumphierte über Urania.

Der Tag von Golgatha wies der Menschheit die Heiligung. In verwegener Ueberwindung ihres Fleisches schritten die großen Männer des Mittelalters den steilen Weg der Läuterung, lösten sich von der Lockung des Eros als von dem Verführer im Fegefeuer des Lebens, klopften in banger Einsamkeit an die dunkle Pforte des Paradiso.

Können nur die getrennten Hälften den Weg finden zu Gott? Müssen die gespaltenen ewig unvollendet bleiben und in schmerzensbanger Qual? Oder gibt es noch einen dritten Weg der Heiligung, den steilsten, den vermessensten, in dem die beiden Hälften sich steigern, wachsen zur Einswerdung, in der Kraft der Weltüberwindung zu einander reifend, zur Einheit findend in Beseligung, die sich dem irdischen entwindet?

Das war der Weg, den Heinrich von Kleist und Henriette Vogel geschritten sind, inmitten einer nüchternen Zeit, inmitten einer entgötterten Welt. Sie läuterten sich in den Gluten mystischer Zweisamkeit, „halb wehmütig halb ausgelassen, da ihre Seelen wie zwei fröhliche Luftschiffer sich über die Welt erheben." So reiften sie den himmlischen Fluren und Sonnen entgegen und, indes sie zueinander wuchsen, breitete sich schon über sie schimmernder Glanz göttlicher Gefilde. Das Zeitliche sank vor ihrem beseligten Blick; nun waren sie einander alles: Hab und Gut, Vergangenheit und Zukunft, Eingeweide und Herzblut, Erde und Himmel. Was waren alle Nöte des Lebens gegen solche Wonnen des Todes?

Nichts Entscheidendes war es, sondern ein belangloses irdisches Requisit, daß an einem frohen Nachmittage der Mann nach der Pistole griff und mit kühlem sicheren Schuß in Schönheit ihre Leiber vernichtete. Ihr Erleben

Digitized by Google

bedurfte nicht mehr der irdischen Form. Ihre Seele aber fand, aus zwei Hälften ein ganzes geworden, den Zugang zu der verlorenen Seligkeit des Paradieses.

Ich will an dieser Stelle nicht von den Philologenseelen reden, die den Tod Heinrich von Kleists aus der Angst um die Lebensnot erklären: vor der Schamlosigkeit ihrer Blasphemie müßte selbst die geringste Hure erröten. Aber E. T. A. Hoffmanns will ich gedenken, Kleists Bruder im Geiste, des ewigen Suchers nach der verlorenen Schönheit seines Wunderlandes Dschinnistan. Denn er hat das kühne Wort gewagt von Kleists „heroischem Untergang".

Gedenken

(An F. v. N.)

Linde Lüfte bringen die weiche Nacht herüber zu mir.
Sterne aus dunkeln Bäumen funkeln Träume herüber zu mir.
Weiße Hände senden leise Saitenklänge herüber zu mir ....
So webt sich nah die Weite in meine bittre Nacht,
Sehnsucht versenkt die Stunden meiner heißen Nacht,
Schönheit schenkt ihre Wunder in meine einsame Nacht, —
und du, mein alldurchschimmerndes Licht, segnest Erlösung nimmerverlöschlich
In die dichte Nacht herüber zu mir.

Sizilien, 31. September 1916 Hermann Graedener

Die Armen

Schwer und selig aus meinen Räumen,
Will ich eure Straße jetzt gehen —
Unter euren Mauern und Bäumen,
Die in den Himmel träumen
Und in die Winde, die wehen —
Erlösendes Erbarmen:
Das dunkle Haus ist aufgetan,
Wir Wartenden und Armen —
Wir wollen uns einander nahn.

F. Theodor Meier

Digitized by Google

Wachtstube

Von Eduard Reinacher

Jetzt läuft der Regen von den Häusern nieder,
Klingen und poltern hört man's von den Fenstern.
Du hast das Haupt auf deinen Armen liegen
Und atmest, kaum vom leisen Plätschern träumend.
Bald kommt die Stunde, dann wirst du erwachen,
Dann werd' ich dich an deine Stelle führen,
Wo du wirst sein, im Regen vor dem Feind
Und späh'n und lauschen durch den kalten Nebel.
Am Morgen komm' ich, um dich abzulösen,
Und rufe leise. Doch du gibst nicht Antwort.
Am Feldstein liegst du, ruhend Stirn in Händen,
Auf deiner Brust ist eine kleine Wunde.
Dann wirst du lächeln, denn du bist ja ruhig,
Ich aber zwinge mich, dich nicht zu seh'n —
Denn deine roten Lippen sind dann weiß —
Und steh' und späh' im Regen nach dem Feinde.

Gußeisenkunst

Es liegt eine wundervolle Heimlichkeit in dem Durchwandern einer Kunstausstellung von Wert in diesen düsteren Zeiten. Freilich muß die Knnst zu unserer nach Weihen und Läuterungen lechzenden Seele und nicht bloß zu unserem Auge sprechen. Es muß ein Ewigkeitswert über dem Ganzen ruhen, der uns belehrt, daß die Beschäftigung mit künstlerischen Dingen unser rein menschliches Daseinsgefühl grade heutzutage stärkt und stählt. Der Begriff der eisernen Zeit hat allmählich etwas asketisch Hartes, Fremdes an sich gerissen. Wir wünschten uns im stillen alle schon längst eine Art von Erklärung dieses kalten und strengen Begriffes. Da überkommt uns nun diese Eisengußausstellung im Berliner Kunstgewerbemuseum wie eine schöne Offenbarung. Und das aus den verschiedensten Gründen. Zunächst wird uns durch diese Sammlung vorwiegend altberlinischer Kunst zum erneuten Bewußtsein gebracht, daß die Kunstblüte der preußischen Resid nz zur Zeit der Schinkel, Rauch und Schadow weit mehr als eine scharf zu umrändernde Höhepoche in der allgemeinen Kunstgeschichte bedeutet, daß in dieser Zeit der ersten fünfzig Jahre des 19. Jahrhunderts vielmehr in der Tat in Berlin ein Drang nach Schönheit herrschte, der vielen oberflächlichen Beurteilern der berlinischen Kunstentwicklung bisher noch immer nicht ganz innerlichst verständlich geworden war. Dann aber — und das ist die bleibende Offenbarung dieser Eisenausstellung — wird jetzt an den besten Musterbei-

Digitized by Google

spielen verdeutlicht, daß wir umlernen müssen; daß es eine alte, unwahre Legende ist mit dem glanzlosen, monotonen, spröden eisernen Materiale, daß der Satz „Not bricht Eisen" auch vom ästhetischen Gesichtspunkte eine bisher nie erkannte Berechtigung beansprucht. Die Kgl. Eisengießerei, die da im Jahre 1804 durch den Oberberghauptmann Grafen von Reden vor dem Neuen Tore im Norden Berlins mit Unterstützung des Königs Friedrich Wilhelms III. begründet wurde und Jahrzehnte hindurch blühte, bezeichnet — das ist in unserer Zeit auch politisch nicht uninteressant! — wohl die erste Lossagung der deutschen Kunstindustrie von englischer Oberherrschaft. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte nämlich die Gußeisenkunst fast lediglich in England (und in Schweden) geblüht; im Jahre 1796 wurde dann die erste deutsche bedeutende Eisenhütte in Gleiwitz gebaut, und deren Tochterfabrik ist die Berliner Kgl. Eisengießerei, die „Flammöfen nach englischer Art" benützte. Wenn wir uns bisher Eisenguß in der Kunst vorstellten, so dachten wir wohl fast ausschließlich an die großen Grabdenkmäler, an wuchtig ausladende Brückenrampen und Kandelaber oder an die großen, reich ornamentierten Kanonenkunstwerke, die sich ja bis weit ins ausgehende Mittelalter zurückverfolgen lassen. In der köstlichen Berliner Gußeisenausstellung wird uns nun klar, daß es in dieser Blüteperiode einer erst durch den Weltkrieg wieder aufkeimenden ernsten Kunst auch selbstständig zu wertende Bildniskünstler des Eisens gab. Der Modellmeister Stilarsky, der im Jahre 1804 aus Gleiwitz nach Berlin berufen wurde, schuf dort in emsiger und begeisterter Arbeit nicht etwa nur jene Statuetten nach Feldherrenbildnissen der Großmeister der Zeit, also nach Statuen von Rauch und Schinkel und Schadow, sondern sein historisch feinst geschulter Geist beherrschte den Stil der Gotik so spielend, daß es ihm gelang, unter anderem auch Apostelleuchter zu schmieden, die wie Eisen gewordene Holzplastik aus der Höhezeit des Mittelalters anmuten. Nicht einen Augenblick ermüden wir bei einem Gang durch die reichhaltige Schau: das kommt daher, daß sich die Eisenkunst wohl des gesamten Kunstgewerbes bemächtigt hatte. Die Not des Vaterlandes, die schon damals in den Befreiungskriegen ungeheure Goldopfer erheischte, rief eine Stilerhöhung des Eisens hervor, die man sich heutzutage noch weit mehr als es bisher geschehen ist, zu nutzbringendem Vorbilde nehmen müßte. Zumal die Halsketten in Eisenfiligran, auch wenn sie nicht durch Stahl- oder Goldfassung oder nur durch Gelbtönung farbigen Reiz erhalten, strömen einen herb lieblichen Reiz aus, der grade als Schmuck der deutschen Frau in ernster, großer Zeit wahrhaft feierliche Schönheitswerte in sich birgt. Dazu treten dann die verschollenen Schreibgeräte einer Zeit, die familienhafter als die unsere war; etwas wundervoll Behäbiges spricht aus diesen eisernen Riesentintenfässern und Lichtschirmen und Briefbeschwerern. Ganz spielerisch und doch nicht spielereimäßig wirken die Miniaturstatuetten ein. Selbst der Humor wagt sich an das Eisen heran und schafft etwa Falstaffstatuetten von seltsam grotesker Wucht. Die fehlenden Töne werden durch den schillernden Glanz ersetzt, der besonders den Pferdeleibern der Statuetten zu gute kommt. Zu wünschen bliebe, daß sich die neuerwachte Gußeisenkunst unserer Tage mehr und mehr aus einer vorwiegend offiziellen Gedenkkunst zu einer volkstümlichen Gebrauchskunst entwickeln möge.

Arthur Neisser

Digitized by Google

Briefe einer Deutsch-Französin

Als Anette Kolb sechs Monde nach Kriegsausbruch in Dresden einen Vortrag hielt, zischten und tobten die Spießbürger der sächsischen Residenz- und Kleinstadt wider sie, weil sie einige unvermeidliche Feststellungen über die in allen Ländern wuchernde Hetzpresse zu hören bekamen. Von demselben Geist wie jener tapfere, kluge und menschliche Vortrag ist das Buch durchglüht, das sie jetzt als „Briefe einer Deutsch-Französin" im Verlag von Erich Reiß, Berlin, herausgibt.

Was sie sich in diesen dreizehn Briefen an einen Toten über die Unseligkeit und den Unsinn des Krieges von der Seele schreibt, sind Wahrheiten, denen jeder Vernünftige heute zustimmt, und Weisheiten, die sich unsere Enkel an den Schuhsohlen werden abgelaufen haben, aber der Krieg ist so sehr ein Umwerter aller Werte geworden, daß das Selbstverständliche fremd klingt und das Besonnene verwegen. Anette Kolb, die beides, das Selbstverständliche wie das Besonnene, mit innerlicher Leidenschaft und starker Geistigkeit vorzutragen weiß, ist besonders erwählt, in den babylonischen Sprachenwirrwarr unserer Tage klar und deutlich „europäische Worte" hineinzurufen, weil deutsches und französisches Blut in ihren Adern fließt. Kind eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter, beiden Völkern verbunden, beiden Kulturen verpflichtet, empfindet sie mit ganz persönlicher Tragik eine Zeit, „da der Erdteil sich mit alten Leuten zu füllen scheint, weil sie die zahlreicheren geworden sind". Gerade weil sich Deutsche und Franzosen mit Eisenklumpen jeden Umfangs bewerfen, hält sie diesen wie jenen die Treue, „denn an zwei Fahnen hat dieser entsetzliche Krieg mich verleidet. Zwei Fahnen schwesterlich umflort, halten meine Hände umklammert. Ich wärs zufrieden, trüge man sie beide — wo immer ich sterben mag — meinem Sarge voran; auch die Trikolore! so heißgeliebt!" Darum wehrt sie den Verleumdungen des französischen Volkes durch alldeutsche Maulhelden und preist „die silberne und immergrüne Stadt" Paris, mit der es kein Fertigwerden gebe und die sich unerschöpflich, für jede ihre widerfahrende Morschheit, durch neue Triebe, blütenbeladene neue Aeste schadlos halte. Aber mit gleicher Inbrunst umfängt sie das wahre Wesen Deutschlands, dessen Volk ihr als „das geistigste und geistverlassenste" erscheint als „das potenziell höchste, das effektiv gefährdetste, der Heimgarten aller Gegensätze, in welchem die blaue Blume tiefer aufleuchtet, zugleich wilder überwuchert steht, als irgendwo." Darum hält sie eine Verschmelzung deutschen und französischen Sinns für dringend nötig, auf daß Deutschland zur Erfüllung seiner selbst komme. „Nur an den gesunden Wesenselementen des „dekadenten" Frankreich wird das „gesunde" Deutschland mit der gefährlichen und entstellenden Beute des Radau-Alldeutschtums mitten in dem göttlichen Antlitz genesen". Wenn sie gar mit feinster Zuspitzung sagt: „Von Staatsangehörigkeit weiß das Unsterbliche nichts". So würden die Rahel und die Bettine diese Annette ob solch tapferen und klaren Bekenntnisses in heller Freude umarmen, denn freimütig vertraten auch sie den europäischen Standpunkt.

Aber wir alle, die wir uns mehr zu sein bestreben als das „Tier mit roten Backen", fühlen wir nicht den Zwiespalt dieses Krieges ähnlich wie die Deutsch-Französin? Schulden wir nicht samt und sonders der geistigen Arbeit heute feindlicher Völker und zuerst der französischen Kultur Viel-

Digitized by Google

fältiges? Und sind deshalb nicht auch wir „untüchtig, zu begreifen, daß zur Ergänzung, ja, wie Liebende zur Ergänzung geschaffene Nationen sich hinschlachten sollen?“ So wie Anette Kolb den Krieg erlebt, nein! erleidet, müßten ihn, mit starken Gefühlen der Wut, der Scham und des Ekels, alle Menschen, zum mindesten alle Frauen erleiden. Und auf jeden Fall steht sie mit ihrer europäischen Denkart sittlicher und mutiger da als jene ihrer Schwestern, die — schmerzliche Enttäuschungen für uns sind darunter — die Männer zum blinden Haß aufpeitschen möchten oder sich auch nur bei jeder Gelegenheit als die „deutsche Frau“ aufspielen. Worauf füglich mit dem alten, aber stets wieder neuen Georg Christoph Lichtenberg zu sagen wäre: „Es giebt eine gewisse Art Leute, die das Wort deutsch fast immer mit offenen Nasenlöchern aussprechen. Ein sicheres Zeichen, daß der Patriotismus bei diesen Leuten sogar auch Nachahmung ist. Wer wird immer mit dem Deutschen so dick tun? Ich bin ein deutsches Mädchen, ist das etwa mehr als ein englisches, russisches oder otaheitisches?“

Hermann Wendel, M. d. R.

Max Jungnickel

Zu den Büchern Max Jungnickels greife, wen es danach gelüstet, einen Weg zu erkennen, der aus der Hast und dem Haß der Moderne in die Freiheit reineren Ur-Dichtertums führt. Diese Bücher heißen vom „Frühling und Allerhand“ „Peter Himmelhoch“, „Trotz Tod und Tränen“ und „Das lachende Soldatenbuch mit der Denkerstirne“.*) Und sie erzählen davon, daß eine unendliche Güte nie endende Süße unserm Leben gab.

*) Verlag Hermann A. Wichmann, München.

Ist die Natur nicht wundersam reich? Fragt Jungnickel! Er wird Euch erzählen, daß auch das niedrigste Ding sein eigenes Gesicht hat, mit dem es lächeln kann, oder Grimassen schneiden. Ihm aber zeige all die Umwelt nur freundliche Miene, er ist mit den Blumen innig vertraut, und der Wind ist sein lieber Bruder. Und gar erst der Frühling! Den kennt er. Denn er war oft dabei, wenn die Kirschbäume Hochzeit hielten. Selber haben sie ihn eingeladen, wie das arme Zigeunermädchen in seinem Märchenspiel von der armen Suse, in der „Frühlingsfuhre“, die schweres Erdenweh eines Findelkindes durch den Lenz in wiesengrünes Glück zaubert. Er ist ein glücklicher Mensch, dieser Max Jungnickel, er ist ein Sonntagskind trotz kärglicher Dachstubenwohnung, er ist ein Dichter! Was sage ich: Trotz ...? Gerade weil er nichts entbehrt vom äußeren Glanze ist er so glücklich. Er und das blonde Gänsemädchen, das er zu seinem Weibe gemacht hat. Und Ihr glaubt, er sei arm? Reich ist er, reicher als Du in Deiner Villa. Er hat seine lieben Spielsachen, sein gutes, großes Tintenfaß, seinen Federhalter, den schlanken Wanderkameraden, seine lachenden Stahlfedern. Ist das kein Besitz? Der Dichter weiß ihn zu schätzen und widmet diesen Freunden sein Buch vom Frühling. Vom Frühling des Dorfes, dem er, der Sohn eines armen Bahnwärters, entstammt. Vom Frühling der Wiesen, zu dem es ihn immer und immer wieder hinzieht, ihn und sein Gänsemädel. Ein wundervolles Entzücken, das das Leben so inbrünstig-ehrlich bejaht, lebt in diesen Büchern. Hier wird Natur und Umwelt, wenn sie Leben gewinnt, nicht zum Symbol, und ihr Tun wird nicht in der Mittelbarkeit der Allegorie deutlich. Ur-naiv gestaltet dieser Dichter

Digitized by Google

das Leben der Scheinbar-Unlebendigen. So beschaffen sind die Gestalten der Jungnickel'schen Märchen. Und die Schicksale, die sie erzählen, sind oft sehr traurig. Da war eine so nette Straße, die plötzlich dem Eitelkeitsteufel zum Opfer fiel und sich „Brunostraße" nannte, weil Bruno, des Bürgermeisters Sohn seinen Doktor gemacht hatte. Und von einer Wanduhr und von einer Lampe ist die Rede, und vom Volkslied, das, im Wirtshaus, in einen Bierseidel fällt und ertrinkt. Einmal aber kommt in die Stube des Märchendichters der alte, gute Herr Andersen, der Dichter aus hohem Nordland. Wir, die wir Jungnickels Geschichten lesen, wir fühlen, daß dieser Besuch seine große Wirkung auf den jungen Dichter nicht verfehlt hat. Daß sein Odem in der Dachstube blieb, und jeder Seite, die der Dichter schrieb, einen rosigen Hauch gab.

Richard Riess (München)

Abenteurer

Steil schießt über eine Hürde bürgerlicher Begriffe einer aus der Reihe der Bürger hinweg. Plötzlich erfaßt ihn die Lust, loser das Leben zu fassen, Hindernisse nicht mehr durch Geist, sondern durch Temperament zu überwinden.

Einst geruhigten Lebens voll, brachte ihn irgendwelche Erhellung zur Umkehr. Irgendwelche? Diese: die Erkenntnis der Unzulänglichkeit des geraden Weges. Der krumme Weg ist der nächste. Lump, der die Form bezwang, wird zum genialen Gauner. (Zechpreller bleibt nur der, dem Geist mangelt, Hochstapler zu werden.) Jedem abwärtigen Weg gibt starkes Temperament die Richtung nach oben.

Loses wird durch Zufall gebändigt zu neuer Form. Das Sittengesetz bekommt Elasticität. Jede Mauer, überwunden, wird zum Auslug nach kommendem Weg. Und doch läßt der gleichgültig; er ist unbestimmbar: allein vom Ziel bestimmt, wird jeder Schritt zum neuen Weg, wird jedes Hindernis kostbar durch die Erwartung.

Das ist der Abenteurer. Nicht der, der Abenteuer sucht, nicht der Abenteuerlustige, nein, der, den sie verfolgen, dem sie sich in den Weg stellen: und er, aus bürgerlicher Ruhe und Begriffen geworfen, setzt mit Wucht sich über sie hinweg. — —

Kasimir Edschmid hat einen Band Novellen herausgegeben, voll von abenteuerlichen Gestalten. („Die sechs Mündungen." Leipzig 1917 bei Kurt Wolff.) Siegend oder verblutend kämpfen hier Menschen um ihrer Sehnsüchte Ziele, in bangendem Harren und in rücksichtslosem Sturm. Sie sind wie ihr Dichter: nur Temperament. Das steht Edschmid vor allem. Psychologische Kleinlichkeiten sind ihm fremd. Er erkennt den Willen, aber er forscht nicht nach seinen Gründen.

Von irgendwo tönt ihm ferner Klang: Sehnsucht. (Einer Geliebten, eines Tatmenschen, eines Asketen — — irgendwessen.) Der Dichter faßt ihre Schwingungen zum Lied des Leides oder Sieges. Aufgestachelt, erlebt er selbst Anderer Schicksale; Mitgefühl wird zur Teilnahme.

Noch bändigt er nicht restlos die Sprache; zwingt ihr nicht das Letzte seines Willens auf. Von ihrer Schönheit kostet er, aber sie wird ihm nicht eigen. Sein Temperament stürmt mit ihm: verfehlt nicht den richtigen, wohl aber den einzig-treffenden Ausdruck.

Seine Gestalten jedoch, in ihrer geraden Wucht, werfen uns zu Boden; ob sie Las Cases heißen oder Franz, Sire sind oder Cowboy: ehrfürchtig

Digitized by Google

erstarrt beugen wir uns vor der Macht ihrer Gefühle. Rasend pulst Leben in diesen Menschen, die Liebe peitscht und Sehnsucht, die kein Hindernis kennen, jedes überwinden, weil sie sich selbst überwunden haben: Abenteurer!

Abenteurer sein heißt: ohne Scheu sein. Nicht Abenteuer suchen, doch jedem gewachsen sein. Den Tod kennen und ihm Bruder sein. Das Gesetz kennen in eigener Deutung. Nicht ein Ziel haben, sondern Ziele.

So, erfüllt von neuen Lüsten, in ungeahnter Spannung rasen. Nicht wissen um seine Macht, doch zum Ich Vertrauen haben. —

Was liebevoll ins All stürmt, kann nicht untergehen. Wer dem Geschick vertraut, nicht an Enttäuschungen bersten.

Abenteurer sein heißt: vom Glücke gejagt sein. Den Augenblick fassen und ihn nutzen. Moment bauen auf Moment und die Zeit besiegen. Rasen können, Lust spüren und frei sein von Hemmung.

Paul Nicolaus

Kalenderbücher

Auf die Veredelung des Kalenderheftes, das vielfach zu einem bösen Inseratenvorwort herabgesunken war oder ist, zielen manche Versuche der letzten Jahre, die z. T. literarisch im Gewand einer besonderen Verlagssammlung, einer Zeitschrift hinausgingen, z. T. an landschaftliche oder sonstige allgemeine Bedingungen anknüpften. Manches davon war einmaliger Sprung in die Welt, dem kein zweiter folgte, oder blieb auf einen kleinen Kreis beschränkt, der den Kalender als Jahresbrauch an sich nicht kannte, aber hier eine literarische Spezialität mitmachte.

Zwei Unternehmungen scheinen im Südwesten des Reiches feste Wurzeln geschlagen zu haben: „Von schwäbischer Scholle“ (Salzer, Heilbronn) und „Bodenseebuch“ (Reuß & Otto, Konstanz). Salzers Unternehmen, das jetzt zum fünftenmal erscheint, mag in der Anlage dem andern Anregung gegeben oder als Vorbild gedient haben — die Entwicklung war dann verschieden. Das Bodenseebuch hat einen mehr ausschließlich literarischen Einschlag — das hängt mit der Idee zusammen, dieses politisch und kulturell, doch ziemlich unterschiedliche Gebiet als eine Einheit zu fassen; der schwäbische Kalender hat die Unterlage eines Volkstums, das im Kulturellen, Politischen, Religiösen ebenso fruchtbar ist wie im „bloß“ Dichterischen. Salzers Buch ist darum etwas fester an die breiten Volksbedürfnisse gebunden und bringt neben Erzählungen, Gedichten, Bildern (die in beiden Bänden ungefähr gleichen Wertes und verwandter Gattung sind) geschichtliche, militärische, theologische Nahrung. Knappe Chroniken erhalten den zeitgebundenen Charakter. Wir machen zum Jahresschluß auf die beiden Bände aufmerksam; Walter Jerven, der das Bodenseebuch herausgibt, hat in den „Zeitbüchern“ übrigens eine zweite Sammlung alter Kalendergeschichten folgen lassen.

Theodor Heuss

Berichtigung

Bei der in Nr. 49 des „März“ erschienenen Erklärung des Privatdozenten Dr. August Mayer (München) ist folgender Nachsatz versehentlich in Wegfall gekommen: „Außerdem halte ich es für meine Pflicht, zu erklären, daß das gleiche von Herrn Alfred Frh. Meusi von Klarbach gilt.“

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1916 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

WIDENER
HN S2MI 0

Digitized by Google

Digitized by Google